Durch Musik und Leben im Dienste des Ideals

La Mara

Digitized by Google

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

Digitized by Google

Digitized by Google

Lipsius, Ida Maria

Durch Musik und Leben im Dienste des Ideals

von

La Mara

Band II

Leipzig
Druck und Verlag von Breitkopf & Härtel
1917

Digitized by Google

ML423
.L767A3
v.2

Copyright 1917 by Breitkopf & Härtel, Leipzig

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis

	Seite
Einzug im Öfersaal und seine Weihe durch Liszt, 1882—1883	1
1883	24
Im Lande der Sehnsucht, 1884	39
Musikerbriefe, 1885	102
Entschwundene Sterne, 1886—1887	123
Liszts Briefe, 1888—1891	147
1889	159
1890	167
1891	187
Bismarck in Jena, 1892	195
Weitere Briefe von und an Liszt, 1893—1895	215
1894	224
1895	230
Abschied von Wien, 1896	245

Schloß Friedstein, eine Insel der Glücklichen, 1897—1917

1897	261
Sizilischer Zauber, 1898	277
Die Liszt-Wittgenstein-Briefe, 1899	321
Unter Dolomiten, 1900	334
Letzte Ausfahrt zu zweien, 1901	343
Sorgen- und Trauertage, 1902—1903	353
1903	367
Der wiederauflebende Cornelius, 1904	374
Altenburgbuch und Mouchanoffbriefe, 1905	384
Aus dem Paradies vertrieben, 1906	391
Der Liszt-Carl Alexander-Briefwechsel, 1907	398
Memoiren der Gräfin Brunsvik, 1908	404
Liszts „Chopin", 1909	411
Liszt und die Frauen, 1910	421
Liszt-Jahrhundertfeier in Budapest, meines Lebens Krönung, 1911	429
Nun die Schatten dunkeln, 1912—1917	450

Namen-Register 467

Digitized by Google

Digitized by Google

Einzug im Ösersaal und seine Weihe durch Liszt

1882—1883

In Dresden besuchte ich im Januar auf der Durchreise meinen Bruder Constantin, der bereits übergesiedelt und in seine neue Tätigkeit eingetreten war, sein Atelier indessen noch in Leipzig beibehielt und zur Ausführung seiner Bauten wöchentlich mehrmals herüberkam. Die von ihm in Dresden gewählte Wohnung war am Terrassenufer sehr schön gelegen, für mich jedoch, da ich keine Neigung zum Mitkommen bezeigt hatte, nur als Gast, nicht als dauernde Mitbewohnerin berechnet.

Es blieb nun bei meiner Vereinigung mit Similde; doch bereitete mir die nun beginnende Auflösung des mütterlichen Haushaltes und unseres Zusammenlebens viel Schmerzen. Darum eben hatte ich diese für mich traurige Zeit durch längeres Verweilen bei den Wiener Freunden gern abgekürzt. Wie heimisch ich in ihrer Mitte geworden war, gab mir ein liebes Telegramm der vereinigten Sonntagsgesellschaft gleich nach der Rückkehr kund.

Zum Genießen war ich jetzt wenig aufgelegt. Nur dem Außerordentlichen widerstand ich nicht. Noch im Januar veranstaltete Hans von Bülow mit seiner Meininger Kapelle einen Beethovenabend, dem er im März einen zweiten, sowie einen Brahms- und einen Mendelssohn-Schumannabend folgen ließ. Wunderherrlich war vornehmlich seine Auslegung der Eroica- und der Pastoralsymphonie. Der Brahmsabend, bei dem der Dirigent selbst auch das D-moll-

Digitized by Google

Konzert gewaltig spielte, bedeutete für ihn und den Komponisten einen Triumph. Am wenigsten gut war Schumann mit den Ouvertüren zur „Braut von Messina" und „Hermann und Dorothea", dem Cellokonzert und der Geigenphantasie im Programm bedacht, wogegen Mendelssohn durch „Melusine" und die A-moll-Symphonie günstig repräsentiert erschien.

Der geniale Künstler war in diesen Tagen glänzend bei Stimmung. Kaum gewahrte er mich unter den Zuhörern, als er mich begrüßte und, über eine Anzahl Köpfe hinweg, mit einer Anrede beehrte. Halb zweifelnd, ob sie mir wirklich gelte, trat ich an das Orchesterpodium heran, um unsere Konversation, statt par distance, in behaglicherer Nähe fortzusetzen, wie dies auch an den weiteren Abenden der Fall war.

Im Februar gab das Ehepaar Rappoldi ein interessantes und erfolgreiches Konzert. Ich kannte Frau Rappoldi schon unter ihrem Mädchennamen Kohrer von ihrer Studienzeit bei Liszt her, und neuerdings hatten wir einen biographischen Briefverkehr gepflogen. Beide besuchten mich, wir verbrachten den Rest des Abends gemeinsam und legten damit den Grund zu unserer langjährigen Freundschaft. Auch eine Rubinstein-Matinee fehlte nicht, Pauline Fichtner-Erdmannsdörfer und ihr Mann nahmen sich ihrer an.

Tiefste Eindrücke ließ mir wieder der „Tristan" zurück, wenn die Titelpartien diesmal auch durch kein Voglpaar, sondern durch den etwas hölzernen Lederer und die Reicher-Kindermann verlebendigt wurden. Die Seltlinge „Euryanthe" und „Hans Heiling" tauchten vorübergehend empor und das Künstlerpaar de Padilla erschien und gab mir zu erneutem Verkehr Gelegenheit.

Eine besondere Überraschung bereitete uns unser lieber Professor Werner, indem er, nach Vorführung seiner norwegischen Bilderausbeute, jedem seiner Gäste zum Abendessen ein Aquarell aufs Kouvert gelegt hatte. Meiner Schwärmerei für Venedig war seine Güte durch einen überaus fein

Digitized by Google

beleuchteten Ausblick von der Riva auf die Seufzerbrücke entgegengekommen.

Doch auch einen empfindlichen Verlust in der Reihe meiner Freunde hatte ich in dieser Zeit zu beklagen. Inmitten der Lenzfeier der Natur trugen wir Frau Louise Härtel, geb. Hauffe zu Grabe. Wie wenigen war es ihr gegeben, das Schöne und Echte in ihrer Kunst, gleichviel aus welcher Richtung es erwuchs, zu erkennen. An den streng klassischen Traditionen der Leipziger Schule herangebildet, durch Clara Schumann gefördert, fand sie dennoch den Weg zu Wagner, dessen feurige Verehrerin sie war, nicht minder als zu Brahms und Rubinstein, die so oft die Gäste ihres Hauses waren. Zum letzten Male öffnete sich ihr Heim bei Rubinsteins Anwesenheit in Leipzig einem größeren Kreise. So schwer sie seit Monaten an einem Halsübel litt, sie ließ es sich nicht nehmen, den Künstler wie gewohnt bei sich zu feiern. Heroisch kämpfte sie an gegen die grausame Krankheit, bis sie sich einer Operation unterzog, die sie nur einen Tag überlebte. Ihr Nekrolog im Leipziger Tageblatt wurde von mir geschrieben.

Am Morgen des 27. März siedelte ich, das Herz voll Tränen, unter strömendem Regen aus dem mütterlichen Hause zu Similde über. Ihr herrlicher, durch zwei Stockwerke geführter, von Öser dekorierter Festsaal, von dem ich mir durch Teppiche und Vorhänge mein Schlafzimmer abgezweigt hatte, beherbergte mich nun. Klassische Landschaften zierten das durch korinthische Säulen gegliederte Gewänd, vom Plafond schauten blumenstreuende Genien auf mich herab, zu allen Fenstern drang vom Garten herein Frühlingsduft und Vogelgesang. Es war ein ideales Künstlerheim, darin wohl gute Gedanken keimen konnten. Similde empfing mich voll rührender Liebe. Auf einem schönen Blumentisch blühten mir farbenfrohe Lenzeskinder entgegen; auch Salz und Brot, nach guter alter Sitte, und die Psalmen König Davids begrüßten mich. Dazu hatte mir die liebe Frau von Holstein mit Blumen, Kuchen und Wein sinnige Verse geschickt.

Drei Tage noch war ich von früh bis Abend mit meiner Mutter zusammen. Am 30. März ward ihre Wohnung geräumt. Mutter besuchte mich am Nachmittag und war von meinem nun ziemlich eingerichteten neuen Heim entzückt. Am 31. geleiteten wir sie auf die Bahn. In meinem Tagebuch heißt es: „Nun ist alles vorbei. Wir sind getrennt. Ob auf lange, auf immer? Gott weiß es. Er weiß auch, wie schwer mir's geworden, wie heiß ich meiner lieben treuen Mutter für alles, was sie mir gewesen und getan, danke. Nun leite mich seine Hand in Gnaden weiter!"

Mein Zusammenleben mit Similde war das glücklichste. Eine bessere Lebensgenossin als sie konnte es nicht geben. In unseren Neigungen meist übereinstimmend, den Charakteren nach verschieden, ergänzten wir einander dergestalt, daß keine Monotonie zwischen uns aufkommen konnte. Similde war leichtlebig, Optimistin von reinstem Wasser, sie sah Menschen und Dinge von vornherein in rosenfarbenem Lichte. Ich, ohne schwerfältig zu sein, ohne den Pessimisten von fern beizuzählen, war in Anwendung solch rosigen Beleuchtungszaubers zurückhaltender und bemühte mich, das, was mir gegenübertrat, möglichst unverblendet nach seinem wahren Wert zu erkennen. So fiel unser Urteil zunächst meist sehr verschieden aus, näherte sich aber in dem Maße, als Similde von ihrem ersten Überschwang zurückkam, mit der Zeit oft bis zur vollen Harmonie.

Das Mittag- und Abendmahl teilten wir miteinander. Das Frühstück nahm jede innerhalb ihres eigenen Bereichs, wie wir uns überhaupt eine wünschenswerte Selbständigkeit vorbehielten. Da wir fast durchgängig dieselben Freunde hatten, wurden wir meist zusammen eingeladen. Ein paar Häuser, zu denen bisher nur Similde Beziehungen hatte, dehnten ihre Aufforderungen nun auch auf ihr nunmehriges

Anhängsel aus. Als solcher habe ich insbesondere des Baron Tauchnitz mit Gattin und Tochter Clara, wie der mir vorzugsweise lieben Rudolf Brockhausschen Familie zu gedenken. Dem Mitchef des weltbekannten Buchverlags, der, mit glücklicher Hand und scharfem Auge begabt, sein Heim mit erlesenen Kunstwerken, seine Mappen mit kostbaren Handschriften Goethes und anderer Größen füllte, hatte ich mich schon in der Zestermannschen Pension angefreundet. In dem ebenso vornehmen als behaglichen Hause, das er sich errichtet, waltete die Gattin, die er sich aus Wien heimgeholt, Frau Louisa geb. Rath, mit Wiener Anmut und Liebenswürdigkeit, dabei voll unbestechlichen Wahrheitssinns, durchdringend klaren, selbständig originalen Geistes — eine Meisterin der Konversation, wie überhaupt der Kunst, es ihren Gästen bei sich wohl werden zu lassen und diese Kunst später auch auf ihre Tochter Marianne zu übertragan. Was Leipzig an hervorragenden Menschen birgt und neu aufnimmt, das findet sich meist bei Frau Louisa vereint, die mir bis zu dieser Stunde eine liebe und verehrte Freundin geblieben ist. In wenigen Familien meiner Vaterstadt war ich bei jeder Einladung im voraus der genußvollen Stunden, die mich erwarteten, so sicher, und immer kehrte ich reicher heim, als ich hingegangen war.

Hinwiederum wurde Similde bei manchen meiner bisher ausschließlichen Freunde heimisch. Unter ihnen namentlich bei dem mir seit meiner ersten Jugend lieben Herrn Emil Trefftz, der, ein Mitglied der Gewandhauskonzertdirektion, selbst, wie früher erwähnt, ein vortrefflicher Sänger, seinen Gästen gute Musik aufzutischen verstand. Häufig sahen Similde und ich namentlich Frau Amalie Friedrich geb. Eichler, eine frühere Schülerin Rosa von Mildes, bei uns, deren schöner, einem feurigen Herzen entquellender Alt mit Vorliebe von mir begleitet wurde, auch Simildes Sopran herrlich sekundierte. Eine glücklich begonnene Künstlerlaufbahn brachte sie Gatten und Kindern zum Opfer.

Meine Tätigkeit spann sich in gewohnter Weise fort.

Noch immer gaben mir meine Sängerinnen zu tun. Ein Brief Liszts hatte mich schon Ende vergangenen Jahres mit Mme. Viardot in Verbindung gesetzt, indem er mir gleichzeitig schrieb:

„Verehrte liebe Freundin,

Beifolgend die Einleitungszeilen für Madame Viardot. Sie steht über jedem Vergleiche als dramatische Künstlerin, sowie in der Gesangs-Virtuosität und -Lehre. Außerordentlich vieles davon verdankt sie ihrem Vater Manuel Garcia.

Mit herzlichem Gruß dankbar ergebenst

F. Liszt.

Dezember 81 — Rom.

Madame Viardot spricht und liest vortrefflich deutsch, schreibt aber geläufiger das Französische. Schicken Sie ihr den Band der Charakterköpfe, worin die Studie über Berlioz enthalten."

Die große Künstlerin erwiderte mir folgendes:

„Paris, 9. April 1882.
50 Rue de Douai.

Verehrte Frau,

Anbei empfangen Sie die Abschrift meiner Biographie von Pelloquet, die in der Sammlung Les hommes du jour erschienen ist. Einige augenfällige Ungenauigkeiten habe ich darin gestrichen. Sie werden aus dem Artikel freilich nicht viel mehr erfahren, als Sie schon wissen; doch ist er noch einer der wenigst phantastisch ausgeschmückten, die über mich geschrieben wurden. Der meines verehrten Meisters Liszt dürfte Ihnen vielleicht mehr sagen, mindestens als künstlerische Analyse.

Ich fühle mich sehr geschmeichelt, daß Sie mich in Ihr

Werk aufnehmen wollen. Genehmigen Sie mit meinem Dank den Ausdruck meiner ausgezeichneten Hochachtung,

Pauline Viardot."

Bald darauf hörte ich wieder von ihr:

„Paris, 23. April.

Verehrte Frau,

Ich will mich bestreben, Ihre Fragen und Einwürfe in möglichster Kürze zu beantworten.

Pelloquet irrt, wenn er mich vor meinen Reisen in England und Amerika öffentlich Klavierspielen läßt. Da wäre ich ja schon mit dreieinhalb Jahren aufgetreten. In Wahrheit war ich vierzehn und fünfzehn Jahre alt, als ich mich in mehreren Konzerten meiner Schwester oder Bériots zuerst als Pianistin zeigte. Ich war die Erste, die in Belgien und Deutschland die großen Phantasien Thalbergs über [Rossinis] ‚Moses' und ‚Die Hugenotten' spielte.

Mein einziger Gesangmeister war meine Mutter; da ich aber als achtjähriges Kind nach unserer Rückkehr von Mexiko bei den Gesangstunden meines Vaters als Begleiterin diente, profitierte ich, glaube ich, dabei noch mehr als seine Schüler. Mein Vater schrieb im Jahre 1829 mehrere Salon-Operetten, die er in seinem Hause von Schülern aufführen ließ. Auch ich bekam darin meine Rollen. Ohne mich im Gesang zu unterrichten, komponierte er für mich und ließ mich Stücke singen, die schwieriger sind, als alles, was ich seitdem gesungen habe. Ich besitze sie noch und bewahre sie als kostbaren Schatz.

Gleichzeitig erhalten Sie das einzige noch übrige Exemplar meiner letzten Photographie. Mit Vergnügen stelle ich es Ihnen zur Verfügung, obgleich sie nicht sehr gut ist — immerhin ist sie noch die beste. Empfangen Sie meine angelegentlichsten Empfehlungen.

P. Viardot."

Eine ausführliche Beantwortung meiner ihr vorgelegten Fragen, sowie eine Liste ihrer gedruckten und ungedruckten Kompositionen und ihrer hauptsächlichsten Schülerinnen begleitete dies Schreiben.

Vom selben Tag datiert ein Brief aus der Feder Jenny Linds:

„Great Malvern, April 23.

Hochverehrte Frau.

Ich habe allerdings Ihren werten Brief vom 19. Dez. richtig erhalten — und muß sehr um Entschuldigung bitten, daß ich denselben bis jetzt unerwidert ließ. Allein — so viele Briefe und Fragen werden an mich immerfort gerichtet. So oft ersucht man mich jetzt, Skizzen aus meinem Leben zu liefern, daß ich wirklich nicht im stande bin, allen diesen Anforderungen die nötige Aufmerksamkeit zu widmen — zumal da ich nicht mehr jung oder kräftig bin und meine Augen geschont werden müssen. —

Außerdem — welche Notwendigkeit ist es wohl, ein Leben von mir herauszugeben? Es ist recht freundlich, daß irgend jemand daran denkt — aber was man auch von mir und über mich schreiben wird, muß immer sehr unvollkommen und unbedeutend werden — denn nur ich selbst halte die tiefen Fäden meines Lebens in der inneren Seele — und wahrlich diese ‚Fäden' werden entweder nur von mir selber der Welt übergeben, oder sie verwesen mit mir im Grabe! —

Daher, hochverehrte Frau, tut es mir sehr leid, daß ich Ihren Wunsch nicht erfüllen kann. Alle die kleinen Aufsätze, welche über meine Wenigkeit existieren, sind im höchsten Grade unbedeutend, ungenügend und oft — nicht wahr. En detail auf dieselben hier einzugehen, ist nicht mein Wunsch. Ich habe kein Verlangen, weiter in der Welt unter irgend einer Form zu erscheinen. — Die Welt vermischt das Wahre mit dem Falschen, und die Puppen der Gegenwart allein spielen eine Rolle. Meine ist schon lange ausgespielt — und so — meine hochverehrte Frau — nehmen Sie meinen

aufrichtig gemeinten Rat: Laſſen Sie gütigſt ab von Ihrer ſo ſehr freundlichen Abſicht irgend etwas aus meinem Leben zu ſchreiben. Sie werden nur repetieren müſſen, was ſchon vor 40 Jahren geſagt worden iſt von mir. Das Wahre, das Echte aus meinem wunderbaren Leben wird von mir ſelbſt nur einmal erzählt — und ob ich dies jemals tue, daran zweifle ich — und komme ich nicht dazu, ſo iſt es von gar keiner Bedeutung. Die Geſchichte der meiſten Menſchen iſt auch ‚wunderbar‘ — und die beſten ſchreiben nicht ihr Leben!

Ergebenſt
Jenny Lind-Goldſchmidt.“

Dem Rat Jenny Linds folgte ich: ich verzichtete darauf, ihr Leben zu zeichnen, da ich nichts Neues über ſie beizubringen vermochte.

Nicht alle meine ſingenden und ſpielenden Künſtlerinnen können ſelbſtverſtändlich hier zu Worte kommen, ſo intereſſant es auch manchem ſein würde, jede in ihrer eigenen Weiſe über ſich ſelbſt reden zu hören. Im fünften Band der Studienköpfe habe ich, auf Grundlage ihrer eigenen Mitteilungen, ihr Leben, ſowie, nach meiner perſönlichen und künſtleriſchen Bekanntſchaft mit ihnen, ihr Weſen und Leiſten geſchildert.

Um dieſe Zeit bat ich die Wilt, die inzwiſchen mit glänzendem Erfolg wieder in Wien aufgetreten war, ſo daß ſie für die nächſten Jahre ein längeres Gaſtſpiel daſelbſt abſchloß, mir für mein Buch eine neuere Photographie zu ſchicken. Ihre Antwort lautete:

„Tobelbad bei Graz, 6. Juli.

Meine teure Marie!

Schneiden ſie Riemen aus meiner Haut, aber ein Bild kann ich Ihnen nicht geben, ich beſitze keines. Dabei bin ich ſelbſt alle Tage von meiner Häßlichkeit mehr und mehr

durchdrungen, so daß ich mich nicht entschließen könnte, mich photographieren zu lassen. Ach, liebste Seele, nehmen Sie doch meine Brünnhilde[-Photographie]; wenigstens werde ich dann doch als solche gesehen, denn hören mag mich ja niemand in der Rolle. Meinem Herzen tut nicht bald mehr etwas weh — aber daß sich Wagner so gar nicht um mich kümmerte, das tut mir doch oft noch tief leid. Ich habe ja in seine Brünnhilde ein Stück meines Lebens hineingelegt. — In Wien soll ich nächstes Jahr im Frühling die Walküre singen, damit Niemann seinen Siegmund anbringt; aber man hat nicht den Mut, mich die ganze Brünnhilde singen zu lassen, man fürchtet sich vor der Materna. Ich, liebste Marie, lasse es kommen, wie es kommt. Sie kennen meine Ruhe, was die Kunst anbelangt. Kann ich es nicht erstreben, so lasse ich es eben sein. Ich habe so vieles im Leben verwunden, daß ich auch das noch überwinden werde.

Niemann hat lang nicht so gezogen wie ich; ich habe 15mal gesungen und immer war es voll. Die Brandt hat mehr gemacht als er.

Wenn Sie nach Bayreuth gehen, denken Sie an mich. Ich bringe die Ferien ganz stille zu und bleibe im Grünen. Für Pest habe ich eine große Rolle [in Erkels Hunyady Laszlo] zu studieren, eine rasende Aufgabe. Ich wollte, ich hätte sie schon in meinem müden Kopfe drin! Wie macht es der Mensch, daß er so alles überwindet, ermattet, doch wieder emporschnellt, um weiter zu ringen, bis er in das Grab steigt! Ach wie schrecklich, denke ich an das Alter! —

Wenn Sie zu Wehlis nach Ischl gehen, erinnern Sie sich auch meiner und sprechen Sie hin und wieder von mir mit der lieben, guten, interessanten Frau. Wenn ich wieder nach Wien komme, wird sie mir wohl ihr Haus öffnen, sie war ja immer so lieb zu mir. Könnte ich die dumme Seekrankheit überwinden, ich ginge gewiß nach Amerika. — Nun, ich bin auch so zufrieden, ja tausendmal danke ich der Natur für die Kraft, die sie mir gibt, alles das zu leisten.

Ich küsse Sie innig, meine liebe Marie. Ach wie ich bedauere, daß Sie sich mit mir abgeben, mit einer so dummen, langweiligen alten Gretel, wie ich leider mich nennen muß.

Innige Küsse von Ihrer

Wilt.

Meine liebe Similde grüßen Sie unzählige Male."

Mittlerweile war Liszt wieder in der Hofgärtnerei eingekehrt. Meiner Anfrage, ob ich am 11. Juni kommen dürfe, erwiderte der liebenswürdigste Willkommenruf. Ich fand Mottl, Nicodé, Adelheid von Schorn und Gille bei ihm. Bedeutende Gespräche würzten und kürzten das Mahl, bei dem mir unser Gastgeber nach alter Gewohnheit die Ehre seiner Nachbarschaft erwies. Mit Nicodé spielte er ein humoristisches Stück „Reinecke der Fuchs" von Josef Löw; allein sodann Zarembskys Polonaise-Phantasie und eine Bronsartsche Manuskriptkomposition. Einer seiner anwesenden Schüler bemerkte unter den Notenheften auf dem Flügel verwundert ein Stück aus Rossinis „Diebischer Elster" und fragte, wie sich das hierher verirrt habe. „Es ist für Fräulein Schmalhausen bestimmt", erwiderte der Meister lächelnd. „Ich habe nur noch die Widmung darauf zu setzen," was er auch alsbald tat.

Ich ging, um Liszt ruhen zu lassen, nach dem Speisen zu Adelheid von Schorn, von wo mich der Meister im Wagen zu einem musikalischen Nachmittag bei Stahrs abholte. Unterwegs nahmen wir einen neuen, ihm von Hans Richter übergebenen Schüler, „einen merkwürdigen kleinen Kerl", wie er sagte, auf. Es war Eugen d'Albert. Sein Vortrag von Tausigs mit Schwierigkeiten gespickter Halka-Phantasie war verblüffend, sein Spiel überhaupt phänomenal. Zuvor kam Liszts Mouchanoff-Elegie zu Gehör. Gerhard Rohlfs mit Frau, Vera Timanoff und viele andere meiner Bekann-

ten waren gegenwärtig. Dann fuhr der liebe Meister mich zur Bahn und ich reiste in Gesellschaft Nicodés heim.

Wenige Tage darauf hatte ich mit Similde die große Freude, Wehlis bei uns zu sehen. Sie kamen nach Gebrauch der Kur von Marienbad und wollten nach Berlin und Helgoland. Sie speisten bei uns im Tempel, wo Similde alles reizend vorgerichtet hatte. Mein neues Heim im Saal fand ihren lebhaften Beifall. Unser Zusammensein war leider kurz; doch sahen wir uns bald wieder. Ich reiste Anfang Juli zu meiner Mutter nach Dresden und brachte mit Wehlis einen Tag in Obergrund bei Bodenbach zu, wo sie kurze Zeit verweilten.

Mit meiner guten Mutter verlebte ich frohe Wochen. Wir freuten uns, einander wieder zu haben, besuchten die Kunstsammlungen und machten viele Ausflüge. Auch suchte ich Kappoldis in Loschwitz und den Schubert-Intimus Legationsrat von Schober auf, der im selben Hause mit meiner Mutter wohnte. Er stand im 87. Jahre, sprach wenig, drückte mir nur still und innig die Hand und behielt sie lang in der seinen.

Nach meiner Rückkehr rüstete ich mich für Bayreuth. Nach sechsjährigem Schweigen sollte sich das Festspielhaus wieder öffnen, um Wagners letztes großes Geschenk, den „Parsifal" der Welt zu eigen zu geben. Durch eifriges Studium, wie durch drei öffentliche Parsifal-Abende, deren jeder den Hörer mit je einem Akte des gewaltigen Werkes bekannt machte, hatte ich mich vorbereitet. Mein freundlicher Wirt im Nibelungenjahr, Pfarrer Wilke, war inzwischen verstorben; doch nahm mich seine Witwe in ihrer am Neuen Schlosse sehr hübsch gelegenen Wohnung auf. Ich besuchte sogleich Liszt in Wahnfried. Frau Wagner empfing nicht; indes fand ich Richard Pohl und zahlreiche Bekannte.

Der 26. Juli brachte uns den großen Tag der ersten Aufführung unter Levis Leitung. Wir sehen den Dichter-Komponisten damit ein neues Gebiet, das des christlichen

Mysteriums, beschreiten. Hatten seine bisherigen Musikdramen vom „Holländer" an die Erlösung durch Liebe zur Grundidee, so tritt hier an Stelle der Liebe das christliche Motiv des wissenden Mitleidens. Das Theater wird Wagner zur Kirche, die Realität zur Idealität, die Sinnenerhebung zur Heiligung, das musikalische Drama zum Weihefestspiel, dessen Mittel und Kräfte er erheblich steigert. Als neues szenisches Mittel erfindet seine Genialität die uns zur Gralsburg emporgeleitende Wandeldekoration. Dem Zaubergarten des höllischen Klingsor wie dem Tempel des heiligen Gral ersinnt seine Phantasie die uns gefangennehmende Form und Gestalt. Den orchestralen Apparat bereichert er durch den feierlichen Kirchenklang der Glocken; gesanglich zieht er den Chor zu vermehrter und verklärter Mitwirkung herbei. Zu Trägern der Hauptpartien wählt er am ersten Tag Winkelmann als Parsifal, die Materna als Kundry, Scaria als Gurnemanz, Reichmann als Amfortas.

Die Wirkung der völlig neuartigen Schöpfung konnte keine andere als eine machtvolle, tiefgehende sein. Sie war es auch für mich. Gleichwohl fragte ich mich selber in meinem Tagebuch: „Ist mir der irdische Wagner nicht doch noch lieber als der überirdische? Ist ihm die Liebe nicht doch konformer als Entsagung, Heiligung?" —

Am 27. Juli war ich zur Soiree zu Wagners geladen und ging in Richards Begleitung hin. Ein großer glänzender Kreis war versammelt, darunter zu meiner freudigen Überraschung die Wiener Freunde Dr. Standthartner und Baron Bezecny. Frau Wagner, von Liszt nicht zu reden, auch Gräfin Schleinitz war besonders gütig zu mir. Als Liszt mir seine Enkelin Daniela von Bülow vorstellte, rief sie mir entgegen: „Ich kenne Sie ja schon längst fast auswendig." Den liebenswürdigen Louis Brassin fand ich wieder, mit ihm Herrn und Frau Tardieu — er ist zurzeit Chefredakteur der Indépendance belge — und viele andere hervorragende Menschen. Eugen d'Albert lud mich für den nächsten Morgen in Steingräbers Pianofortemagazin ein,

wo er ein paar Stunden spielte. Am Abend fand die zweite Aufführung statt, die meinen am ersten Abend empfangenen Eindruck wesentlich erhöhte und vertiefte. Dies wiederholte sich seitdem bei jedem erneuten Hören. Immer mehr wuchs mir das wundersame Werk ans Herz. Bei der zweiten Aufführung wirkten Gudehus (Parsifal), die Brandt (Kundry) mit, ersterer recht mäßig, wie auch Winkelmann meinem Ideale nicht entsprach, das ich erst Jahre darnach durch van Dyck verwirklicht sah. Marianne Brandt erschien mir über die Maßen bedeutend, großzügiger im ganzen, innerlich belebter, genialer im einzelnen als die Materna.

Von Liszt kommend, der ihr viel Schönes über ihre Leistung durch mich sagen ließ, besuchte ich sie am folgenden Morgen mit Richard Pohl, der mich ihr am ersten Abend im Theater vorgestellt, nachdem ich mit ihr schon zum besten meines Buchs korrespondiert hatte. Wir fanden sie in Tränen, da sie, eine feine tiefe Natur, den Meister, wie sie sagte, offenbar nicht befriedigt habe, was wir beide nicht begriffen. Sie, die mir nachmals herzlich befreundet wurde, erzählte uns manches kleine unerfreuliche Erlebnis, und zu unser beider innigem Bedauern kam es im weiteren Verlauf der Vorstellungen dahin, daß sie vor deren Abschluß Bayreuth verließ.

Ich selbst begab mich aus der Festspielstadt direkt zu meinen Wiener Freunden, die jetzt in ihrer, von einem großen Garten umhegten Villa in Heiligenstadt mit ihren lieben drei Enkeln behaglich hausten, Wir durchstreiften den herrlichen Wiener Wald nach allen Seiten. Bald ging es nach Klosterneuburg, bald nach Nußdorf, wohin mich der stolze Donaustrom magisch lockte. Oder wir sehen uns die berühmten Rothschildschen Gewächshäuser an, wo Weintrauben und Pfirsich und andere köstliche Früchte an französischen Stöcken, durch französische Gärtner gezogen werden. Ich ging daneben Beethovenschen Spuren und Erinnerungen nach und schlich mich oft zu dem lauschigen Versteck, wo er die „Szene am Bach" erdacht, wo Wachtel und Kuckuck ihm

vormusizierten. Interessant war mir in der Oper Boitos „Mephistopheles" — ein erstaunlich ernstes Werk für einen Italiener, oft mehr französisch als italienisch, dabei in Instrumentation und Deklamation stark von Wagner beeinflußt.

Nach vier Wochen verließen uns die Hopfenschen Kinder und Ischl sah uns wieder. Wiederum gewährte uns die Elisabethstraße, diesmal im vordersten Teile, Aufnahme. Sofort stellten sich Freunde ein: Exzellenz Hasner, Bauernfeld, Dr. Standthartner, Vicomte Valmore mit seiner Frau. Zu den vielen, mir schon vertrauten Orten der abwechslungsreichen Ischler Umgebung wurden mir neue, darunter der imposante Wasserspiegel des Attersees und Traunkirchen, bekannt. Auch in die Kaiservilla gelangte ich; alle Schönheiten Ischls wirken hier als Dekoration mit. Die innere Einrichtung ist erstaunlich schlicht, von kaiserlichem Luxus weit entfernt. Im Arbeitszimmer des Kaisers bedecken Jagdbilder die Wände, über dem Schreibtisch der Kaiserin sah ich ein Gedicht ihrer Tochter Erzherzogin Valerie eingerahmt hängen. Wie viele minder hoch Geborene dürften sich diese Anspruchslosigkeit zum Vorbild nehmen!

Im Theater sollte ich mit Nestroys altem „Lumpacivagabundus" Bekanntschaft machen. Er wurde miserabel gegeben und machte mir geringe Freude. Da der September mit Regen Abschied nahm, empfahlen auch wir uns und wandten uns nach Wien zurück.

Dort fanden wir Hans Hopfen vor, der daselbst in diesen Tagen seinen Vater begrub. Demzufolge wurde Baronin Wehlis berühmter Makartsalon ein paar Nächte hindurch zu meinem Schlafgemach degradiert. Nie habe ich in einem fürstlicheren Raume geruht. Holde Genien wachten über meinen Träumen.

Mit Similde Gerhard hatte ich eine italienische Herbstreise verabredet. Ungeheuere Überschwemmungen und Bahnunterbrechungen in Oberitalien, und demzufolge das entschiedene Abraten der Reisebüreaus, sowie des Wehlischen

Hausarztes, der eben von dort kam, ließen uns jedoch von unserem Plane abstehen. So blieb ich denn wieder im geliebten Wien hängen.

Daselbst empfing ich Ende Oktober den neuen Frauenband meiner Studienköpfe. Er erschien im Verlage von Breitkopf und Härtel und hatte seitens der Firma auch die Übernahme des vierten, des Klassikerbandes, der ursprünglich in anderem Verlage veröffentlicht worden war, zur Folge. Als Sonderausgabe war beiden Bänden die Studie über Pauline Viardot in der Sammlung „Musikalische Vorträge" vorausgeschickt worden, die ich der Porträtierten und meinem Meister alsbald sandte. Ihr Dank kleidete sich in die Worte:

„Les Frênes, Bougival, 23. Sept.

Tausend Dank, verehrte Frau, für Ihre liebenswürdige Sendung. Wahrlich, das Lesen dieser Biographie hat mich fast traurig gestimmt, denn ich glaube, das mir darin gespendete Lob nicht zu verdienen. O, daß ich noch in Tätigkeit wäre! Welch ein Antrieb würde sie für mich sein, durch mir neugestellte Aufgaben Ihres Lobes würdiger zu werden. Aber ach! alles, was mir nun noch zu tun bleibt, ist, daß ich mich für meine Schüler zu vervollkommnen suche!

Empfangen Sie mit dem erneuten Ausdruck meiner Dankbarkeit den meiner hochachtungsvollen Ergebenheit.

Pauline Viardot."

Liszt, gütig wie immer, schrieb, indem er mich zugleich mit mehreren Empfehlungsbriefen für den beabsichtigten, nun aber notgedrungen verschobenen römischen Aufenthalt ausstattete:

„Verehrte liebe Freundin,

La Maras ‚Pauline Viardot' ist glänzend getroffen: ein ganz berechtigtes Panegyrikon, mit dem illustren Cortège von Rossini, Meyerbeer, Berlioz, Gounod, Moscheles,

Ulfred de Musset etc., etc., worunter auch bescheidenst meine Wenigkeit.

Einleitung, Durchführung und Schluß Ihrer Monographie der Rosine-Fides-Orpheus-Pauline Viardot sind Ihnen vortrefflich gelungen. Vielleicht fügen Sie noch einige besonders lobende Zeilen der nächsten Ausgabe bei, betreffs der reizenden spanischen Lieder, typisch und kunstgemäß, von Vater Garcia und seiner Tochter Pauline. Verlangen Sie von ihr genaue Auskunft darüber und begünstigen Sie das Publikum mit dieser Spende.

Einliegend die römischen Briefe:

A. An Baron v. Keudell, der mir immer sehr gewogen war.

B. An Frau Helbig, geborene Prinzeß Schahawskoy. Sie ist eine meiner intelligentesten und liebenswürdigsten Freundinnen, vortreffliche Musikerin und Pianistin — ein edles Muster von geistiger und gesellschaftlicher Kultur.

C. An die Frau Fürstin Carolyne Wittgenstein, deren unglaubliches Wissen und Erfassen aller möglichen Probleme Ihnen von der Weimarer Periode der Altenburg bekannt ist.

Verehrungsvoll und herzlich ergebenst F. Liszt.

30. Sept. 82 — Weimar.

Benützen Sie Ihren römischen Aufenthalt, um eine musikalische Charakterstudie von G. Sgambati zu schreiben."

Noch vor Erscheinen meines Buchs war auch der Aufsatz über Clara Schumann durch die „Gartenlaube" an die Öffentlichkeit gelangt und ihr durch mich zugegangen. Hier ihre Erwiderung:

„Frankfurt a/M. d. 10. Oktober 82 *).

Geehrtes Fräulein,

von einer Reise zurückkehrend, fand ich Ihren mir freundlich zugesandten Artikel, und danke Ihnen für das warme

*) Gedruckt in B. Litzmann, Clara Schumann. Bd. III. Breitkopf & Härtel, 1908.

Interesse, das aus den Zeilen so lebendig spricht. Gern wüßten wir, wo der Aufsatz von Liszt, aus welchem Sie geschöpft, steht, meine Kinder möchten ihn gern besitzen, wenngleich manches darin nicht richtig ist. Andererseits sagt er doch wieder so viel Schönes und Geistreiches, daß dieses Einen doch erwärmt und erfreut. Da Sie, wie Sie mir schreiben, die Absicht haben, den Artikel noch einmal in einem von Ihnen zu erscheinenden Buche zu bringen, so erlauben Sie mir, Sie auf einige Unrichtigkeiten aufmerksam zu machen.

Diese betreffen ganz besonders meinen Vater, der leider, weil er die Kunst ernst nahm und mich zu ernster Ausübung derselben erzog, in ein gänzlich falsches Licht der Welt gegenüber kam. Die Menschen haben ja keinen Begriff, wie, um es in der Kunst zu etwas Bedeutendem zu bringen, die ganze Erziehung, der ganze Lebenslauf ein anderer sein muß, als in gewöhnlichen Verhältnissen. Mein Vater hatte bei der künstlerischen Ausbildung vor allem auch die körperliche im Auge; ich studierte nie mehr als in meinen frühesten Jahren zwei, später drei Stunden täglich, mußte aber auch täglich mit ihm ebensoviele Stunden spazieren gehen, um meine Nerven zu kräftigen. Ferner nahm er mich, so lange ich noch unerwachsen war, stets aus jeder Gesellschaft um 10 Uhr nach Haus, weil er die Ruhe vor Mitternacht nötig für mich erachtete. Auf Bälle ließ er mich nie gehen, weil er fand, ich brauche meine Kräfte nötiger als zum Tanzen; dafür ließ er mich aber stets in gute Opern gehen, außerdem hatte ich schon in frühester Jugend den Verkehr mit den ausgezeichnetsten Künstlern! Das waren meine Kinderfreuden, freilich nicht mit Puppen, die ich aber auch nie entbehrte. Die Leute, die von solch ernster Erziehung keinen Begriff haben, legten alles als Tyrannei und Grausamkeit aus, und hielten meine Leistungen, die wohl über das kindliche Alter hinausgehen mochten, nicht für möglich, ohne daß ich Tag und Nacht studiert haben müsse, während es gerade hauptsächlich das pädagogische

Genie meines Vaters war, das bei mäßigem Studium durch die vernünftigste Pflege auch des Geistes und Gemütes, mich so weit brachte.

Zu meinem Schmerze muß ich es sagen, daß mein Vater nie erkannt worden ist, wie er es verdiente! — Ich danke ihm Zeit meines Lebens für alle die sogenannten Grausamkeiten. Wie hätte ich der Ausübung der Kunst bei all den schweren Schicksalen, die mir auferlegt waren, wohl so fortleben können, wenn durch meines Vaters Sorge meine Konstitution nicht eine so gesunde und kräftige gewesen wäre? — Wie falsch ist es also, wenn man Ihnen sagte, man habe mich so lange am Klavier festgehalten, als meine physischen Kräfte es gestattet hätten. Ferner sagt Liszt: trotz vielen Spielens sei mir doch kein Überdruß erwachsen; darauf kann ich nur erwidern, daß ich in vielen freien Stunden in Klavierauszügen von Opern und anderer Musik geschwärmt habe — das kann man nicht, wenn man übermüdet ist.

Ein Irrtum ist in der Aufschrift, mit welcher Goethe die Medaille umgeben hatte, die er mir schenkte; es steht nicht darauf: ‚der geistreichen‘, sondern ‚der kunstreichen Clara Wieck‘. Einzelne Unrichtigkeiten in Liszts Artikel will ich nicht weiter berühren — das steht anderen besser zu als mir.

Ich schließe mit der Bitte um eine Antwort wegen des Lisztschen Aufsatzes und hoffe, daß es Ihnen möglich ist, noch einige Änderungen in dem Aufsatz für das Buch vorzunehmen.

Hochachtungsvoll grüßend

Ihre ergebene

Clara Schumann.“

Wie in Heiligenstadt, ging ich auch in Wien wieder mannigfach Beethovens Spuren nach. Kaum angekommen, flogen wir wieder ins Freie. Von Brunn wanderten

wir nach Schloß Liechtenstein, das einen weiten Blick über Tal und Berge der grünen Hinterbrühl auftut. Dann ging's hinab zum Gasthof „zu den zwei Raben", wo der größte aller Tonmeister häufig Einkehr hielt und für die kleine Musikbande, die daselbst aufzuspielen pflegte, höchst eigenhändig ein paar Tänze niederschrieb. Ein Wagen brachte uns dann nach dem von Beethoven mit Vorliebe bewohnten Mödling und die Bahn von dort nach der Stadt zurück.

Wie stets hatte Wien viel des Besonderen für mich bereit. In der Burgkapelle hörte ich Liszts glänzende Krönungsmesse, im Musikverein den selten erscheinenden „Judas Makkabäus" mit den ersten Kräften der Hofoper; weiter, als eine Seltenheit ersten Ranges, Teile aus Schuberts als Ganzes verloren gegangener Osterkantate „Lazarus". Sie ist bei aller reicher Melodik ihres Schöpfers ein ziemlich konventionelles Werk, das es selbst mit Sangeskünstlern, wie die Ehnn und Walter, zu keiner spontanen Wirkung brachte. Bei den Philharmonikern, denen unter Jahn das edle Feuer Hans Richters fehlte, kamen neben Beethovenschen und Schumannschen Symphonien Waldemar von Pachmann und Franz Ondriczek als Solisten zu Gehör. Einem im Wiedner Theater gegebenen Konzert der eben auftauchenden sechszehnjährigen Geigenfee Teresina Tua blieb ich ebensowenig fern, als der „Bezähmten Widerspenstigen", die der übermütigen Pauline Lucca auf den Leib geschrieben schien. In „Melusine" brachte die Oper nach Schwinds Zyklus ein neues Ballett, und zwar eins der reiz- und sinnvollsten, die es geben kann, heraus.

Das schien auch eine Dame zu empfinden, die vor uns saß. Meine Freundin machte mich auf sie aufmerksam. Ihre Züge ließen noch die ehemalige Schönheit erkennen, insbesondere fiel mir ihre leichte, elastische Haltung auf. „Für wie alt hältst Du die Dame?" fragte meine Nachbarin. „Kaum für fünfzig", war meine Antwort. „Nun, sie zählt gut siebzig." Wer aber war sie? Die berühmte

Fanny Elsler, die Tanzgrazie, die einst die Herzen in Brand gesetzt hatte, die Angebetete von Friedrich von Gentz, von der Theodor Mundt sagte, daß sie „Goethe tanze".

Zur Abwechslung vergnügte ich mich an allerlei Volksstücken auf der Wieden, im Stadttheater und im Josefstädter Theater das einst durch Beethovens „Ouvertüre zur Weihe des Hauses" eingeweiht ward. Dem interessanten, ob auch einigermaßen verfehlten literarhistorischen Experiment Wilbrandts, den „Zyklop" des Euripides durch eine Bearbeitung dem Publikum von heute nahezubringen, verhalf das Burgtheater, gleicherweise wie seiner Bearbeitung der „Elektra" des Sophokles, zum Lampenlicht. Die elektrisierende, großartige Leistung der unnachahmlichen Wolter eroberte letzterer einen bedeutenden Erfolg.

Wie urgewaltig aber auch spricht die Tragödie des alten klassischen Dichters zu unserer Seele, im Vergleich zu dem grausigen modernen Musikdrama gleichen Namens, das dem Hörer keinen Moment der Erhebung gönnt! Auch als Kleopatra begeisterte mich die Wolter neben dem Antonius Sonnenthals in Shakespeares Dichtung.

Der „Tartüffe" Molières war mir bisher auf der Bühne fremd geblieben. Die Burg gab ihn mit Lewinsky in der Titelrolle und der in ihrer Natürlichkeit immer unwiderstehlichen Hartmann als Elmire. Das legte Vergleiche nahe, als Coquelin, der berühmte Komiker des Théâtre français, der erste Bühnenhumorist der Gegenwart, mit seiner französischen Gesellschaft im November in der Leopoldstadt gastierte. Sein eminent natürliches, höchst geistreiches Spiel stellte das seines deutschen Kollegen, der den lüsternen Heuchler, ohne alles Verführerische, so handgreiflich als Bösewicht zeichnete, gründlich in Schatten.

Genial in jeder seiner tiefdurchdachten Leistungen, als Don Annibal in Augiers „L'Aventurière", als Pancrace in Molières „Le mariage forcé" und vor allen als Mascarille in desselben Dichters „Les Précieuses ridicules" — als welcher er causierend, kokettierend, singend, tanzend, ein

Meisterstück humoristisch-charakterisierender Kunst bot — erfüllte der große Darsteller, gleich der gesamten Zuhörerschaft, auch mich mit Bewunderung. Daß er sich nicht, wie Sarah Bernhard, mit einer Umgebung von Nullen begnügte, sondern mehrere vortreffliche Pariser Kräfte in seine Gesellschaft aufnahm, erhöhte, wenn er als Stern erster Größe diese auch weit überragte, selbstredend den Genuß.

* * *

Bevor ich Wien verließ, kam mir Liszts Dank für meinen „dem Ideal der Virtuosen" zugeeigneten Frauenband der Studienköpfe zu Händen.

„Verehrte Freundin,

Die Widmung Ihres Damen-Künstler-Buches ist ganz ideal. Herzlichen Dank dafür.

Da Sie diesmal nicht bis nach Rom gelangen, kommen Sie vielleicht doch nach Venedig, wo ich mich sehr freuen würde, Sie wiederzusehen. Vom 20. November bis Neujahr treffen Sie dort

getreu ergebenst

F. Liszt.

13. November 82, Weimar."

Auch von der Fürstin Wittgenstein hörte ich wieder. Ihre Freude über ein mit mir bevorstehendes Wiedersehen aussprechend, fügte sie hinzu:

„Ihre eigenen Werke empfehlen Sie besser als jeder Brief. Nichtsdestoweniger werde ich aus Ihrer Hand mit Freuden die Zeilen empfangen, die Liszt Ihnen für mich gab, und Ihnen zugleich für Ihr den weiblichen Virtuosen gewidmetes Buch danken."

Kurz nach den Loquelin-Abenden, im Dezember, traf ich für einige Tage in Dresden bei meiner Mutter ein; sah Freunde wieder, auch Marie Wieck, die mich früher in Leipzig aufgesucht hatte und mit der ich bis zu ihrem Tode in Beziehung stand, und unterhielt mich nebenbei im Theater. Aubers „schwarzer Domino", in der Hauptpartie durch Frau Schuch-Proska sehr glücklich vertreten, entzückte mich in seiner französischen Grazie und chevalereskeu Liebenswürdigkeit. Eine neue Oper von Karl Grammann „Das Andreasfest" wußte nichts Selbständiges zu sagen.

In Leipzig erwartete mich als Erfreulichstes ein gütiger Brief Louis Köhlers:

„Königsberg Pr. 17./12. 82.

Mein Fräulein! Besser als ein nur ‚geehrtes' sind Sie: Ihre mir freundlich zugesandten ‚Frauen der Gegenwart' bestimmen das. Sie sind nun ein Apartes unter den Musikautoren, ohne Sie würde jemand fehlen. In Ihren ‚Frauen' ist Blut, wie in Ihren ‚Köpfen' Hirn. Sein Sie froh, daß Sie so sind. Sie haben eine tönende Seele, das ist schön, und es braucht nicht immer schwer wissenschaftlicher Pudding und Pumpernickel zu sein, den der Schriftsteller liefert, um doch etwas zu liefern, vor dem man die Mütze abnehmen darf.

Herzlich adieu!

Mit Dank Ihr ergebener

Louis Köhler."

Nicht ohne unfreiwilligen Humor ist eine der mich damals schon häufig heimsuchenden Bitten um ein Autograph, des Sinnes:

„Ich möchte meiner Schwester gern eine Weihnachtsfreude machen. Bitte schicken Sie mir zu diesem Zwecke mit einem Autogramm von Ihnen solche von Wagner, Liszt, Bülow, Brahms und anderen." Ich erwiderte dem naiven, viel haben wollenden Herrn, der den Namen Vielhaber

trug, er möge sich mit seiner Bitte nur an einen Autographenhändler wenden, der ihm gewiß dienen könne.

Einer derartigen „Aufmischung", wie die Wiener sagen, bedurfte ich in diesen Tagen, denn es machte mich melancholisch, Weihnachten nicht mit meiner Mutter feiern zu können. Meine Schwägerin Laura wollte die Festzeit bei ihrer Mutter in Dresden verbringen, und ihr Mann nahm das Gastzimmer meiner Mutter ein, so daß ich, da sich derselbe Fall so lange meine Mutter lebte, alljährlich wiederholte, von nun an zur Weihnachtszeit fern von ihr blieb. Am Sylvester schloß ich gefaßter mein Tagebuch mit den Worten: „Nun hebe ich Herz und Sinn wieder voll neuen Mutes empor und bitte Gott um seinen Segen zum Weitergehen, auch für alle, die mir teuer sind."

1883

Zu Beginn des Jahres 1883 wurden die Leipziger Kunstfreunde eines außerordentlichen Genusses froh: Marianne Brandt, die ruhmgekrönte Sängerin und anerkannt erste Darstellerin unter ihren Sangesschwestern, betrat als Gast unsere Bühne. Als Lea in Rubinsteins „Makkabäern" — meines Erachtens der bedeutendsten und künstlerisch ernstesten seiner Opern — stellte sie eine unvergleichlich großartige Leistung hin; nannte doch der Komponist selber die geniale Künstlerin mir gegenüber „seine ideale, seine einzige Lea". Nicht minder groß erschien sie mir als Ortrud. Nie sah ich das Dämonische der Partie ähnlich zwingend zum Ausdruck gebracht. Ein Meisterstück ersten Ranges ist ihr stummes Spiel im ersten Akt. Damit packte und interessierte sie mich mehr als alle Singenden, die im Vordergrund der Handlung stehen. Eigenartig stilvoll war ihr Kostüm, ihre ganze Haltung, großzügig vollendet ihr Gesang, ihre Deklamation.

Wir wechſelten Beſuche und gerieten bald in eingehende Geſpräche über Bayreuth, über viele ihrer Kolleginnen. Was ſie über Ernſt der künſtleriſchen Arbeit, ihr Einleben in ihre Rollen, ihr Nie-Zufriedenſein ſagte, war mir im hohen Grade ſympathiſch. Kaum je bin ich einer aus tieferer Tiefe ſchöpfenden, mit heiligerer Inbrunſt ſchaffenden Künſtlerin begegnet. Ein ſtark fühlendes Herz und eindringendes Verſtändnis geſtaltet hier, wo bei anderen, neben der ſelbſtverſtändlichen techniſchen Ausbildung, oft nur der mehr oder weniger glückliche Inſtinkt waltet. Sie brachte mir zwei ihrer Kundryaufnahmen. Da ſie meinen Frauenband, der auch ihre Biographie einſchließt, ſchon beſaß, ſandte ich ihr meinen Klaſſikerband mit der Widmung: „Der einzigen Kundry.“ Einer ſchon angenommenen Einladung zu einem Plauderabend bei mir konnte ſie leider nicht folgen, eine Bühnenprobe rief ſie vorzeitig nach Dresden ab. „Irren, irren iſt mein Geleit“, ſchrieb ſie mir mit Kundrys Worten.

Noch im ſelben Monat kehrte ſie wieder, um zu einem Wohltätigkeitskonzert ihre künſtleriſche Gabe beizutragen. Über die Lauheit des Leipziger Publikums, die ſie als lähmend empfunden hatte, konnte ſie ſich da nicht beklagen. Ihrem vollendeten Vortrag von ihres Freundes Eckert „Wenn ich mit Menſchen- und Engelzungen redete“ und Schuberts „Aufenthalt“ lohnte ungeheuerer Applaus.

Dieſer Zeit entſtammt der Dank Frau Wilts für ihre im neuen Studienband enthaltene Biographie:

„Peſt, 21. Januar 1883.

Teure liebe Marie,

Was ſoll ich Ihnen ſagen über Ihr wunderbares Feuilleton? Denken Sie ſich, der Referent vom [Peſter] Lloyd hat es abdrucken laſſen, ohne daß ich ihn darum gebeten habe. Ich habe erſt vor zwei Tagen ein Exemplar an Gänsbacher geſchickt, welcher Ihnen gewiß auch danken wird. Nun, iſt es nicht viel ſchöner, ſo ſchön ſchreiben zu können,

solche liebe Empfindungen, Meinungen über Menschen niederschreiben zu können, als zu singen wie ein Gimpel, weil er eben mit seinem Schnabel gerne Bewegung macht? Sie sind mit Ihrem Mantel der Liebe, den Sie über die Fehler der Menschenkinder breiten, gerade so unschätzbar viel wert, wie die erste barmherzige Schwester der Welt. Die lindert mit Selbstverleugnung die Wunden und Schmerzen des Körpers, Sie aber veredeln die Seele mit Ihrer milden Beurteilung und erhöhen die Begabungen zu Eigenschaften.

Max Schütz (der Referent) gab mir Ihr ganzes Buch zu lesen. Ich muß gestehen, daß ich erst recht dadurch stolz geworden bin; denn so eingehend liebevoll haben Sie keine von den Künstlerinnen beurteilt wie meine Wenigkeit. Nun, Marie, ich werde Ihnen ja so Gott will noch mündlich danken können. Ich habe heute im Fremdenblatt gelesen, daß Liszt dieses Jahr nicht nach Rom geht, sondern direkt von hier nach Weimar. Vielleicht kämen Sie dann lieber im April nach Wien zu Ihrer Freundin Exzellenz Wehli? Nach Leipzig komme ich wohl nicht mehr, denn das Gastieren habe ich aufgegeben. Ich singe nur noch hier so lange es geht und womöglich in Wien, aber in andern Theatern nicht mehr. Also auf Wiedersehen in Wien!

Ewig Ihre dankbare

Marie Wilt."

Auch der Meister der Wilt, Dr. Gänsbacher, blieb nicht stumm und dankte mir für das, wie er sagte, „interessante Bild, das gründliche Sachkenntnis, scharfe Beobachtungsgabe und liebevolle Freundschaft geschaffen" haben.

Im Gewandhaus brachte Theodor Leschetizky sein feines virtuoses Klavierspiel zur Geltung, zumal in seinen Soli, die ihm günstiger lagen als das seiner Individualität fernerstehende Konzert Schumanns. Rubinsteins „Ozean-Symphonie" wurde mit drei neu hinzukomponierten Sätzen: „Seesturm", „Liebesszene" und „Matrosentanz" aufgeführt.

Als Gewinn ſtellten ſie ſich nicht dar. Das namentlich im erſten Satze ſchöne, ſpontane Werk wächſt ſich dadurch zu einer wahren Seeſchlange aus.

Auch ein Bühnenwerk Rubinſteins, die phantaſtiſche Oper „Der Dämon", ward in dieſer Saiſon dem Repertoire einverleibt.

Vermochte dieſe, als eine national-ruſſiſche Schöpfung, ſich in Rußland Erfolg zu erringen, ſo konnte man anderwärts mit dem exotiſchen Stoff und ſeiner übernatürlichen Hauptgeſtalt ebenſo wenig empfinden, als Rubinſtein dies ſeinerſeits von den Geſtalten der Wagnerſchen Nibelungen behauptete. Es blieb dabei, daß Rubinſtein als Schaffender, wenn über das Lied hinausgreifend, unvergleichlich geringere Gegenliebe fand, denn als Reproduzierender. Es blieb das Verhängnis dieſes Genies, daß ſein ungezügelter Produktionstrieb es bei mangelnder Selbſtkritik nicht zur einheitlichen Ausgeſtaltung der ihm vorſchwebenden großen Würfe brachte.

Der Theaterdirektor Stägemann, ehedem ein vortrefflicher Baritoniſt, hatte ſich, wie man erzählte, vorgenommen, „dem Wagnerſchwindel in unſerer Stadt ein Ende zu bereiten." Eins der zu dieſem Ziele verhelfenden Mittel erblickte er, wie es ſcheint, darin, dem Bayreuther Meiſter in Rubinſtein einen Gegenkaiſer entgegenzuſtellen. Der Verſuch mißglückte gleichwohl, trotz der Protektion, die der gegenwärtige Theaterdirektor, wie kein anderer vor ihm, bei Bürgermeiſter und Stadtrat, wie bei zahlreichen Mitgliedern der Geſellſchaft genoß, mit denen er von Anbeginn Anknüpfung geſucht und gefunden hatte — welchen Verkehr er durch ausgeſuchte Gaſtereien, unter Zuziehung der geeignetſten ſeiner Bühnendamen, pikant und anziehend zu geſtalten wußte. Kein Rubinſtein — auch wenn er ſich wirklich mit ſo ſtolzem Wahne trug — vermochte einen Genius wie Wagner zu beſiegen. Einzig der Überwinder Tod konnte dem Mächtigen Schweigen gebieten, ob auch nur momentan; denn unwiderſtehlicher, unumſchränkter nur eroberte

sich seine Kunst die Welt, nachdem der Schmerzensschrei, der sie beim Ende des Großen am 13. Februar 1883 durchzitterte, allmählich verhallt war.

Betäubend wirkte die Kunde vom plötzlichen Hingange des musikalischen Beherrschers seines Zeitalters, der mit Liszt allem wahrhaft Neuen, Großen den Weg öffnete und den idealen Geist und Gehalt seiner Epoche in seinen Tonwerken verkörperte. Eine Gedächtnisfeier veranstaltete ihm, gleich allen anderen dramatischen oder musikalischen Instituten, auch die Bühne Stägemanns. Siegfrieds Trauermarsch, ein Prolog des als Gelegenheitsdichter in Leipzig beliebten, wenn auch nicht stark beflügelten Wilhelm Henzen, die Vorspiele zu „Tristan" und „Parsifal" bildeten das Programm der ergreifenden Feier. In Beethovens Missa solemnis und Mozarts Requiem erhielt sie bald darauf klassische Nachspiele. Auch folgte im Mai im Theater ein Konzert zum Besten Bayreuths, dem Einleitung und das für Paris komponierte Bacchanale zu „Tannhäuser" als Hauptmagnet diente. Weiter waren Siegfried-Idyll, Kaisermarsch und C-moll-Symphonie zu hören; d'Albert, der bereits in zwei Konzerten Triumphe gefeiert hatte, spielte Rubinsteins D-moll- und Liszts Es-dur-Konzert.

Einen Genuß edelster Art dankten wir Joachims Quartett, das uns Beethovens Op. 127 in verklärter Wiedergabe spendete.

Auf der Bühne empfing man manches Außerordentliche: Byrons „Manfred" mit der Musik Schumanns, die ich wieder als das allerherrlichste empfand, was er uns hinterlassen; Goethes „Faust" in Otto Devrients Bearbeitung für die Mysterienbühne mit Lassens Musik. Durch letztere, so fein und geistreich sie großenteils ist, dehnt sich die Dauer des Ganzen übermäßig aus. Die Mysterienbühne erwies sich für das Vorspiel im Himmel, für den Ostermorgen und den zweiten Teil vorteilhaft, für die Gretchenszenen dagegen als zu engräumig.

Überaus interessant war ein Gastspiel des berühmten

amerikanischen Tragöden Edwin Booth als Lear. Sein Spiel (in englischer Sprache), auch seine Mimik ist grandios, doch äußerst realistisch. Sein tierisches Wutgeheul, die pathologische Treue der Sterbeszene gaben dem Charakterbild etwas Barbarisches. Die Leistung gipfelte in der Wahnsinnsszene, indes wirkte das Ganze mehr graß als tragisch.

Als einer älteren Zeit vorübergehend entnommen, waren mir die anmutig zarte, doch in ihrer Weichheit etwas monotone „Jessonda", das naive, liedertafelnde „Nachtlager in Granada", die einst vielbeliebte erste große französische Oper „Die Stumme von Portici" willkommene neue Bekanntschaften.

Wertvolles wurde uns zu alledem durch Dr. Birch-Hirschfeld in einem Zyklus von acht Dante-Vorlesungen dargeboten, und glänzende Routs bei Freges und Tauchnitzens, Bilderschauen bei Werners und Frau Seeburg, musikalische Abende bei Frau von Holstein, Raimund Härtels und vielen anderen sorgten dafür, daß es unserem Genießen nicht an Mannigfaltigkeit gebreche.

Leipzig sollte nun auch wieder einmal seine Tonkünstlerversammlung haben. Am Morgen des 2. Mai traf unser Meister hier ein und nahm sofort in seiner Wohnung im Hotel de Prusse ein Ständchen in Empfang. Ich eilte, ihn zu bewillkommnen, und fand in seinem Salon schon Mme. Jaëll — die Witwe Alfred Jaëlls, die einige Zeit in Weimar zubrachte —, d'Albert, Bösendorfer, Hartog aus Paris und andere vor. Er begrüßte mich — gleichviel, wer bei ihm war — wie es zwischen uns üblich war, wie der Vater die Tochter: er schloß mich in seine Arme und küßte mich auf die Stirn, ich küßte ihm die Wange. Darauf stellte er mir Mme. Jaëll als „Studienkopf für die zweite Auflage meines Frauenbandes" vor. „Oh!" rief ich lächelnd, „Mme. Jaëll

hat ja nicht in meine Studienköpfe kommen wollen, sonst wäre sie bereits drin.“ Mir beide Hände entgegenstreckend, kam sie auf mich zu: „Dem Meister kann man nichts abschlagen, ich stehe gern zu Diensten.“ — „Leider bin ich nun aber nicht mehr in der Lage, Madame“, lautete meine Erwiderung, und mich Liszt zuwendend, fügte ich hinzu: „Lieber Meister, mir ist's leider in diesem Falle unmöglich, Ihren Wunsch zu erfüllen. Ich ersuchte Mme. Jaëll um Notizen; sie fand eine Antwort überflüssig und ließ mir nur durch Sander sagen, sie möge in keinem deutschen Buche, also auch nicht in dem meinen behandelt werden.“ — „Oh weh! Da haben wir allerdings einen großen faux pas begangen und viel wieder gut zu machen!“ rief der Meister der Deutschfeindin zu; doch leicht und lächelnd, wie ich die Sache genommen hatte, warf ich hin: „Mme. Jaëll braucht ja La Mara nicht!“ und damit war es abgetan.

Ich bat Liszt um die Ehre, mir einen Nachmittag zu schenken, da das überfüllte Programm keine andere Zeit offen lasse, und dankte erfreut über seine Zusage. „Le cadeau c'est pour moi“, sagte er in seiner chevaleresken Weise. Er sprach dann sehr lieb über meine Frauenköpfe, nannte sie alle sehr gelungen, namentlich die Viardot, erzählte von „Elisabeth“-Aufführungen in Marburg und Löln. Als ich ging, führte er mich noch einmal zurück, um mir ein Autograph von Wagner für den Hotelier Kraft, das eingerahmt an der Wand hing, zu zeigen, und mich ins Vorzimmer geleitend, bat er, mich doch mit Mme. Jaëll, die eine sehr tüchtige Künstlerin sei, bekannt zu machen, was auch alsbald, als sie mich besuchte und wir uns in Weimar wiedersahen, geschah.

Der Nachmittag brachte ein Konzert vom Riedelschen Verein mit Draesekes Requiem. Darnach Kammermusik im Gewandhause. Sie ergab nicht viel Gewinn: ein Quartett von Hartog, ein Quintett von Kiel, beides unfortschrittlich, ausgelebt; dazu ultrafortschrittliche Lieder. Ein Begrüßungssouper entbot uns in den Kristallpalast. Liszt, beim Ein-

treten von den Paulinern mit Gesang gefeiert, saß an der Spitze der Tafel, ich neben ihm, desgleichen der Oberbürgermeister. Daß dieser, der Antizukünftige, der sich lange Jahre dagegen wehrte, nach Wagner, Leipzigs größtem Sohne, eine Straße zu taufen, im Namen der Stadt die festlichen Honneurs zu machen hatte, wird ihm keine erwünschte Aufgabe gewesen sein, wenngleich er sich ihrer mit Würde entledigte. Uns zunächst hatten Moritz Moszkowski mit Pauline Fichtner, gegenüber Ingeborg von Bronsart Platz genommen. Es ging lebhaft zu.

Gemäß der musikalischen Überfülle derartiger Feste, beschenkte uns der 4. Mai mit einer Kammermusik-Matinee im Gewandhause, die uns Quartette von Rimsky-Korsakoff und Volkmann und trockene Variationen Herzogenbergs zu genießen gab, sowie mit einem Theaterkonzert. Eine originelle Symphonie von Borodin, Liszts Es-dur-Konzert, von d'Albert, Brahms' Geigenkonzert von Brodsky gespielt, hatten großen Erfolg. Tief ergreifend wirkte der erste Akt des „Parsifal."

Am 5. Mai schmückte ich mein Heim für die kunstaristokratische Gesellschaft, die ich um 4 Uhr empfangen sollte. Liszts herrliche Büste von Silbernagl stand, mit einem Lorbeerkranz geziert, inmitten meines Saals, dem der Meister heute die Weihe geben sollte. Alle schönen Räume Simildes waren geöffnet — ein festlicher Anblick. Liszt hatte seine Freude daran. „Eure Zweisamkeit lasse ich mir gefallen", meinte er. Similde begrüßte ihn vor der Flügeltreppe unten im Hause; ich ihn natürlich schon am großen eisernen Gartentor an der Straße und führte ihn hinauf. Er brachte drei Wagen voll Gäste mit. Geladen waren außer ihm: d'Albert, — der leider, über Nacht an den Masern erkrankt, fernbleiben mußte — Reisenauer, Frau von Bronsart, Mme. Jaëll, Max und Pauline Erdmannsdörfer mit einem jungen Russen Alexander Siloti — nachmals einer der bedeutendsten Schüler des Meisters —, Moritz Moszkowski, Rappoldi, Hofkapellmeister Franz Wüllner, Riedel, Adalbert

von Goldschmidt, Gille, Adolf Stern und Frau, Marie Breidenstein, Amalie Friedrich-Eichler — die erwähnte mir herzlich befreundete Altistin — der Altist d'Ageni aus Paris, Professor Oskar Paul, Otto Leßmann, Bösendorfer, Professor Zopff und Frau und mehrere meiner Liszfreundlichen Leipziger Freunde.

Siloti, dem Meister vorgestellt, mußte auf dessen Wunsch mit Balakireffs „Islamey" und Rubinsteins „Sérénade russe" beginnen, Reisenauer spielte Liszts „Vogelpredigt des heiligen Franziskus"; Liszt begleitete Marie Breidenstein sein „Freudvoll und leidvoll" und „Ich liebe dich" und spielte mit der Fichtner-Erdmannsdörfer seinen „Prometheus" vierhändig. Silotis Vortrag seines grandiosen, lange verpönten „Totentanzes" machte dem Meister sichtliche Freude. Er akkompagnierte dann noch Frau Friedrich seine ‚Muttergottesfräußlein': „Veilchen und Schlüsselblume", und Mme. Jaëll schloß mit einer eigenen Komposition „Les ombres" und Liszts Tarantella, die sie mit großer Bravour spielte.

Allzufrüh rief uns leider ein Kirchenkonzert ab und wir mußten eilen, zu Liszts Messe für Männerstimmen zurecht zu kommen. Darnach fuhr mich der Meister heim.

Die Anwesenheit des Großherzogs Carl Alexander von Weimar und des Herzogs Ernst von Altenburg verlieh dem letzten der Konzerte im Kristallpalast am Morgen des 6. Mai erhöhten Glanz. Auch Gräfin Hatzfeld und ihre Tochter Gräfin Schleinitz wohnten ihm bei. Im Cercle, in nächster Nähe Liszts plaziert, ward ich durch öftere gnädige Ansprachen von Serenissimus begünstigt. Lauten Jubel löste des Meisters „Prometheus" mit den Chören aus. Rappoldi und Mme. Jaëll trugen großen Erfolg davon. Interessant waren Fragmente aus Goldschmidts „Todsünden." Ein darauffolgendes solennes Diner und endlich eine Aufführung von Rubinsteins „Dämon" im Theater, zu der Direktor Stägemann eingeladen hatte, beschlossen das Fest.

Des gütigen Meisters Einladung führte mich am 3. Juni zu ihm in die Hofgärtnerei. Youry von Arnold, der russische Musikschriftsteller, der als Musikreferent jahrelang in Leipzig gelebt hatte, und drei seiner Landsmänninnen waren außer Mme. Jaëll unsere Tischgenossen. Wie dies in Liszts letzten Lebensjahren zur Gewohnheit geworden war, da er es als eine Art Ausruhen betrachtete, folgten einige Partien Whist. Später fuhr ich mit ihm zu Stahrs, wo Siloti und Holland Liszts „Totentanz" auf zwei Klavieren spielten und Liszt die Gnade hatte, sich, „als alter Abraham", wie er sagte, zur Begleitung einer mehr als mittelmäßigen Sängerin, die sich an seinem „König in Thule" vergriff, herabzulassen. Ein Adagio Alexander Winterbergers wurde durch Grützmacher und Siloti zu Gehör gebracht. Eine von zwei aufeinander eifersüchtigen Schülerinnen für diesen Tag vorbereitete Kampfszene unterblieb zum Glück. In Frieden ging alles auseinander und der Meister geleitete mich auf die Bahn.

Einen Monat später war ich in Bayreuth. „Parsifal" sollte seine erste Wiederaufnahme nach dem Tode seines großen Schöpfers erleben. Ich fand mich alsbald mit meinem Schwager Pohl und vielen Bekannten, unter ihnen Pauline Fichtner, Mme. Jaëll, Mme. Tardieu, Lassen, d'Albert, Siloti, Riedels, zusammen. Alle wallfahrteten wir nach dem Hofgarten, wo uns eine Pforte zu einem abgegrenzten Teil des Wahnfriedgartens, der Wagners Ruhestatt umschließt, geöffnet ward. Ich meldete mich in Wahnfried, wo Frau Daniela Thode im Namen ihrer unsichtbar bleibenden Mutter empfing; doch, weil zu angegriffen, mich bitten ließ, anderen Tages zu kommen. Da reiste ich aber schon heim, um an Simildes Geburtstag nicht fern zu bleiben. Mit Richard und Riedels frischte ich die Erinnerung an Angermann auf, sah mir das alte reizende Rokokotheater der Markgrafen an, speiste im „Anker" und fuhr ins Festspielhaus. Die Vorstellung dünkte mich inspirierter,

die Künstler eingelebter als im ersten Jahre. Einzig war Scaria, die Materna freier und fortreißender, auch Winkelmann besser, ob auch weit entfernt vom Ideal. — —

Noch einen zweiten Besuch in Weimar gönnte ich mir am 22. Juli. Von Mme. Jaëll abgeholt, ward ich aufs gütigste in der Hofgärtnerei empfangen und hatte mit ihr, einer Miß Stevens, dem Harfenvirtuosen Wilhelm Posse aus Berlin und dem amerikanischen Ehepaar Lachmund die Freude, den Meister außerordentlich aufgelegt zu sehen. Er strömte über von köstlichen amüsanten Anekdoten. So erzählte er, wie Wagner, gegenüber Filippo Filippi, dem bekannten Musikschriftsteller, in Venedig das Wort entfuhr: „Je déteste les journaux et les journalistes." Auf Spontini kommend, erfuhren wir, daß Wagner auf dessen Wunsch eine Tubapartie für das zweite Finale der „Vestalin" geschrieben habe. Berlioz sei nach Spontinis Ansicht „ein schlechter Musikant, aber ein guter Kritiker gewesen" — weil er nämlich für ihn geschwärmt habe.

Beim Whistspiel war ich so kühn, mich auf Liszts Wunsch als „seine Schülerin" zu beteiligen — und wie das Glück dem Dummen hold zu sein pflegt, so geschah es auch mir zu des Meisters Freude. Mit Rosen beschenkt und in der Hoffnung auf ein Wiedersehen in Rom im nächsten Winter, sagte ich ihm Lebewohl.

Doch wir sahen uns früher wieder. Berlioz' Oper „Benvenuto Cellini" wurde am 3. August in unserem Theater gegeben, und mit Baronin Meyendorff, Mme. Jaëll und Walter Bache aus London kam der Meister dazu aus Weimar herüber. Ich saß hinter ihm und ward von ihm auf alles Besondere des reizenden, höchst originellen Werks hingewiesen. Es sprudelt von Geist und Jugendfrische über; zumal der zweite Akt mit dem ganz italienisch getönten römischen Karneval ist von unwiderstehlicher Wirkung.

Am anderen Morgen, als ich meinen Koffer für Wien packte, erschien Liszt bei mir, setzte sich, da ich nicht sogleich empfangsbereit war, an den Flügel und phantasierte mich

herbei. Er wollte „noch einmal Abschied von mir nehmen". Wie lieb war das!

Darauf fuhr ich nach Wien, oder richtiger nach Heiligenstadt, diesmal jedoch nicht leichtfüßig, wie sonst immer. Von meinem vorjährigen Aufenthalt in der geliebten Donaustadt hatte ich ein Fußleiden mit mir heimgebracht, das ich durch einen von neuen Stiefeletten ausgeübten Druck erklären zu müssen glaubte. Irrtümlich hatte es schon Wehlis Hausarzt als rheumatisch behandelt. Leipzigs erste Nervenärzte und Chirurgen vermochten das Übel ebensowenig zu erklären als zu heben. Von einer Badekur in Gastein verhieß man mir endlich Heilung, und ich setzte all meine Hoffnung auf den Wunderquell, dem ich in der zweiten Augusthälfte mit den Wiener Freunden zusteuerte.

Diesmal wohnten wir, da das gemütliche Pfarrhaus nicht mehr frei war, in der jetzt nicht mehr existierenden hübschen Provenchère, verkehrten mit Graf Beust, dem Leobener „Eisenkönig" Baron Mayr-Melnhof, mit Baron Tauchnitzens aus Leipzig und Minna Gomperz aus Wien sehr angenehm. Zum Abschied aus den schon tief in Schnee gebetteten Bergen gab letztere uns im Kaisersalon der Gräfin Lehndorff in Villa Solitude einen musikalischen Abend, dessen Kosten ihre berühmte Schwägerin, Frau Caroline geb. Bettelheim, durch den meisterlichen Vortrag selbstbegleiteter Lieder ausschließlich bestritt.

In Ischl richteten wir uns am Traunufer neben Hotel Elisabeth behaglich ein, sahen uns viel mit Bauernfeld und namentlich mit Frau von Wertheimsteins Schwester, Baronin Sophie Todesco, der edlen, ebenso gast- als menschenfreundlichen Gattin eines der ersten Finanzmänner Wiens, deren dortiger Salon von Künstlern und bedeutenden Menschen nicht leer wurde. Wir fuhren viel in's Weite, brachen aber

nach einigen regnerischen Tagen, noch vor Ausgang des September nach Wien auf.

Wieder betrieb Similde den alten römischen Plan; doch mein noch immer lahmer Fuß machte einen Strich durch die Rechnung. Mich dergestalt mühselig durch die Sehenswürdigkeiten Italiens zu schleppen, schien schlechthin unmöglich; war doch Gastein den gehofften Erfolg schuldig geblieben. Zum Glück schickte mich meine immer das Rechte treffende Freundin zu Dr. Albert Reibmayer, einen Schüler des weltberühmten Masseurs Metzger in Amsterdam, den dieser gern dauernd an sich gefesselt hätte. Schon nach Verlauf weniger Minuten stand die Diagnose des genialen Mannes fest: „Sie haben eine Sehnenentzündung, ein Exsudat und einen schief geheilten Knöchelbruch, der durch Stiefeldruck die ganze Entzündung herbeigeführt hat. Was anfangs in vierzehn Tagen zu heilen gewesen wäre, wird nun Monate dauern."

Er begann sogleich zu massieren, und ich erduldete unter seiner weichen, aber energischen Hand unsägliche Schmerzen. Dennoch kam ich, da er mir Vertrauen einflößte, täglich wieder. So ging es den Winter und das Frühjahr hindurch. Ende März war ich wieder flott wie ehedem und durfte es dem Scharfblick des kundigen Arztes danken, der erkannt hatte, was seinen großen Leipziger Kollegen verborgen geblieben war.

Inzwischen hatte Baronin Wehli ihm verraten, daß er in Marie Lipsius die ihm längst bekannte La Mara behandelte, und alsbald vereinte er, ein gut musikalischer Tyroler und passionierter Violinspieler, sich mir nicht allein zu manchem Duo, auch Trios und Quartette brachten wir mit Hilfe ihm befreundeter Philharmoniker zustande.

In dieser Zeit sandte mir Federigo Consolo, der exotische Geiger-Komponist, eine von ihm verfaßte Broschüre: „Del Colorito nel Quartetto di Strumenti ad Arco" (Firenze, Ademello 1883), in der er eine Vervollkommnung des Streichquartetts nach Art des Stimmenverhältnisses

des Vokalquartetts in Vorschlag bringt. Seine Anregung ist jedoch, wenn überhaupt beachtet, ohne praktischen Erfolg geblieben.

Die goldenen Herbsttage, die uns in Wien noch geschenkt wurden, machten wir uns durch Ausflüge mit der neuen Dampftram fleißig zu nutze. Unserem Rückweg leuchtete dann die stundenweit in die Nacht hinausstrahlende Rotunde, die zu dieser Zeit die elektrische Ausstellung beherbergte, bei deren Eröffnung Kronprinz Rudolf das vielverbreitete Wort sprach: „Ein Meer von Licht möge ausgehen aus dieser schönen Stadt!" Wer ahnte wohl damals, daß das Licht seines eigenen zukunftsfreudigen Lebens alsobald in Nacht versinken sollte?

Natürlich mußte die Ausstellung auch von uns betrachtet werden. Da sie jedoch wesentlich aus Maschinen bestand, die, unter betäubendem Lärm und dem üblen Geruch heißen Öls, bei beständig zitternder Bewegung den Boden erschütterten, ergab dies für der Technik Unkundige ein unerquickliches Vergnügen, dem bald zu entrinnen ich herzlich froh war. Angenehmer verlief ein wiederholter Besuch, als Baron Grimburg, der Präsident des Ausstellungskomitees, uns zum Telephon geleitete, wo wir einzelne Szenen des in der Oper aufgeführten Verdischen „Maskenballs" hörten. Der Stimmtimbre der Solisten, sowie die Chöre waren klar vernehmbar; das Orchester dagegen klang, ähnlich den Akkorden einer Ziehharmonika, wie eine kompakte Masse, in der die Tonfarben einzelner Instrumente untergingen.

Im Ausstellungstheater sahen wir sodann noch das Ballett: „Die Königin der Elektrizität Heligone", das allerlei Lichteffekte produzierte, setzten uns eines anderen Tages auch in die elektrische Bahn, die durch den Prater gelegt war und sich als zukunftsreiches Fortbewegungsmittel empfahl.

Eine erwünſchte Bekanntſchaft verdankte ich Freund Silbernagl, der eben eine feine Raffaelſtatue für das Künſtlerhaus vollendet hatte. Er führte mich zu Ammerling, einem Porträtiſten älterer Schule von großem Rufe. In einem wundernetten Renaiſſanceſchlöſschen, darin Schätze von Antiquitäten und Raritäten aller Art aufgeſpeichert waren, hatte er ſein Atelier aufgeſchlagen. Hier, wo der lebensfriſche alte Herr uns mit ſeiner um vieles jüngeren Frau begrüßte, konnte man noch viele ſeiner Bildniſſe bewundern. Ich glaubte in ihnen eine gewiſſe Tendenz, das Perſönliche zu verallgemeinern, ſtatt es ſcharf auszuprägen, zu erkennen.

Gleichzeitig mit der im Prater etablierten elektriſchen war in der Kaiſerſtadt auch eine höchſt ſehenswerte hiſtoriſche Ausſtellung im neuen Rathauſe eröffnet worden, die, in Erinnerung an die ſich zum zweihundertſten Male jährende Türkenbelagerung, Bilder, koſtbare orientaliſche Teppiche, Fahnen, Waffen, Geräte aus jener Zeit, als Hauptekfekt das erbeutete Prachtzelt Kara Muſtaphas, aufwies und dem Beſchauer ein buntes Stück Orient vor die Sinne zauberte.

So oft ich wiederkehrte, immer fand ich in Wien allerlei Neues vor. Wo hört man bei uns Schubertſche Meſſen? Hier kam in der Hofkapelle eine nach der anderen zu meiner Freude zum Vorſchein. Auch die ſechſte Symphonie des Liederfürſten, die von ihrer nachfolgenden Schweſter in C-dur an innerer und äußerer Größe weit überboten wird, wurde mir erſt in Wien bekannt. Ebenſo Sgambatis mehr deutſch als italieniſch empfundene D-dur-Symphonie, die im zweiten und vierten Satz ihr Apartеſtes gibt. Richter brachte mit ſeinen Philharmonikern Liſzts „Mazeppa" — eine weiße Amſel in unſeren Konzertſälen — zu zündender Wirkung. Von Gounod führte der Muſikverein „Die Erlöſung" — ein längliches Oratorium mit endloſen Rezitativen, opernhafter Orcheſtermalerei und banalen Chorälen —, die Oper den „Tribut von Zamora" vor, ein er-

findungsarmes Werk, dem auch die Darſtellungskunſt ſeiner Protektorin Frau Lucca (als Hermoſa) nicht zu längerem Leben verhelfen konnte.

Als Richter den „Triſtan" vorbereitete, war ich bei der auf zwei Vormittage verteilten Hauptprobe gegenwärtig. Mit Allgewalt ergriff mich wieder dieſe einzige Muſik. Die Materna aber deuchte mich nicht poetiſch durchdrungen, Winkelmann ſteif und hölzern, ſeine Stimme glanzlos. Die Papier als Brangäne, Sommer als Kurvenal taten ihr Beſtes. Bei der erſten und einer ſpäteren Aufführung hatte Iſolde ſich mehr in ihre Aufgabe eingelebt. Ungleich beſſer ſtand ihr ſicherlich die Brünnhild zu Geſicht, die ihr des Meiſters Feuerodem eingehaucht hatte.

Im Dezember kam die Wilt nach Wien und wir ſahen uns häufig. Einer Soiree im Hauſe der Freunde gab ſie mit Schubertſchen, Schumannſchen, Liſztſchen Liedern ungewöhnlichen Reiz und Glanz. Ihr Auftreten als Donna Anna begeiſterte mich wie ehemals. Sie war dieſelbe geblieben. Ein politiſches Diner mit Graf Beuſt, Fürſt Auersperg, den Miniſtern Stremayr, Unger, Hasner beſchloß das Jahr.

Im Lande der Sehnſucht

1884

Auch das neubeginnende Jahr ließ ſich im Wehliſchen Hauſe überaus geſellig an. Spielabende wechſelten mit muſikaliſchen Veranſtaltungen ab, bei denen Hellmesberger bald mit Fräulein von Standthartner, bald mit Baron Bezecny oder Frau von Wehli mitwirkte. Einen Abend verſchönte uns der berühmte Rechtslehrer Rudolf Ihering aus Göttingen, ein alter Freund Wehlis aus der Zeit, wo er, ein

juriſtiſcher Stern erſter Größe, noch in Wien leuchtete — nach Erſcheinung und Art der echte deutſche Profeſſor.

Beſonders lebhaft ſteht mir noch neben einer Geſellſchaft beim Juſtizminiſter Glaſer, einem der geiſtvollſten Unterhalter, die mir begegnet ſind, ein Abend in Döbling bei Wertheimſteins in der Erinnerung. Frau von Gomperz-Bettelheim ſchenkte uns köſtliche Liedergaben. Nach der Muſik wurde von den anweſenden Profeſſoren Theodor Gomperz, Fleiſchl, Heinze äſthetiſiert. Mit den Dichtern Mauthner, Weilen, Wilbrandt, neben welch letzteren beiden ich ſaß, unterhielt ich mich prächtig. Ich entſinne mich eines kleinen Gefechts. Weilen fragte mich, wie ich den Unterſchied zwiſchen Dilettanten und Künſtler definiere. „Dem einen iſt die Kunſt Beruf, dem anderen nur Genuß. Der Grad der Kunſtausübung entſcheidet nicht darüber, er kann bei beiden ein gleich hoher ſein", war meine Antwort. Weilen wollte im Grade der Leiſtung das Entſcheidende ſehen. Wilbrandt ſtimmte mir energiſch bei. Es wurde viel Geiſt ringsum flüſſig; Frau Wilbrandt-Baudius, die Heyſe als „Salamander" verewigte, warf Funken dazwiſchen. Ich kam, wie immer von Wertheimſteins, wie beflügelt heim.

Auch Anton Rubinſtein ſah und hörte ich jetzt wieder. Er gab vier Konzerte, deren zweitem — darin er neben vielem Chopin und allerlei Ruſſiſchem Schumanns Fis-moll- und Beethovens D-moll- (Op. 31) und A-dur-Sonate (Op. 101) ſpielte — ich beiwohnte. Ein Beſuch von mir im Hotel Erzherzog Karl ward ſehr freundlich aufgenommen und wir plauderten im gemütlichen Alleinſein.

Einen unbeſchreiblichen Eindruck empfing ich durch eine Aufführung von Beethovens Miſſa ſolemnis, bei der Marie Wilt an der Spitze des von Roſa Papier, Walter und Rokitansky gebildeten Soloquartetts ſtand. In ähnlich idealer Weiſe hörte ich die Sopranpartie nie. Ihr Benedictus war eine wahrhafte Himmelsbotſchaft.

Bei einer Soiree im Palais Todesco, wo ſich Jugend, Schönheit, Eleganz und Reichtum in den von Makarts

Pinsel reichgeschmückten Räumen zusammenfand, hatte ich Exzellenz Nikolaus Dumba zum Tischherrn, der, ein geborner Grieche von schöner Erscheinung, sich, als einer der vornehmsten Mäzene Wiens, wie um Förderung aller möglicher künstlerischer Bestrebungen, so auch um Zustandekommen des Beethovendenkmals von Zumbusch große Verdienste erworben hat. Ein enthusiastischer Verehrer Schuberts und eifriger Sammler von dessen Manuskripten, dazu ein vorzüglicher Sänger, der sich, als Schüler des bekannten Schubertfreundes Baron Schönstein, im Besitz der direkten Tradition des Vortrags Schubertscher Lieder wußte, versprach er mir mit der ihm eigenen ritterlichen Zuvorkommenheit, mir gelegentlich seine Lieblinge vorzusingen. Zur Einlösung dieses Versprechens kam es erst nach Jahren; doch lud er mich alsbald zur Besichtigung seiner Schubert-Reichtümer ein, die, zu hohen Pfeilern aufgetürmt, eine große Tafel bedeckten, vor der ich staunend stand, ohne mir, zufolge meiner nahenden Abreise, tiefere Einblicke gestatten zu können.

Allgemeines Aufsehen erregte das Auftreten eines englischen oder amerikanischen „Gedankenlesers" Lumberland, der die von Slade und anderen Spiritisten, zum Beweis ihres vierdimensionalen Lehrsatzes, vorgeführten Kunststücke — wie namentlich das selbständige Lösen der gebundenen Hände aus einem festgeschlungenen Knoten — nachahmte und als Schwindel bezeichnete. Er brachte in der Wiener Gesellschaft bald das Gedankenlesen in die Mode. Als es einmal mit mir ausgeführt werden sollte, leistete ich so hartnäckig passiven Widerstand, daß der von mir Geführte es für unmöglich erklärte, mit mir zum Ziele zu kommen.

Zu alledem boten sich mir allerhand Theatergenüsse dar, wie Kleists selten zu sehender „Zerbrochener Krug", Wilbrandts „Johann Ohlerich", Calderons „Dame Kobold" und allem voran die Woltervorstellungen „Feodora" und „Vornehme Ehen" von Sardou und Feuillet und Wilbrandts „Assunta Leoni". Selbst vom Fasching der Phäakenstadt

wollte ich mein Teil haben. Nicht genug, daß ich mich an den Gschnasdekorationen im Künstlerhause belustigte, auch die Opernredoute mußten meine neugierigen Augen schauen. Sie verlief glänzend. Das Opernhaus gewährte einen unbeschreiblich festlichen Anblick. Von der kaiserlichen Loge herab führte eine breite Doppelstiege ins Parkett; den Bühnensaal zierten herrliche Blumengruppen, zwischen denen Fontänen ihre Wasser spielen ließen. In Logen und Foyer, auf den Galerien und Treppen wogte das heitere Treiben eines eleganten Publikums. Man kann sich kein farbenfroheres Bild vorstellen. Meine Begleiterin und ich in schwarzen Dominos trugen freilich nicht zu dessen Buntheit bei.

* * *

Ob auch anscheinend nur dem Genusse geweiht, waren mir die Tage nicht müßig dahingegangen. Mich beschäftigte eine Sammlung von Musikerbriefen, die, zuerst von Breitkopf und Härtel angeregt, als eine Auswahl aus gedruckt Vorhandenem gedacht war, zufolge des reichen Ergebnisses meiner Nachforschungen in Wiener Archiven und Bibliotheken, aber insofern einen interessanteren Charakter annahm, als sich mein Ehrgeiz darauf richtete, bisher ungedruckte Dokumente ans Licht zu bringen.

Im Archiv des Musikvereins, dem damals der treffliche Haydnbiograph C. F. Pohl vorstand, begann ich meine Nachsuchungen; sie wurden mir sehr erleichtert, da das Direktorium den dankenswerten Beschluß faßte, mir die von mir ausgewählten Autographe zu größerer Bequemlichkeit ins Haus zu geben. Damit zu Ende gekommen, wanderte ich Tag für Tag in die Hofbibliothek, wo ich mich vor eine überraschende Ausbeute gestellt sah. Auch bei Privatbesitzern klopfte ich hier und dort mit Glück an. So in erster Linie bei dem freundlichen alten Herrn Artaria, der, einer der ersten Musikverleger Wiens und besonders Beethovens,

Handschriften von unschätzbarem Wert — darunter den „Fidelio", Teile der neunten Symphonie, der Missa solemnis und vieles andere — sein eigen nannte und mir viel Erwünschtes bereitwilligst zur Verfügung stellte.

Durch Zufall erfuhr ich, daß die Witwe Marschners, in zweiter Ehe mit Dr. Otto Bach, Kapellmeister an der Votivkirche, verheiratet, hier in der Währingerstraße lebe. Ich besuchte sie, fand eine ältere, leidende, melancholisch gestimmte Frau, die sich meiner Bitte um Marschnersche Briefe zuerst nicht sonderlich geneigt, im Verlauf unseres Gesprächs aber immer lebhafter und anteilvoller zeigte und mir schließlich versprach, in ihren alten Papieren Umschau zu halten. Wenige Tage darauf lud sie mich in den nachstehenden Zeilen zu sich.

„Wien, 24. Jänner 1884.
IX, Nußdorferstraße 14, part.

Sehr geehrtes Fräulein!

Ich habe bereits angefangen nachzusuchen und noch einige Briefe an mich gefunden. Da ich aber zu viel in meinem Hause zu tun habe, bin ich gezwungen, Ihre Güte, liebes Fräulein, zu beanspruchen, indem ich Sie bitte, mich nächsten Sonntag nach 4 Uhr nachmittags zu beehren, wenn es Ihre Zeit erlaubt. Da ich so lange leidend war, habe ich mit der Außenwelt fast ganz gebrochen; ich bin dadurch nicht mitteilsamer, nur mißtrauischer geworden und fürchte mich, neue Bekanntschaften zu machen. Doch ein anderes ist es mit Ihrer lieben Bekanntschaft. Sie haben mich so erfrischt und lang Entbehrtes in mir wieder angeregt, daß ich Ihnen dankbar bin, ohne daß Sie es, liebes Fräulein, nur ahnen!

Mit herzlichem Gruß Ihre ergebenste
Therese Bach-Marschner.

Einige Briefe datieren noch aus der Zeit des Anfanges unserer Bekanntschaft. Welch ein Zauber lag in der Her-

zensſprache Marſchners! Sie werden dann begreifen, daß ich, um ſo viel jünger, dieſem Manne freudig alle Opfer brachte. Mögen Sie erkennen, welches Vertrauen ich Ihnen entgegenbringe, da ich die Briefe nur Ihnen zeige!"

Ein Häuflein Briefe lag ihr, als ich kam, zur Seite. „Sie haben mich wieder jung gemacht, mir wieder Lebensmut gegeben!" rief ſie mir zu. „Nun ſollen Sie Marſchners Briefe an mich hören." Und darauf las ſie mir die Briefe vor, in denen der damals 58jährige Tondichter, dem ſie einen ſpäten Liebesfrühling geſchenkt, ihr ſein altes und doch junges Herz zu Füßen gelegt hatte. Tränen ſtanden ihr dabei in den noch ſchönen beredten Augen, und ergriffen lauſchte ich. Dann legte ſie ihre koſtbaren Erinnerungen in meine Hand mit der Erlaubnis ſie zu veröffentlichen.

Mehrmals noch kehrte ich auf ihre Bitte wieder, auch zu einem muſikaliſchen Abend. Da ſpielte ich mit ihrer älteſten Tochter Käte, die bald darauf einem Enkel Marſchners als Gattin nach Amerika folgte, vierhändig und hörte deren Schweſter Lora, der Mutter jugendlich ſchönes Ebenbild, von dieſer begleitet, mit paſtoſer Stimme Marſchnerſche Lieder ſingen. Wenige Monate darauf war die liebe Frau von hinnen gegangen. Ihre Briefe, die unter der Aufſchrift „Späte Liebe" in „Weſtermanns Monatsheften" und ſpäter in meinem Buch „Klaſſiſches und Romantiſches" eine Stelle fanden, konnte ich nur noch dem verwitweten Gatten, der ſie nicht lange überlebte, zuſenden.

Ihre in Wien verbliebene Tochter Lora gibt auch nach ihrer Verheiratung mit Freiherrn Dr. von Bach den Wienern öfters Gelegenheit, ſich in Geſellſchaftskonzerten an ihrem Geſang zu erfreuen. Da hörte auch ich ſie nach Jahren in Tinels „Franziskus" wieder. — —

Die Fortſetzung meiner Arbeit in den Archiven Wiens blieb einer ſpäteren Wiederkehr vorbehalten; denn der lange verſchobenen italieniſchen Reiſe ſtand jetzt, dank meiner wiedererlangten Beweglichkeit, kein Hindernis mehr entgegen.

Als Frühlingsanfang im Kalender ſtand, kam Similde, mich abzuholen, und über den in weißer Winterhülle ſtrahlenden Semmering fuhren wir, Schneeroſen und Veilchen in der Hand, dem Land unſerer Sehnſucht zu.

Wir hatten beſchloſſen, uns vor Florenz nicht aufzuhalten und uns Venedig als letzten Eindruck auf der Heimreiſe aufzuſparen. Als eine mir bekannte Pianiſtin uns jedoch während der Zollreviſion in Ponteba begegnete und vom Zauber der Lagunenſtadt, von der ſie kam, ſchwärmte, ſtieg in Similde der Wunſch, ſofort hinzugehen ſo mächtig auf, daß ich ohne Bedenken zuſtimmte. Unterm Geläut der Mittagsglocken legte unſere Gondel beim Grand Hotel Italia an.

Was mich vor zwei Jahren entzückt, ſah ich jetzt wieder und durfte meine Freude mit Similde teilen, ja es geſellte ſich uns unverſehens noch eine dritte Gefährtin. Als wir uns am erſten Tag in den Cafés der Prokurazien vergebens nach einem freien Platze umſchauten, ſteuerte Similde einem Tiſche zu, an dem eine einzelne Dame ſaß, und fragte, ob die Stühle neben ihr zur Verfügung ſtänden? Die Angeredete ſtellte ſich als eine aus Florenz zurückkehrende, in Dresden lebende Frau Fanny Birkenruth vor. Sie gefiel uns, bat, als wir uns zu Verdis „Ernani" eine Loge im Teatro Roſſini nahmen, ſich beteiligen zu dürfen, und vereinte ſich auch während der nächſten Tage des öfteren unſern Unternehmungen. Ein Jahr darauf ließ ſie ſich in Rom nieder, wo wir uns, ebenſo wie in Leipzig und Dresden, vielfach begegneten. In der ewigen Stadt hat ſie ſchließlich ihr Grab gefunden.

Was mir an Sehenswürdigkeiten Venedigs von früher her noch nachzuholen blieb, beſchränkte ſich vornehmlich auf das Arſenal, einſt der Stolz der Republik. Als Hauptſtück ſeiner hiſtoriſchen Denkwürdigkeiten, erſchließt es uns

den Bucintoro, das venetianische Staatsschiff, auf dem sich die große Zeremonie der Vermählung des Dogen mit dem Meere vollzog. Ein Bild versunkener Macht und Pracht der Wunderstadt ersteht damit vor unserem Geiste.

Ich weiß nicht welch romantischer Einfall uns trieb, einer Gondelfahrt nach Murano den Besuch von San Michele, Venedigs Toteninsel, zu verbinden. Es war kein glücklicher Instinkt. Nie sah ich einen aller Poesie so baren Gottesacker. Er gleicht mehr einer mit Grenzsteinen besteckten vernachlässigten Wiese als einer Stätte, da man liebe Tote bestattet.

Gefangen wie mich nahm auch Similde die Wasserpoesie. Allabendlich, wenn der Mond sich in den Wellen der Lagune spiegelte, ließen wir uns stundenlang in der silbernen Flut umhertreiben, oder folgten mit Vorliebe den Sängergondeln im Canale grande, aus denen bald Tostis sentimentales „Vorrei morire" oder Gianis „Mezzanotte", bald eine lustige „Katzenkanzone" aus frischen Kehlen durch die laue Frühlingsluft klang.

Acht Tage später standen wir, kaum angekommen, in Santa Croce, dem Pantheon der Florentiner, inmitten der Fresken Giottos und Orcagnas, vor den Grabmälern Michelangelos, Galileis, Alfieris, Cherubinis, Rossinis, dem Denkmal Dantes, besichtigten den schwarzweißen Marmordom, den Campanile, das Baptisterium mit Ghibertis weltbekannten Erztüren. Dann wanderten wir zur Post, um Briefe abzuholen, die uns, zufolge unseres unprogrammgemäßen Verweilens in Venedig, hier seit Tagen erwarteten. Simildes Hand griff nach ein paar ihr gereichten Telegrammen, und sie stand starr vor Schreck: das eine meldete ihr den Tod, ein zweites das bereits erfolgte Begräbnis ihrer Schwägerin Clara geb. Moscheles. Sofort erbot sie sich telegraphisch heimzukehren, doch ihr Bruder Adolar bat sie zu bleiben.

Inzwischen traf ich Consolo Bey zur verabredeten Stunde in der Galerie Pitti, vor der Madonna della Sedia. Er ge-

leitete mich durch die Prachtſäle des königlichen Palaſtes der Mediziäer, durch deren unſchätzbaren Reichtum an Tafelbildern der größten Meiſter, die die Erde kennt, durch den Verbindungsweg über den Ponte vecchio nach den Uffizien und deren Schatzkammer, der Tribuna, in deren kleinem Raum ſich Herrlichſtes zuſammendrängt, was Pinſel und Meißel geſchaffen. Ich war wie trunken von all dem Geſchauten.

Mit Conſolo ſpeiſten wir gleich an der Piazza della Signoria, ſahen den Palazzo vecchio, die Loggia dei Lanzi, fuhren nach den Colli. Gibt es einen wonnigeren Anblick der Stadt der Künſte und der Blumen, als von San Miniato herab?

Auf Conſolos dringende Bitten beſuchten wir ſeine Eltern — ein altes originelles Orientalenpaar. Die Mutter braute uns türkiſchen Kaffee, der Vater — dem Äußern nach mehr Erzvater, ein ſehr gelehrter Herr — gab mir ein warmes Empfehlungswort für die hoch von ihm verehrte Fürſtin Wittgenſtein, ſowie ein von ihm verfaßtes Werk auf den Weg. Der Sohn ſpielte uns einen Satz aus ſeiner orientaliſchen Phantaſie: „Nacht auf dem Nil", dann ein wildes orientaliſches Tanzſtück. Wir atmeten orientaliſche Lüfte.

Florenz war Similde jetzt verleidet. Sie trieb unaufhaltſam vorwärts. Eine peinvolle Unruhe, als müſſe ſie immer auf dem Sprunge zur Umkehr ſein, ließ ſie während unſeres ganzen Unterwegsſeins nicht mehr los — wahrlich, ein unheimliches Nerventempo für eine italieniſche Reiſe!

Und nun ſind wir in Rom! Wen überkäme nicht ein Glückesſchauer, wenn er zum erſtenmal den hiſtoriſchſten Boden der Welt betritt? Zum Monte Pincio führt unſer erſter Gang, dem Gartenberg, wo zwiſchen Lorbeerhecken Italiens große Männer in Marmorbildniſſen verſammelt ſtehen. Da liegt die Königin der Städte vor unſeren Blicken ausgebreitet. Ragt uns gegenüber nicht St. Peters Rieſenkuppel, zur Seite Vatikan und Engelsburg? Nicht, eingerahmt von

dunkelen Zypreſſen, die hier am Monte Mario, dort am Palatin ins Blau des Himmels tauchen, Roms ganze heidniſche und päpſtliche Majeſtät? Allmählich unterſcheiden wir im weiten Häuſermeer das Pantheon, die Triumphſäulen und Obelisken, den Quirinal, das Kapitol, den Lateran; da drüben am Janiculus San Pietro in Montorio, die Acqua Paola, die Pinien, die Villa Pamfili überſchatten, zu Füßen uns die Piazza del Popolo und weiter dort Ponte Molle, den ein früheres Geſchlecht von Romfahrern überſchreiten mußte vorm Einzug in die ewige Stadt. Das alles kennt man längſt aus Bildern, Schilderungen — und doch wie anders tritt es leibhaft uns entgegen! Und ſchon ein erſter Umblick macht uns heimiſch und reich. Fortan gehört uns Rom, wir müſſen's uns nur noch im einzelnen erobern. Groß iſt die Aufgabe, aber wunderherrlich!

Heute iſt Palmſonntag. Der gehört der Peterskirche. Schon in der Morgenfrühe wogt auf dem grandioſen Vorplatz mit dem Obelisken und den rauſchenden Fontänen, in den Kolonnaden, die ihn umrahmen, auf der breiten Treppe, die zum Heiligtum hinanführt, buntes Leben. Da hält man zierliche Feldſeſſel, ſchlanke Ölbaumzweige, Weihwedel, Palmen feil, die eigentümlich ſteifen, künſtlich verſchnörkelten Palmen, die man hier zur Oſterzeit flicht. Wir verſehen uns mit allem. Die Zeremonien der heiligen Woche ſind lang; da iſt ſolch leichter Seſſel, der ſelbſt im Gedränge Raum findet, von nöten.

Beim Eintritt in die größte Kirche der Welt fehlt uns der Maßſtab für dieſe ungeheueren Dimenſionen; erſt allmählich geht's uns auf, daß jede einzelne Kapelle für ſich an Größe einer anſehnlichen Kirche gleicht, und wo ſich an der Kreuzung in unvergleichlicher Hoheit die Kuppel Michel Angelos über Berninis zopfigem Tabernakel wölbt und wir

die Rieſenlettern der Petrusinſchrift leſen, kommt es uns zum Bewußtſein, daß die Peterskirche das Sinnbild der geiſtlichen Weltherrſchaft Roms iſt.

Ein Rundgang führt uns, mit Buonarottis hehrer Pietà beginnend, durch die heiligen Hallen. Dann folgen wir, im dichten Gedränge unſrer Seſſel froh, in der Capella del Coro den Lamentationen des Kapitels der Baſilika. Kardinäle, Biſchöfe ſitzen in feierlicher Runde verſammelt; unterm Geſang der päpſtlichen Kapelle werden die Palmen geweiht. Einer beſonderen Palmenweihe wohnen wir in der Sakriſtei noch bei und werden am Altar mit Ölzweigen beſchenkt. Edel und ausgeglichen iſt der aus einer Loggia herabtönende Geſang der päpſtlichen Kapelliſten. Wir ſehen ſtaunend bärtige Männer, unjugendlichen Angeſichts, Sopran und Alt ſingen — die Kaſtraten ſind ſomit noch immer nicht ausgeſtorben. — —

Dem heidniſchen Rom iſt der Nachmittag gewidmet. Vom Forum Trajans zu dem des Auguſtus, des Nerva, zum Koloſſeum, durch den Bogen Conſtantins zu den Zyklopenſälen der Caracalla-Thermen, zum Palatin mit ſeinen gigantiſchen Trümmern der alten Kaiſerherrlichkeit, ſeinen Gärten und Hügeln und Ausgrabungen, dem Forum Romanum, dem Capitol — welch ein Flug durch die Jahrhunderte! Und darnach, welch ein Gegenſatz: die Korſofahrt durch das Rom der Italia unita, die glänzenden Karoſſen der italieniſchen Ariſtokratie, in ihrer Mitte die rot livrierte Equipage der anmutig lächelnden Königin Margherita, der Jagdwagen des Königs Humbert, der Phaeton des Prinzen von Neapel. Den Korſo entlang, durch die Alleen der Villa Borgheſe, über die Piazza del Popolo, aufwärts zur Paſſeggiata des Pincio geht die Fahrt. Militärmuſik ſpielt, die Wagen begegnen ſich, ſie halten ſtill, ihre Inſaſſen begrüßen und unterhalten ſich; die weite Terraſſe füllt ſich mit einer lebensfrohen Menſchenmenge, die ſich auf Stühlen um das Orcheſter herum gruppiert. Fußgänger

luſtwandeln unter Palmen und immergrünen Eichen zwiſchen den Statuen und Hermen italiſcher Größen und den bedächtig einherſchreitenden Zügen geiſtlicher Seminariſten in ihrer roten, grünen, weißen, violetten Tracht.

Das iſt unſer erſter Tag in Rom. Er iſt bunt genug an Eindrücken, denn in das päpſtliche, das antike, das moderne Rom führt er uns ein. Das entſpricht der gegenwärtigen Haſt meiner Gefährtin. Sie ſtrebt heimwärts und will, von ihrer Familie immer wieder beſchwichtigt, doch nicht ſcheiden, ohne Rom, wenn auch nicht genoſſen, ſo doch wenigſtens von ihm genaſcht zu haben.

In den Thermen Caracallas trafen wir von ungefähr mit Frau Dr. Seeburg zuſammen. Kaum hörte unſere Leipzigerin von Simildes Abreiſeplänen, als ſie mir aufs herzlichſte anbot, ein von ihr unbenutztes Zimmer in ihrer Wohnung zu beziehen, nur müſſe ich für meine Beköſtigung ſorgen, da ſie ſelber bald in, bald außer dem Hauſe ſpeiſe und ihrer Leipziger Dienerin nicht vermehrte Küchenpflichten aufbürden möge. Da Simildes Umkehrabſichten jedoch allmählich verblaßten, kam es nicht zur Annahme des freundlichen Anerbietens. Indes ſahen wir einander um ſo häufiger, als Frau Seeburgs Wohnung in der Via Gregoriana der unſrigen in Via Siſtina, unweit der Piazza Barberini, nahe lag. Wohlweislich hatten wir uns in keine Penſion begeben, um, unbehindert in unſrer Bewegungsfreiheit, unſer Mittagsmahl gerade da nehmen zu können, wohin uns die Schauluſt führte. Als klug aber erwies ſich dieſe Einrichtung nicht; denn wenn nicht gerade eins der vortrefflichen Reſtaurants, wie Cavour, Café Venezia, oder Colonna, — der berühmte Aragno exiſtierte damals noch nicht —, an unſerem Wege lag, ließ uns der Zufall oft in eine mehr als zweifelhafte Wirtſchaft geraten, wo mir der Appetit ſchon beim Eintreten verging, ſo daß ich allgemach das Eſſen in Rom verlernte und ich mich, da mir auch das Maisgebäck nicht zuſagte, ſchließlich nur noch von Milch, Salami und Orangen nährte.

Der Vatikan, ein gewaltiger Palaſtkomplex, an dem Jahrhunderte mit ihren erſten Meiſtern geſchaffen haben, entbehrt, weil halb verdeckt, nach außen der Geſamtwirkung, und ſeine tauſend Säle und Zimmer ſieht ihm niemand an. Als umſo reicher enthüllt ſich ſein Inneres. Mit ſeinen einzigartigen, unſchätzbaren Kunſtkleinodien gibt er unſeren nächſten Tagen Inhalt. O dieſe vatikaniſchen Morgen inmitten der hehren Verſammlung marmorner Götter- und Heldengeſtalten, wie die Welt keine zweite kennt! Immer kehren wir wieder zu unſeren Lieblingen: dem Zeus von Otricoli, dem belvederiſchen Apoll, dem Antinous, Laokoon, dem Nil zurück. An der angeblich von Michelangelo koſtümierten Schweizergarde vorbei, erſteigen wir in Andacht die Scala Regia, die zu den Stanzen und Loggien Rafaels, zur Pinakothek, zur Paoliniſchen und Sixtiniſchen Kapelle führt. Verödet, das heißt außer gottesdienſtlichen Gebrauch geſetzt, iſt die Sixtina ſeit das Jahr 1870 der weltlichen Papſtherrſchaft in Rom ein Ende bereitete. Doch iſt's, als ob ſich in dem ſchweigenden Heiligtum die Klänge Paleſtrinas gefangen hätten, als ob wir von Michelangelos Decke herab Sibyllen und Propheten raunen hörten, als ob wir aus dem gigantiſchen Weltgericht das Lobſingen der Seligen, die Klagen und Verwünſchungen der Verdammten vernähmen.

Täglich wandern wir von Galerie zu Galerie, von Kirche zu Kirche, von Palaſt zu Palaſt, um alle Herrlichkeit der ewigen Stadt durſtig in uns einzuſaugen. Kann es etwas Beglückenderes geben, als tage-, wochen-, monatelang im Höchſten, was Kunſt geſchaffen und in Harmonie mit der Natur geſpendet, zu atmen?

Von allen Privatgalerien Roms entzückt mich am meiſten die Borgheſeſche, die im Palazzo der fürſtlichen Familie ihr Heim hat. An ſich ſchon iſt dieſer Palaſt, ein Meiſterbau Lunghis, mit ſeinem ſtimmungsvollen Säulenhof, ſeinem Brunnen, dem griechiſchen Amazonenrelief, über das eben jetzt ein Kamelienbaum ſeine blutroten Blütenblätter

ſtreut, von außen wie von innen eine Sehenswürdigkeit. Und unter den freskengeſchmückten Plafonds, neben den blumenbemalten Spiegeln, den koſtbaren Moſaik- und Malachittiſchen dieſer Säle, bedecken Gemälde unſterblicher Meiſter die Wände. Hier ſpricht — um nur der Höchſten zu gedenken — in ſeiner Grablegung Rafael, in ſeiner Danae Correggio, in ſeiner rätſel- und zaubervollen himmliſchen und irdiſchen Liebe Tizian zu uns.

Einen Tag verbringen wir im Lateran und ſeiner Umgebung. So ſtill iſt's da, die lauten Stimmen des Verkehrs, hier ſchweigen ſie, und eine urrömiſche Landſchaft ſchaut uns groß und melancholiſch an. In heiliger Ruhe liegt der Campagna grünes Hügelland, durchzogen von den ragenden Ruinenbogen der Aquädukte vor uns, die alte Aurelianiſche Mauer zieht ihren Gürtel ums Stadtgebiet und öffnet ihn in den wuchtigen Feſtungstürmen der Porta Maggiore. Darüber zeichnen die Berge ihre klaſſiſchen Linien. Vorm Lateranpalaſt weiſt Roms größter Obelisk, durch Conſtantin den Großen einſt dem Ägypterland entführt, gen Himmel. Wir ſtehen hier im Zeichen Conſtantins. Von ihm ward der Palaſt, der Päpſte Reſidenz im Mittelalter, deſſen weite Säle jetzt einem Skulpturenmuſeum Unterkunft gewähren, dem römiſchen Biſchof einſt geſchenkt; von ihm auch die Lateranbaſilika, „die Mutter aller Kirchen Roms und des Erdreichs", begründet. In der altchriſtlichen Taufkapelle zu ſeiten des Palaſtes ſoll der erſte chriſtliche Kaiſer die Taufe empfangen haben. Gegenüber der Kapelle, die Scala ſanta — das iſt die nur kniend zu erſteigende Treppe aus dem Hauſe des Pilatus, wo dem Heiland die Dornenkrone aufs Haupt gedrückt ward — wurde von der Kaiſerin Helena, der Mutter Conſtantins, nach Rom gebracht. Ihr dankt Rom auch das Entſtehen der Kirche Santa Croce in Geruſalemme, auf die von den Vorſtufen der ſtatuengekrönten Laterankirche der Blick fällt. Wir betrachten ſie, gleich ihr die nahen Villen Wolkonsky und Maſſimi — die eine ein Roſeneden mit an-

tiken Bruchstücken, die andere durch Fresken deutscher Maler ausgezeichnet — ehe wir vor Michelangelos urgewaltigem Moses unser Tagewerk beenden.

Vom Mittwoch bis zum Freitag der Charwoche sind wir täglich in der Peterskirche zu finden. „A San Pietro?" rufen uns schon die Kutscher auf der Piazza Barberini ahnungsvoll zu, wenn sie uns, die Feldsessel in der Hand, nach einer Droschke ausschauend, herankommen sehen.

Mehr psalmodiert als gesungen werden in der fünften Nachmittagsstunde die „Lamentationen Jeremiä" von den päpstlichen Sängern. Nach Verklingen jedes Klaggesangs wird rechts und links je eine der dreizehn Kerzen gelöscht, die am Altare brennen und Jesus und seine Jünger symbolisieren. Nach Erlöschen des letzten Lichts, wo — da nun auch die Tageshelle verglommen — Dunkel die von Tausenden belebten heiligen Hallen füllt, fallen die Priester-Kardinäle auf die Knie, aus der Höhe tönt, unsagbar weihevoll, Allegris Miserere herab. Vor dem Kreuze des Herrn sinkt die sündige Menschheit, um Gnade flehend, ihrem Gott zu Füßen.

Am Morgen des Grünen Donnerstags verlangt es uns, die Kuppel der Peterskirche, ein in der Luft schwebendes Pantheon, zu ersteigen. Auf dem ungeheueren Kirchendach haust eine Kolonie von Wächtern und Arbeitern, die ein Springbrunnen mit Wasser versorgt. Wie auf einer Himmelsleiter, klimmen wir von da noch nahe an hundert Meter weiter bis zur Laterne empor, deren innere Galerie uns einen Blick in die schwindelnde Tiefe der Kirche tun läßt, indes ihr äußerer Umgang uns eine unvergleichliche Rundschau über Stadt, Campagna, Gebirge und Meer erschließt.

Kaum wieder auf ebener Erde stehend, zieht es uns zum nahen Sant' Onofrio, zu Tassos Klosterzelle, seinem Grabmal, seinem Lieblingsplatz hinauf, wo er im Eichenschatten, krank und sterbensmüde, das Rom zu seinen Füßen sah, das ihm die ersehnte Dichterkrone erst im Tode reichte.

Wir schweifen, jenseits des Tiber, hinüber in den grünen Frieden wonniger Gärten. Der Weg führt an der Kapuzinerkirche vorbei. Wir treten ein, vom unheimlichsten Anblick überrascht. Aufrechtstehende Gerippe, in Mönchskutten gehüllt, starren uns an. Da flüchten wir gern in die benachbarte Villa Ludovisi, eine der poetischsten Roms. Unter Pinien und immergrünen Eichen, zwischen Myrten- und Rosenhecken schreiten wir dahin, eine Lorbeerallee mit Statuen führt zu einem Satyr Michelangelos. Wir sind im Bereich der einstmals berühmten Gärten des Sallust, des Lieblingsaufenthalts der römischen Kaiser. Hier hat mit anderen antiken Bildwerken die Ludovisische Juno, Goethes „erste Liebschaft in Rom", ihre Heimat; oder vielmehr sie hatte sie. An Stelle der paradiesischen Villa breitet sich ja jetzt ein neues Häuserviertel, und ihre Bildwerke fanden im Nationalmuseum in den Diokletiansthermen ihre Stätte.

Ein Glück, daß die Villa Medici, als Eigentum der französischen Akademie, vor einem ähnlichen Schicksal geschützt ist! So düster ihr altersgraues Gemäuer neben Trinità de' Monti auf die spanische Treppe herabblickt, wo die Modelle der Auswahl der Maler harren, so heiter lächelt uns ihre Gartenfassade an. Welch wundervoll edle Renaissance! Daneben rauschen die Eichenwipfel im oberen Revier des Gartens, und die Hütte zu Häupten der schmalen Stiege zaubert uns Roms Grösse vor Augen. Es ist das gleiche Bild wie von der nur wenige Schritte entfernten Terrasse des Pincio, doch wonniger durch die Stille, in der wir es genießen dürfen.

Der Nachmittag des Grünen Donnerstags bringt eine Wiederholung des tags zuvor gehörten Miserere. Eine Prozession durchzieht vor unseren Augen, unter Gesang, mit Weihwedeln zur Reinigung der Altäre, den Dom. Am Charfreitag wohnen wir früh in der Chorkapelle der Predigt bei und verweilen während der Kreuzzeremonie. Auch zu den Lamentationen und dem Miserere — diesmal eine Komposition Meluzzis, des gegenwärtigen Sixtinischen Kapell-

meisters — kehren wir am Nachmittag wieder, nicht ohne daß mir allgemach eine gewisse Monotonie der Eindrücke fühlbar würde.

Dank einer Empfehlung Professor Hettingers, sind wir am Charsonnabend von Monsignore de Waal, dem Rektor des beim Vatikan gelegenen Campo santo tedesco und unermüdlich gütigen Führer unserer Landsleute durch das altchristliche Rom, zu einer Fahrt nach den Katakomben geladen. Schon zuvor hatten wir sie besucht, jetzt lernen wir sie ungleich besser kennen. Etwa zwanzig an der Zahl, lauter Deutsche, ein paar junge Geistliche unter ihnen, treffen wir am Campo santo zusammen. Jeder steuert ein paar Lire und erhält dafür ein Licht und einen Platz in einem der für uns bereitstehenden Zweispänner. Zur Porta San Sebastiano hinaus geht die Fahrt. Bei einer kleinen Kapelle am Wege, Domine quo vadis heißt sie, steigen wir aus. Monsignore erzählt die Legende von der Begegnung des Heilandes mit dem in Todesbangen flüchtenden Petrus, der nun in frommer Scham umkehrt, um den Martyrtod zu leiden.

Wo zur Linken noch Reste des Zirkus Maxentius ragen, stehen wir am Eingang der Calixtkatakomben. Monsignore teilt seine Schar in zwei Teile; die Führung des einen — darunter Similde und ich — behält er sich vor, die des anderen überträgt er zweien seiner jungen Geistlichen. Das alte „O sanctissima" anstimmend, steigen jene vor uns in die Tiefe und sind bei der ersten der unzähligen Biegungen unseren Blicken entschwunden, ihr Gesang ist verhallt. Ein mehrere Geschosse tiefes Labyrinth enger Gänge, voll Grabstätten aus dem ersten bis neunten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung, erwartet uns. In wagerechte Höhlungen, oft sechs, sieben übereinander, hat man die Toten gebettet, irdene Gräberlampen, Öl- oder Weinkrüge ihnen in einer Nische beigegeben. Inschriften oder symbolische Bilder in mehr oder weniger primitivem Fresko heben einzelne Gräber aus der Allgemeinheit hervor. Hier und dort erweitern sich

die engen Kammern zu größeren Räumen, in deren einigen Versammlungen und Gottesdienst abgehalten wurden. Uns werden insbesondere die Papstgruft, die die frühesten römischen Bischöfe aufnahm, die Sakramentskrypten und die Cäcilienkapelle gezeigt.

Wenig fehlte, so wäre letztere meiner Gefährtin verhängnisvoll geworden. Um sich vom Grab der Schutzheiligen der Musik ein wenig Erde zur Erinnerung mitzunehmen, war sie mit einem alten Arzt aus Amsterdam einige Minuten zurückgeblieben, indes wir andern in den sich beständig verzweigenden Gängen ihren Blicken entschwanden; ihr Rufen erreichte nicht unser Ohr. Ich schritt, unserem gelehrten Führer zur Seite, in vorderster Reihe, als ich zwei mir folgende Damen lachend sagen hörte: „Es fehlen zwei von uns." Sofort rief ich, nichts Gutes ahnend, Simildes Namen und als darauf keine Antwort laut ward, meldete ich: „Monsignore, meine Freundin ist nicht mit uns." Er war, wie begreiflich, sehr ärgerlich, befahl, uns nicht von der Stelle zu rühren, und kehrte binnen kurzem mit den sehr kleinlaut gewordenen zwei armen Sündern zurück. Erst in vergangener Nacht, erzählte er, sei er aus dem Bett geholt worden, um ein auf der Hochzeitsreise begriffenes verirrtes Paar hier aufzufinden. Similde gestand mir, sie habe Todesangst ausgestanden und den unpraktischen Doktor, der sich auf eigene Hand auf's Suchen begeben wollte, krampfhaft am Rockschoß festgehalten.

Wieder an der Oberwelt, fahren wir die Via Appia, die tausendjährige „Königin der Straßen", entlang bis hinaus über das zum Wahrzeichen der Campagna gewordene burgartige Grabmal der Cäcilia Metella und die Villa Quintiliana. Welch feierliche Melancholie ringsum, ob sich auch der Himmel des Südens voll Duft und Glanz darüber wölbt und das Farbenspiel des Sonnenuntergangs seine Purpurlichter über Berge und Gräberfelder streut. Grab reiht sich an Grab, Mal an Mal in bunter Vielheit von Formen und Größenmaßen. Wo hat die Welt eine dem ähnliche Straße!

Als ich sie ein andermal mit Similde befuhr, machte uns der Kutscher auf unlängst unter Weinbergen entdeckte Judenkatakomben aufmerksam, die die Neugier meiner Freundin erregten. Als ich jedoch, nachdem wir in die Unterwelt hinabgestiegen, nur ein winziges Stück Wachsstock in der Hand des Führers sah und er mir auf meine Frage bekannte, daß er kein einziges Zündholz bei sich habe, war ich nicht zu bewegen, einen Schritt weiter mit dem leichtfertigen Patron zu gehen, und er mußte uns unverzüglich wieder ans Tageslicht geleiten.

Rom pflegt den Charsamstag durch eine Bengalata des Kolosseums zu feiern. Eine nach vielen Tausenden zählende Menge füllt den fabelhaften Raum, inmitten dessen wir auf Steinblöcken hocken. Unter Begleitung mittelmäßiger Musik, zeigt sich der größte Riesenbau der alten Welt wechselnd in weißes, grünes, rotes Licht getaucht. Ich genieße ihn erst, als Musik und Menschenlärm verstummen und der Vollmond seine Silberfluten über die hehren Trümmer ergießt. Nun erst kommt Osterstimmung über mich.

Den strahlenden Ostersonntag beginnen wir wieder in St. Peter. In Vertretung des Papstes, zelebriert Kardinal Manning, eine hohe imposante Erscheinung, am Grabe Petri, wo die 89 ewigen Lampen flimmern, die Messe. Wir stehen in vorderster Reihe. Da durchbricht ein Schwarm bedenklich schmutziger Campagnolen die dichte Menge und drängt uns seine unheimliche Nähe auf. Wir können ihm nicht entfliehen. Die Sänger sind nach den unausgesetzten Anstrengungen der heiligen Woche am Ende ihres Vermögens. Sie singen matt und unrein, und ich erkläre meiner Gefährtin, daß ich ihr so bald nicht wieder hierher folgen werde.

Für den Nachmittag habe ich mir einen Besuch bei der Fürstin Wittgenstein aufgespart. Ich ziehe Via del Ba-

buino 89 im dritten Stock die Glocke, gebe dem öffnenden Kammerdiener meine Karte samt den Briefen von Liszt und Consolos Vater. Darauf werde ich gebeten, durch die gegenüberliegende Türe einzutreten, und stehe, einen mit Lisztbüsten angefüllten Vorraum durchschreitend, in einem Zimmer, dessen Wände, Tische, Stühle und Fußboden Bücher, zu hohen Pfeilern aufgetürmt, bedecken. An ein paar freien Wandstellen hängen reichgezierte große Osterkerzen herab. Eine römische Kohlenpfanne steht in der Nähe einer zweiten Türe; der Diener rückt einen Sessel daneben und bittet mich, einige Minuten zu verweilen, da Durchlaucht die frische Außenluft nicht vertrage. Fürstlich sah das alles nicht aus, es machte den Eindruck eines wenig behaglichen Interimszustandes, als welchen seine Bewohnerin ihn auch betrachtete, es aber, gleichgültig gegen Äußerlichkeiten geworden, nicht der Mühe wert erachtete, ihre in Weimar zurückgelassene vornehme Einrichtung hierherkommen zu lassen. Doch zur Beobachtung blieb mir wenig Zeit; die Salontür tat sich auf, zwei schöngeformte Hände streckten sich mir entgegen und eine mir wohlbekannte helle Stimme rief mir zu: „Enfin vous voilà, chère, chère Madame Lipsius!"

Nach fünfundzwanzig Jahren sah ich die Fürstin wieder, nicht sonderlich verändert, vielleicht nur etwas bleicher, wachsfarbener als ehedem. Sie ruhte, mehr liegend als sitzend, in einem Lehnstuhl, der, durch einen großen mit Büchern und Vasen voll Rosen beschwerten Tisch verdeckt, mir eine Chaiselongue erschien. Auch im Schreiben behielt sie diese Lage bei. Ich habe sie, so oft ich sie nachmals in Rom besuchte, nie anders, nie stehen oder gehen gesehen.

Sobald ich der Fürstin gegenüber saß, hatte ich keinen Blick mehr für ihre Umgebung. Kaum bemerkte ich die großblumigen Möbelbezüge; nur, der seltsamen Anordnung halber, fielen mir die auf den Fußboden gestellten, an Stühle gelehnten kostbaren Bildnisse auf, die Lenbach nach ihrer Vollendung der Fürstin für mehrere Tage zur Gesellschaft schickte. Auch für den Flügel hatte ich erst ein Auge,

als Carlo Lippi, ein Liſztſcher Schüler, zu kurzem Beſuche eintrat. Er ging nicht, ohne den Auftrag meiner Protektorin mitzunehmen, mich bei Profeſſor Berwin, dem Bibliothekar der Accademia Santa Cecilia, anzumelden; denn erſtaunlich orientiert zeigte ſich die Fürſtin über die Wege und Mittel, wo und wie ich meine Sammlerzwecke, nach denen ſie mich ſofort voll Anteils fragte, in Italien am beſten verfolgen könne. Kein Name, dem ich nachging, kein Ort, der mir einen Fund zu verſprechen ſchien, war ihr fremd. Was intereſſierte, was beherrſchte dieſe einzige Frau denn nicht!? Nie habe ich feſſelnder, ſprühender konverſieren hören. Wie eine unendliche Melodie löſte ſich die Fülle der Gedanken von ihren Lippen; man hatte nicht Ohren genug zu hören, jede ihrer geiſtvollen, vom lebendigſten Mienenſpiel begleiteten Bemerkungen feſtzuhalten. Dazu dies impulſive Temperament, die beſtrickende Liebenswürdigkeit, die, nach Art der Slavin, den Gefühlsausdruck um einige Nuancen ſteigernd, des Guten lieber zu viel als zu wenig gibt und in den Intereſſen des andern aufzugehen ſcheint, als ob es die eigenen wären.

Ihrem polniſchen Vaterland, der bizarren Umwelt ihrer, an anderer Stelle von mir geſchilderten podoliſchen Heimat hing ſie mit Leidenſchaft an und der der Polin als ſolcher eingeborene Ruſſenhaß gelangte bei ihr gelegentlich zu flammendem Ausbruch, wenngleich ſie — deren Naturell der Widerſprüche nicht entbehrte — das ſouveräne Herrenbewußtſein der princeſſe ruſſe, die auf einem einzigen ihrer Güter über mehr denn 30000 Seelen gebot, nie verleugnete. Ihre durch unabläſſige Studien, Reiſen durch die Bildungszentren Europas, wie durch den lebendigen Gedankenaustauſch mit den größten Männern der Zeit gewonnene Geiſteskultur ſuchte ihres gleichen. Über ſich ſelbſt ſchrieb ſie der franzöſiſchen Jugendſchriftſtellerin Zénaïde Fleuriot: „Von Geburt bin ich Slavin, durch Heirat deutſche Fürſtin, dem Geiſte nach Lateinerin, ſogar Franzöſin.“ Kardinal Antonelli, der bevorzugteſte ihrer römiſchen Freunde — ob-

wohl er ſie in bezug auf ihre Verbindung mit Liſzt leider nicht günſtig beeinflußte — nannte ſie, die eifrig nur noch in Ausarbeitung bändereicher, nicht veröffentlichter kirchenpolitiſcher Schriften vertiefte Katholikin, „la femme oecuménique." Nach dem Zeugnis Henri Laſſerres, des früher erwähnten Neubearbeiters eines ihrer Bücher, „war ſie, mit Welt und Kirche, Salon und Kloſter, Wiſſenſchaft und Kunſt gleichermaßen vertraut, wie in unſerer Zeit niemand in göttliche und menſchliche Dinge forſchend eingedrungen." Der Franzoſe Terrade preiſt ſie in ſeiner Schrift „Le vrai Féminisme. Etudes d'âme": (Paris, Pouſſielgue 1905) als „die wohl intelligenteſte, ſicherlich die gebildetſte Frau ihres Jahrhunderts, die inſofern vorbildlich war, als ſie ein Ideal verwirklichte." Frau Coſima Wagner ſpricht in ihrem „Gedenkblatt" an ihren Vater (München, Bruckmannn 1911) von ihr, als der „mit Geiſt und Herz überſchwenglich begabten, denkwürdigen einzigen Frau, welche unter unſäglichen Leiden Liſzt eine Stätte für ſein Schaffen und Wirken bot und ihn mit der Zauberkraft einer durch genialiſche Intelligenz geſteigerten Liebe umgab." Haben doch die erſten ſchöpferiſchen Geiſter ihrer Epoche — deren von mir veröffentlichte Briefe beweiſen es — ihrer Verehrung für die wunderbare Frau, der ſie Anregung, Teilnahme, Förderung dankten, Worte gegeben. Wie hätte ich der Macht einer Perſönlichkeit, wie ſie ähnlich ausgeprägt die Welt wohl kaum zum zweiten Male geſehen hat, widerſtehen können?

„Sie hat mich geiſtig berauſcht" — was ich ſpäter über meinen Verkehr mit ihr zu Liſzt äußerte und was dieſer ſelbſt als „das rechte Wort" bezeichnete — das empfand ich ſchon in der erſten Stunde unſeres Wiederbegegnens. Wie raſch ſie verflog beim gemütlichen Tee! Ich hatte vergeſſen, daß Similde mich in einem Café erwartete, daß wir gemeinſam zum Oſterkorſo wollten, und wurde, als ich mich endlich einſtellte, mit einer berechtigten Strafpredigt empfangen.

Seitdem rief mich ein Wort der Fürſtin häufig zum abendlichen Tee. Wir waren, wenn nicht eine Verwandte der Fürſtin, Gräfin Molly Igelſtröm, die allerlei Aufträge für ſie ausführte, unſere Unterhaltung kurz unterbrach, ſtets allein, wie ſie es liebte. Der rege Verkehr ihrer früheren römiſchen Jahre, namentlich mit Würdenträgern der Kirche und des Staats, war mit der Zeit eingeſchränkter geworden: Kardinal Antonelli, den ſie jeden zweiten Sonntag im Vatikan beſuchte, war gleich manchem anderen aus dem Leben gegangen. Doch hielt ſie, wenngleich ſie, viel am römiſchen Fieber leidend, ganz in ihre Bücher vergraben, ihr Haus nun ſchon ſeit Jahren kaum mehr verließ, noch immer zahlreiche Verbindungsfäden in der Hand.

Vorwiegend hatten unſere Geſpräche, die von der Fürſtin zuweilen durch einen brieflichen Gruß am anderen Morgen weitergeſponnen wurden, Liſzt zum Gegenſtand. Von ihm zu reden, konnte ſie nie müde werden. Ob fern oder nah, er blieb ihre Lebensſonne.

Einmal äußerte ſie ſich ausführlich über ſein Verhältnis zu den Frauen, namentlich zur Gräfin d'Agoult. „Le malheur de ſa vie c'eſt ſon goût pour les femmes", betonte ſie. Als ein zweites Verhängnis galt ihr ſeine Vorliebe „pour le petit cognac", der für ſeine Geſundheit Gift ſei und ſeine Rieſennatur untergraben werde. Die Sorge um ſein Wohlſein verließ ſie nie, und für ſeinen Kammerdiener Spiridion entwarf ſie lange Liſten von Vorſchriften, wie er auf die Pflege ſeines Herrn bedacht ſein ſolle.

Auch über ſich ſelbſt entſchleierte ſie mir manches. Es war nicht immer leicht, ſie recht zu verſtehen. Sie war keine Buchſtabennatur und wollte nicht allzu wörtlich genommen werden. Es galt, halb Angedeutetes zu erraten, ſcharfe Akzente zu mildern, zwiſchen den Zeilen zu leſen. Erläuterungen an Geſagtes geknüpft zu ſehen, langweilte ſie. Sie liebte es nicht, aufgehalten zu werden auf ihrem Gedankenflug.

Späterhin kamen Wagner und ſeine Werke, zumal der

„Parſifal", Bülow, Rubinſtein und die von ihm angeſtrebte geiſtliche Oper, die neue Auflage von Liſzts „Chopin", bezüglich deren ich aus meinem Herzen keine Mördergrube machte, und vieles andere zur Sprache. Proſelytenverſuche, wie Malwida von Meyſenbug von ihnen berichtet, hat die Fürſtin bei mir nie gemacht und ſich mit der beruhigenden Antwort begnügt, die ich auf ihre Frage, ob ich gläubig ſei, geben konnte. Gelegentlich fragte ſie mich, ob ich nicht Neigung hätte, eine Biographie Liſzts zu ſchreiben, die der unvollendeten Ramannſchen gegenüber nicht nur eine Ergänzung, ſondern eine Erweiterung und Vertiefung bedeute. Lina Ramann ſei „zu weltfremd, zu ſehr bourgeoiſe", um Liſzts vielſeitiger komplizierter Erſcheinung beizukommen. „Eine reiche geiſtige Natur, die ſich durch ſlaviſche, franzöſiſche, ungariſche geheime Bitterkeiten und Süßigkeiten habe durchtränken laſſen", ſei, meinte ſie, für „eine deutſche einfache Seele" ſchwer zu entziffern. So habe Liſzts „etwas ſpießbürgerliche" Biographin aus ihm „eine Art alten Brendel" — der ihr Ideal geweſen ſei — gemacht. Ihr gebe ſie kein Material mehr, würde es mir dagegen mit Freuden zu Gebote ſtellen. Ich konnte nur erwidern, daß ich ein derartiges Eingreifen meinerſeits als eine Unrechtmäßigkeit gegen das mir übrigens fernſtehende Fräulein Ramann anſehen müſſe.

Dieſe unſere ausgedehnten tête-à-têtes, von denen ich erſt um Mitternacht, wie elektriſiert, im Wagen der Fürſtin heimzukehren pflegte, gereichten Similde wenig zur Freude. Sie unaufgefordert mitzubringen, konnte ich mir natürlich nicht erlauben. Eine Aufforderung erfolgte jedoch erſt kurz vor unſerer Abreiſe, als die Fürſtin bei Erwähnung der Weimarer Bühnenaufführung der „Heiligen Eliſabeth" hörte, daß Similde dabei zugegen geweſen ſei. Nun wünſchte ſie ſelbſt ſie zu ſehen, und obgleich meine Gefährtin ſich anfangs ſträubte, der ſpäten Einladung zu folgen, bereute ſie nicht, dank meinem Zureden, eine der bedeutendſten Frauen des Jahrhunderts kennen gelernt zu haben.

Ein hübſches römiſches Konzert im Palazzo Pamfili, darin der gefeierte Bariton Lotogni, die Altiſtin Melia und der Thalbergſchüler Leſi zu hören waren, dankte ich meiner Gönnerin. Ebenſo die erſte Bekanntſchaft mit Emil Sauer, dem nachmals zu großem Rufe gelangten Jünger unſeres Meiſters, der, eben in Rom verweilend, mich auf ihre Anregung beſuchte. Zu einer von ihr befürworteten Begegnung mit Sgambati kam es hingegen nicht. Da er gerade im Begriff ſtand, Rom zur Ferienzeit zu verlaſſen, mochte ich ihm nicht läſtig fallen, um ſo mehr, als mich anderweite Arbeiten nicht daran denken ließen, ein Porträt von ihm, wie Liſzt es wünſchte, ins Auge zu faſſen. Eins nur beklage ich, daß mich meine natürliche Zurückhaltung verhinderte, mich, einer Aufforderung der Fürſtin folgend, mit einem Gruß von ihr bei Lenbach in ſeinem Atelier im Palazzo Borgheſe einzuführen. So habe ich mir die perſönliche Berührung mit dem größten Bildnismaler der Neuzeit entgehen laſſen.

Inzwiſchen ſetzen Similde und ich unſere römiſchen Fahrten und Wanderungen emſig fort und erfahren, welch anſehnliche Arbeit es iſt, Rom zu ſehen. Nicht von jeder der geſchauten Herrlichkeiten kann ich hier berichten, nur einiger Streifzüge ſei gedacht. Vorgeſtern ſtreichen wir in Trastevere herum, deſſen originelle, ihre alte Tracht treu bewahrende Bevölkerung uns intereſſiert. Hinab ſteigen wir in die Vatikaniſchen Grotten, wie man die als Krypta noch erhaltene alte Peterskirche Conſtantins bezeichnet, die mit ihren Papſt- und Kaiſergräbern der Weltgeſchichte größte Katakomben vor uns auftut. Wir betreten, gleich der ſchönen mittelalterlichen Baſilika Santa Maria, die noch altchriſtlicher Zeit entſtammende Kirche der heiligen Cäcilie, dahin man ihre irdiſchen Reſte aus den Katakomben

übertrug. Wir sehen in dem zur Engelsburg umgewandelten einstigen Grabmal Hadrians den entsetzlichen Kerker, in dem die holde Beatrice Cenci schmachtete, deren Bildnis im Palazzo Barberini mein Entzücken weckt. Ein andermal öffnet uns der Quirinal seine königlichen Säle und Gemächer. Vor dem Dioskurenpaar erlaben wir uns an einem der köstlichsten Ausblicke auf die Siebenhügelstadt, bevor wir uns im nahen Palazzo Rospigliosi an Guido Renis strahlender Aurora und weiter an den Kostbarkeiten der Galerien Colonna, Doria, Corsini ergötzen.

Ein Tag ist den Friedhöfen geweiht. Wir fahren nach San Lorenzo fuori le Mura. Vor uns erhebt sich, in hohen Terrassen auferbaut, eine weiße Marmorstadt mit Türmen, Tempeln, Kuppeln, Rundbauten, Minarets, wie eine orientalische Stadt anzuschauen, verriete nicht der dazwischen aufstrebende Zypressenwald ihre ernste Bestimmung. Welcher Gegensatz zu dem schlichten protestantischen Gottesacker an der Cestius-Pyramide, die sich, düster und altersschwarz, zwischen den Zinnen und klobigen Festungstürmen der uralten römischen Stadtmauer hinlagert. Wie wohl die Mehrzahl unserer Landsleute, lassen wir den Hügel nicht unbesucht, der August von Goethe, den Beklagenswerten, deckt, der samt seinen Söhnen durch die olympische Größe seines Vaters erdrückt ward. Den dritten Friedhof, den kleinen bei St. Peter, wo die deutschen Katholiken vom Leben ausruhen, kennen wir bereits von unseren Besuchen bei Monsignore de Waal her. Von der Cestius-Pyramide führt uns eine kurze Fahrt nach San Paolo fuori, der nach einem vernichtenden Brande zu neuer Pracht erstandenen Basilika mit Pauli Grab, hoch überm Tiberufer. Noch sind an ihrem Außenschmuck Bauleute geschäftig. Im vollendeten, großartig wirkenden Innern prangen die Mosaikbildnisse der Nachfolger Petri auf Goldgrunde. Nebenan durchwandeln wir einen der schönsten Klosterhöfe, dessen zierliche Säulen Rosen umranken.

Wohltuende Ruheſtunden danken wir dem Aufenthalt in den römiſchen Landhäuſern. Da iſt Villa Mattei auf dem Coelius. Nahe den Caracalla-Thermen, mit dem Ausblick auf die Rieſentrümmer gelegen, ſelbſt an antiken Fragmenten reich, hat ſie einen geborenen Leipziger, Baron Hoffmann, zum glücklichen Beſitzer. Ein Paradies von Roſen umblüht uns in ihrem Bereich.

Da iſt vor Porta Salara Villa Albani, ein vollendet harmoniſches Ganze, in dem das Prinzip des italieniſchen Gartenſtils: die Unterordnung der Natur unter die Geſetze der Architektur und demgemäß die ſymmetriſche räumliche Gliederung des Terrains, ſinnfälliger als anderswo zur Erſcheinung kommt. So nehmen die vorderen Teile des Gartens regelmäßige, in feurigen Farben ſtrahlende Blumenpartien ein. Lichtumflutet, nur von niederen Zypreſſenhecken umhegt, laſſen ſie den Blick ungehemmt in die umgebende Landſchaft: über die bläulichen Umriſſe des Sabinergebirges ſchweifen. Das Dickicht der Steineichen, aus dem Hermen hervorſehen, bleibt im Hintergrunde. Antike Skulpturen, einſt unter Winckelmanns Leitung geſammelt — das ſchönſte Antinousrelief unter ihnen —, füllen in großer Zahl Vorhalle und Galerien, wie das Innere des Kaſinos und erhöhen in unvergleichlicher Weiſe den vornehmen Reichtum der neuerdings der Öffentlichkeit entzogenen Kunſtſchöpfung.

Auf dem Kapitol ſtatten wir nicht allein dem Bambino in Araceli, dem tarpejiſchen Felſen, den Kunſtſchätzen des Muſeums und des Konſervatorenpalaſtes, dem Wolfspaar Romulus und Remus, ſondern auch dem deutſchen Botſchafterpaar von Keudell im Palazzo Caffarelli unſern Beſuch ab und werden bald darauf zu einem muſikaliſchen Empfang geladen. Die fürſtlichen Räume des Palaſtes, die Prachtausſicht von ſeinem Dache herab, die uns Exzellenz von Keudell mit der ihm eigenen Liebenswürdigkeit genießen läßt, der Garten mit ſeinen duftigen Bankſiagehängen, die vornehme Art der Wirte, die angenehme

deutsche Gesellschaft — in der ich der originellen Baronin Grünhof, der Mutter der Hausfrau, und ihrer Schwester Baronin Könneritz, denen ich später näher trat, zuerst begegnete — das virtuose Klavierspiel Emil Sauers wirkten zusammen, um mir eine unvergeßliche Erinnerung zurückzulassen.

Eine andere Empfehlung Liszts trug mir zunächst keine Früchte. Mein Besuch im deutschen archäologischen Institut auf dem Kapitol verfehlte Frau Professor Helbig, geborene Prinzessin Schahawskoy, eine ehemalige Schülerin des Meisters, und eine Einladung, Josef Rubinstein bei ihr den „Parsifal" spielen zu hören, kam leider verspätet in meine Hand. Erst nach Jahren traten wir brieflich in Verbindung.

Ganze Tage widmen wir dem einen oder anderen der Großen, deren Schatten auf römischer Erde umgehen. Von den entzückenden Farnesina-Fresken, den Sibyllen in Maria della Pace, dem nur fragmentarisch von ihm zeugenden Bogenbau der Villa Madama bis zum Pantheon, seiner letzten Ruhestatt, folgen wir Rafaels Spuren. Ein andermal lassen wir uns vom Genius Michelangelos unsere Wege vorschreiben. Dann wieder feiern wir das Andenken Liszts an den verschiedenen Stätten, die er bewohnte. Wundervoll ist ihre Lage. Die eine bei den Oratoriern in Madonna del Rosario, droben auf dem Monte Mario, hinter dem die römische Sonne allabendlich niedersinkt, sieht eins der schönsten Bilder des lebendigen Rom zu ihren Füßen. Die andere in Santa Francesco Romana bannt das Auge an die ringsum in Trümmer gefallenen Heidentempel und Läsarenbauten — eine tote, untergegangene Welt.

Drängend treibt mich die Sehnsucht nach des Meisters Lieblingsaufenthalt, der Villa d'Este. Eine zweistündige Fahrt mit dem Dampftram bringt uns durch die Campagna nach Tivoli; einst, wie noch alte Reste bezeugen, der beliebte Sommersitz der römischen Patrizier, und heute noch, dank

seiner unvergleichlichen Lage über den Wasserfällen, Grotten und Klüften des Anio, ein bevorzugtes Ausflugsziel aller Romfahrer. Von seinen Naturwundern und dem traditionellen Mahl am Sibyllentempel über dem tosenden Wassersturz streben wir eilends der Villa d'Este zu. Auch sie ist ein Wunder, das die Kunst mit der Natur im Bunde geschaffen. Wie ein Märchen gemahnt der Prachtbau auf steilem Abhang mit seinen verödeten Prunksälen, seinen Altanen, Terrassen und breiten Stiegen, mit den ihn in Strömen umrauschenden Wassern, die, vom Anio gespeist, ihr phantastisches Spiel in dem in die Tiefe hinabsteigenden Garten fortsetzen, drunten die stolzesten Zypressen Italiens und die geheimnisvollsten Lorbeer- und Orangengänge — der Nachtigallen Zuflucht — bewässernd. Grausam ist nur der Verfall am Werke an all der marmornen Herrlichkeit. An den verwitterten Götter- und Heldenfiguren, den Wappenschildern blättert Schicht um Schicht sich los, das Moos überspinnt Balustraden und Grotten mit seinem grünem Schleier. Ein Jammer ist's, das allmähliche Vergehen dieser Märchenpracht voraussehen zu müssen; doch der Hauch von Schwermut, den dies Dahinsterben über die zaubervolle Stätte breitet, erhöht noch ihre Romantik. Tönt nicht solch umflorte Stimmung auch aus Liszts „Threnodien bei den Zypressen der Villa d'Este" wider?

Wer begriffe nicht des Meisters Vorliebe für „die Königin der Villen", wie Ariost sie nannte, die Lucrezia Borgias Sohn, Kardinal Ippolito d'Este sich vor dreieinhalbhundert Jahren von Pirro Ligorio erbauen ließ und die seit den sechziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts vom Herzog von Modena dem Kardinal Hohenlohe auf Lebenszeit überlassen ward? Gastlich ließ dieser für den ihm befreundeten Künstler vier mit seinen Initialen bezeichnete, an einer Terrasse gelegene Zimmer einrichten, die allezeit, selbst bei Abwesenheit des Kirchenfürsten, für ihn bereit stehen und Jahr um Jahr monatelang von ihm bewohnt werden. Von seinem Schreibzimmer und der Terrasse aus überblickt

er die Campagna bis zur fernen Peterskuppel, das Meer und den Garten mit den majestätischen Zypressen. Gab es für einen Kunstgenius je eine idealere Schaffensstätte? —

Ein Eselpaar Galant'uomo und Fariseo trägt uns von Tivoli zur Villa Adriana, dem in Trümmer zerfallenen Tusculum Kaiser Hadrians, in dem dieser die ihm wohlgefälligsten Bau- und Bildwerke der von ihm durchreisten Länder, insbesondere Griechenlands und Ägyptens, in Nachbildungen vor sich erstehen ließ. Der kaiserliche Palast, ein griechisches und ein lateinisches Theater, ein Stadium, Thermen, ein ägyptischer Tempel und anderes sind in Ruinen noch erkennbar. Zwischen den roten Backsteinresten freuen sich Pinien und Zypressen, Oliven, Lorbeeren, Feigen und allerlei grüne Wildlinge in Üppigkeit ihres Lebens. Doch will ich nicht behaupten, daß mich dies Ruinenstammbuch begeistert hätte.

Die Rückfahrt durch die Campagna nach Sonnenuntergang — einer von den Römern gemiedenen Zeit — bekam mir übel. Ich mußte wegen arger Brustbeklemmungen Dr. Erhardt, den trefflichen deutschen Arzt, holen lassen, der mich am liebsten gleich in's deutsche Krankenhaus an der Rupe Tarpea expediert hätte. Indes erwies sich die Sache nur als rheumatischer Anfall, und statt nach dem gefürchteten tarpejischen Felsen, konnte ich Gottlob zur Porta Furba hinaus, wieder in die Campagna fahren. Da erschloß sich mir eine ihrer malerischsten Strecken. Die Aquädukte Felice und Julia, inmitten der von Ginstergold und Thymianrot überblühten weiten welligen Steppe, überall Gräber, geheimnisvolle Trümmer, antike Burgreste, Wartürme, hier und dort die pyramidenförmigen Rohrhütten der Hirten, die bald im Schafpelz und Spitzhut, mit langem Stabe bewaffnet, bald hoch zu Roß die Lanze schwingend, ihre Ziegen- und Büffelherden hüten, von zottigen Hunden in ihrem Wächteramt unterstützt; zur Abwechslung die des Weges kommenden zweiräderigen Karren der Marinoer Weinbauern, mit geschmücktem Maultier und

dem eigentümlichen tonnenförmigen Schirm, in dem ſich der Kutſcher vor Sonnenbrand ſchützt; — dazu im Hintergrund die ſanften Formen der Albaner, die kühneren der Sabiner Berge mit ihren Siedelungen; ein ergreifend großartiges Bild, das ſich in den Purpur- und Orangeſchimmer der ſcheidenden Sonne hüllt.

Bei der Heimkehr in die Stadt ſchlägt die uns begleitende, längſt in Rom eingebürgerte Frau Seeburg uns vor, uns einige nahe antike Reſte: den Oktavians-, den Janus- und Goldſchmiedsbogen, die Cloaca maxima, den Veſtatempel nicht entgehen zu laſſen, und mit einem Einblick in die mittelalterliche Welt des Ghetto — ein enges, vor Schmutz ſtarrendes Gewinkel, deſſen einziger Schmuck in dem in einige Mauern eingemeißelten ſiebenarmigen Leuchter beſteht — beſchließen wir die bilderreiche Fahrt.

Mit unſerer Leipzigerin vereinen wir uns auch zu einem erſten Beſuch der Villa Pamfili, in die bis zum Kaſino einzufahren nur mittels Zweiſpänner geſtattet iſt. Ein Triumphtor gewährt Einlaß in den vielbeſuchten Park, in dem ein Pinienhain ſich im See ſpiegelt, einer Wieſe die lieblichſten Anemonen entblühen, weiße Hirſche durch Buſchwerk und Eichenwald ſtreichen und Peterskuppel und Campagna den Proſpekt der tiefliegenden, ſkulpturenreichen Villa und des ſie umgebenden Prunkgartens bilden. Auf der Rückfahrt durch die Allee begriffen, ruft uns eine bekannte Stimme an. Es iſt Miß Ethel Smyth, eine engliſche Komponiſtin, die uns während ihrer Studienzeit in Leipzig bekannt geworden war. Sie ſucht in der Oper ihr Feld und hat es nicht erfolglos bebaut, ſich in neueſter Zeit jedoch mit Leidenſchaft den weniger harmoniſch als gewalttätig vorgehenden Londoner Suffragettes geſellt, für die ſie auch in Wien Propaganda zu machen verſuchte.

Unſeren Rückweg verſchönt an der den Janiculus beherrſchenden Aqua Paola einer der mit Recht geprieſenſten Ausſichtspunkte der Tiberſtadt. Ein zweiter entzückt uns bei San Pietro in Montorio, deſſen graziöſer Tem-

pietto Bramantes im Kloſterhof die Stelle bezeichnet, wo Petrus den Kreuzestod erlitt. Da ſtehen wir, bedünkt mich, vor dem allerſchönſten der römiſchen Rundblicke: das vatikaniſche und das vom grünen Gehügel der Campagna umſchlungene heidniſche Rom, darüber hinaus, der klaſſiſche Bergkranz vom Soracte bis zum Monte Cavo, im weißen, vom Abendgold verklärten Schneeglanz.

Auch im Forum erleben wir, wie zuvor im Koloſſeum eine Bengalata und ſehen dabei das luſtige Künſtlervolk von ſeiner Frühlingsfahrt nach den Cervaragrotten, von denen Freund Werner uns gern erzählte, im Maskenzug, wie ihn der Römer liebt, an uns vorüberkommen. Ein tolles Treiben, Scherzen und Lachen.

Der Verſuch eines römiſchen Theatergenuſſes mißlang. Was man im Teatro Roſſini zu dieſer Zeit darbot: die komiſche Oper der Brüder Ricci „Crispino e la Comare" war eine italieniſche Offenbachiade; der Theaterſaal war ſchmutzig, die Nonchalence der Orcheſtermitglieder, die ihre unſauberen Taſchentücher über die Brüſtung des Parketts breiteten, ſuchte ihresgleichen. Von den Sängern zeigten ſich ein paar Buffos mit guten Stimmen begabt. Das Ganze erſchien uns als das höhere Kaſperltheater.

Einmal noch unternahm es Monſignore de Waal, uns durch ein Stück des altchriſtlichen Rom zu geleiten. Er führte uns nach San Clemente, eine der älteſten römiſchen Kirchen, die auf einer dem Mithrasdienſt geweihten Grotte erbaut, jetzt nur als Unterkirche ſichtbar iſt, über der ſich eine mit frühmittelalterlichen Fresken gezierte Oberkirche erhebt. In der Roſenvilla Wolkonsky und weiter im Chriſtlichen Muſeum des Laterans erläuterte er uns die Symbolik der Sarkophagſkulpturen.

Eine letzte Führung des gütigen geiſtlichen Herrn galt der Vatikaniſchen Bibliothek mit ihren Koſtbarkeiten und zum guten Ende den Vatikaniſchen Gärten. Man kann ſich lange ergehen in dieſem umfänglichen Bereiche, das, nach Art der italieniſchen Gartenanlagen des ſechzehnten Jahr-

hunderts, das Vorherrſchen der mit den vorhandenen Baulichkeiten in Harmonie gebrachten architektoniſchen Linie erkennen läßt. Da ſehen wir die graziöſe Villa Pia, die vom Erbauer der Villa d'Eſte, Ligorio, herrührt; dort das Kaſino Leos XIII., wo er die heißen Sommertage zu verbringen liebt. Hier haben wir den tiefliegenden Prunkgarten mit Fontänen und figurierten Blumenbeeten, den halbkreisförmigen Raum, wo der heilige Vater zuweilen Audienz erteilt, und darüber die hohen Terraſſen mit immergrünen Eichen, in deren Dämmernacht ſich's wohlig atmet. Überall verſchnittene Lorbeerhecken, die vom Duft der in ihrem Schatten blühenden Cyklamen erfüllt ſind. Wir kommen an breit ausladenden Brunnenbecken, an Grotten, an geräumigen Käfigen ausländiſcher Hühner und anderen Gevögels vorbei, denen Papſt Leo, der Tierfreund, ſeinen Schutz angedeihen läßt, und allerwärts fällt unſer Blick auf Michelangelos Kuppel, auf den Turm, in dem Galilei wohnte, als er zum Widerruf ſeiner Lehre vor das Inquiſitionsgericht entboten ward. Am Ende finden wir uns zwiſchen Weinbergen, nahe der Mauer, die das Gebiet der Leoniniſchen Stadt begrenzt. Eine anſehnliche Wanderung, die Monſignore durch gute Rede und heitere Scherze zu würzen wußte.

Unterdeſſen hatte ich neben alledem nicht verſäumt, meine Arbeitszwecke nach Möglichkeit zu fördern. In der Accademia di Santa Cecilia hatte ich, von Profeſſor Berwin, einem Deutſchen, früheren Schüler Wilhelm Ruſts, aufs entgegenkommendſte aufgenommen, über die Reichhaltigkeit der von ihm geleiteten, erſt ſeit einem Monat beſtehenden Bibliothek geſtaunt, in der er mir zu meiner Überraſchung meine beſcheidenen Schriften zeigte. Meine Ausbeute an Muſikerbriefen war hier freilich keine große,

immerhin eine erfreulichere als im päpstlichen Musikarchiv, von dem ich viel erwartet hatte. Dessen Vorsteher Monsignore Naselli und Don Silvestri konnten mir leider bei aller Hilfsbereitschaft nur die Versicherung geben, daß in der künstlerischen Abteilung von für mich tauglichen Dokumenten gar nichts vorhanden sei; möglicherweise etwas in der administrativen, doch wo solle man da suchen? Die Masse der im Quirinal verwahrt gewesenen Handschriften sei von der italienischen Regierung beschlagnahmt worden und nichts aus den Händen der „rubatori" an das päpstliche Archiv zurückgelangt. Der eben mit Palestrinaforschungen in Rom beschäftigte Dr. Franz Haberl — Domkapellmeister in Regensburg und bekanntlich einer der ausgezeichnetsten Musikgelehrten unserer Tage († 1910) — konnte mir aus eigner Erfahrung das Gesagte nur bestätigen. Dennoch verließ ich Rom für's erste nicht resultatlos. Der Gefälligkeit Berwins, der leider schon wenige Jahre darauf starb, durfte ich noch die Empfehlung an eine Anzahl angesehener italienischer Musiker, Bibliothekare und Archivdirektoren danken, von denen aus vielen anderen nur Francesco Florimo, Archivar in Neapel, Don Bonifazio Krug, Padre Priore in Monte Lassino, Federico Parisini, Präsident der Accademia Filarmonica in Bologna, Don Guerrino Amelli, Bibliothekar der Ambrosiana in Mailand. Don Nicolò Coccon, Kapellmeister von San Marco in Venedig, genannt seien.

Der Gedanke der Fürstin Wittgenstein war es, Liszt um ein allgemein gehaltenes Empfehlungsschreiben zu bitten, dessen Vorweisen genügen würde, mir alle mögliche italienische Archive und Bibliotheken zu öffnen. Doch war dies nicht im Sinne des Meisters. Er schrieb mir durch die Fürstin:

„Verehrte liebe Freundin,

In Ihrem Brief, der mir etwas verspätet zukam, verlangten Sie eine Art von passe-partout für die Bibliotheken, Archive, Autographensammlungen in Italien. Dort

habe ich zwar einige ſehr liebe Freunde, aber durchaus keine offizielle Qualifizierung. Auch dünkt es mich, daß der berühmte Name La Mara genügt, um alle Türen und Schränke zu öffnen.

An S. Exzellenz den Baron Keudell hatte ich Ihnen voriges Jahr ein paar Empfehlungszeilen geſchickt.

Wenn Sie je zu Ihren weiteren Forſchungen die ungariſchen Bibliotheken beſuchen wollen, ſtehe ich Ihnen zu Dienſten. Desgleichen in Weimar — ja ſelbſt in Wien, Paris; aber nicht im allgemeinen, ſondern durch an beſtimmte Perſönlichkeiten gerichtete Zeilen.

Verehrungsvoll und freundſchaftlich ergebenſt

F. Liſzt.

23. April 84. Wien."

Die Fürſtin begleitete den Brief mit den Worten:

„Ich bekomme eben einige Zeilen von Liſzt, die beweiſen, daß er jetzt weniger als je Empfehlungsbriefe zu ſchreiben liebt. Er hätte Florimo beglückt mit ein paar Zeilen. Ich kann Sie aber verſichern, liebe Frau Lipſius, daß er alles für Sie tun wird und mir ſehr wohlwollend geſinnt iſt. Sie erinnern ſich doch, daß er Ihnen Briefe für Palermo und für alle ſizilianiſche muſikaliſche Archive geben ſoll? Nach Ihrer Rückkehr werde ich an Florenz, Mailand, Venedig denken.

Gewiß werden Sie mit Blandine Gravina viel von Liſzt ſprechen. Erzählen Sie auch ihrem Mann viel von ihm.

Liebe Frau Lipſius, laſſen Sie mich wiſſen, wie es Ihnen heute geht. Glückliche Reiſe und glückliches Wiederkommen!

Pſſe. Carolyne Wittgenſtein."

* * *

Verſtimmt, grau, regneriſch bewillkommnete uns Neapel. Von dieſem erſten Anblick galt nicht das vielzitierte Wort: „Sieh Neapel und ſtirb!“ Ein paar Tage ließ der Lichtzauber auf ſich warten. Mit einem Male offenbarte er ſich uns, gerade als wir uns anſchickten, nach Camaldoli zu reiten. Es geſchah zu guter Stunde; denn nirgends zeigt ſich die amphitheatraliſch anſteigende Stadt mit ihren Kaſtellen, zeigt ſich der Golf mit den ihn umrahmenden edenhaften Gefilden ſchöner als vom Belvedere des Kloſtergartens aus, das mir einen der auserleſenſten Eindrücke meines Lebens ſchenkte. Wir waren berauſcht. Und nun gewährte uns Himmelsgunſt drei Wochen lang einen ſonnenverklärten Tag nach dem andern.

Rom ſehen iſt eine ernſte Arbeit, Neapel ſehen iſt eitel Genuß. Hier lebt, lacht, lärmt alles, ſo daß der aus der vornehmen Ruhe der ewigen Stadt Kommende ſich nach ihr zurückſehnt. Erſt allmählich gewinnt er dieſem tollhausähnlichen Drängen, Treiben und Schreien ſeine heitere Seite ab und läßt ſich von ihr mit fortreißen.

Der Zufall ließ uns in Neapel gerade noch zurecht kommen, um im Theater San Carlo — lange Zeit dem größten und berühmteſten der Welt — dem Saiſonſchluß beizuwohnen. Das Haus, in dem einſt Roſſini mit ſeiner Gattin Iſabella Colbrand und Manuel Garcia ſeine durch ganz Europa hallenden Triumphe feierte, iſt von ungewöhnlicher Höhe; ſechs Stockwerke geben je 32 Logen Raum. Das aufgeführte Werk: Boitos „Meſiſtofele“, war mir ſchon von Wien her bekannt. Es enthält, unter erkennbarem Einfluß Wagners, viel Gutes, ſogar Schönes. Die Sänger leiſteten Tüchtiges, doch keineswegs ſo Hervorragendes, um den ihnen geſpendeten unbändigen Beifall, die immer wiederholten Dacaporufe zu rechtfertigen. Stürme von Applaus erſcholen nach Gretchens Tod. Die Geſtorbene erhob ſich, verneigte ſich dankend, legte ſich wieder hin und ſtarb weiter.

Zum Beſuch des neuen hübſchen Bellinitheaters, das ein Privatmann aus Schwärmerei für den Norma-Kom-

poniſten erbaut und der Stadt geſchenkt hat, verleitete uns eine in unſerem Hotel wohnende Ungarin. Die ſpiritiſtiſchen und Taſchenſpielerkunſtſtücke, die ein Mr. Darwin zum Beſten gab, dünkten uns jedoch allen Zaubers bar. Unvergleichlich ergötzlicher verlief dafür eine Vorſtellung in einem Volkstheater, in der der Pulcinello, das nationale Schoßkind der Neapolitaner, ſein tolles Weſen trieb.

Außer dem überaus reichhaltigen Muſeo Nazionale, der Galerie in Schloß Capodimonte und einigen Kirchen, namentlich dem Neapels Schutzheiligen San Gennaro geweihten Dom, ſtellt die Kunſt hier geringe Anforderungen an unſere Zeit; wir dürfen ſie um ſo uneingeſchränkter der Natur und der Beobachtung des Volkslebens widmen. Das geräuſchvolle Getriebe dieſer Queckſilbermenſchen ſieht ſich allerwärts unterhaltſam an, ſei es, daß wir ihm in der Via di Roma, der Hauptverkehrsader der Stadt, nachgehen, wo Schreiber und Wechsler, Paſtetenbäcker und Maccaroniköche, Schuſter und Schloſſer auf der Straße ihr Handwerk betreiben, Dudelſackpfeifer muſizieren, während Wagen an Wagen in raſendem Tempo vorbeiraſſeln, Ziegenherden daneben hindurchgetrieben, über unſern Köpfen Körbe aus den Häuſern herabgelaſſen und für die darin enthaltenen Soldi vom Gemüſehändler mit Salatſtauden oder Fenchelbündeln gefüllt werden. Sei es, daß in den ſtilleren, zum Camposanto führenden Gaſſen die vermummten Geſtalten barmherziger Brüderſchaften einen Toten zur Ruhe geleiten; ſei es, daß wir, meerentlang ſchlendernd, bei den Frutti di Mare-Buden, den rotmützigen Marinari, den trägen Lazzaroni, den Schildpat- und Moſaikverkäufern an der Chiaja — dem neapolitaniſchen Korſo — unſere Studien fortſetzen. Nur auf der Hut ſein muß vor dieſer blitzgeſchwinden, nicht ſelten ſpitzbübiſchen Menſchenraſſe, wer ihr nicht zum Opfer fallen will. Im Nu wird ihm ein Schmuckſtück, das er an ſichtbarer Stelle trägt, entriſſen, ein eben gekaufter Gegenſtand aus dem Rückteil des Wagens entführt, ein

falſches Geldſtück in die Hand geſpielt, wie mir's geſchah, bevor ich durch Schaden klug ward.

Auch mit den Kutſchern, die ſich dem Fremden doch auf Schritt und Tritt aufdrängen, gab es wegen Spitzbüberei wie wegen Tierquälerei, allerlei Händel, ſo daß Similde behauptete, ich bildete mich in Neapel zur Megäre aus. „E ſolamente una beſtia", pflegt der Kutſcher hier zu Lande gleichmütig zu erwidern, ſo oft man ihm die Mißhandlung ſeines Tiers zum Vorwurf macht. Freilich habe ich ihm hierauf ſtets verſichert, daß er viel beſtialiſcher ſei als ſeine arme beſtia. Gewiß, die empörende Mißhandlung der Tiere, das betrügeriſche Weſen des Volks, die überall zu tage tretende Unſauberkeit könnten uns wohl das italieniſche Paradies verleiden, wäre uns Deutſchen nicht die unwiderſtehliche Vorliebe für das Vaterland der Schönheit eingeboren. Leben, Raſſe, Farbe, Bewegung hat hier alles, hat auch der Flammenberg, der endlich die ſehnſüchtig von uns erwarteten Feuergarben ſpeit. Bewegen wir uns alſo zu ihm hinauf! Es iſt dies, ſeit die Drahtſeilbahn ſich den unſicheren vulkaniſchen Boden untertan gemacht hat, kein kühnes, noch mühſeliges Unternehmen mehr, nur eine Spazierfahrt im bequemen Zweiſpänner, die an unſerer Hoteltür beginnt und wieder abſchließt, für's erſte aber an der Station — das iſt ein gut Stück über Palmieris Obſervatorium hinaus — unterbrochen wird. Ein überdeckter, ſeitwärts offener Wagen mit treppenförmigen Sitzen nimmt uns auf; man ſeilt ihn kaum zehn Minuten lang in ſteiler Steigung empor, dann müſſen wir, faſt in Aſche verſinkend, uns für eine letzte Viertelſtunde den eigenen Füßen und einem der uns erwartenden Führer anvertrauen. Er geleitet uns zuvörderſt zum alten erloſchenen Krater. Welch fremdartige Welt uns umgibt! Dort iſt die Somma, der Gipfel des „kleinen Veſuvs", der als Zerſtörer Pompejis gilt. Schwarz und wüſt, wie die unabſehbaren Lavaſtrecken, die wir durchmeſſen, unheimlich, finſter wie Höllenpforten reckt er ſich vor uns. Jetzt ſchauen wir hinein in den Feuer-

schlund, in dem es grollt und brodelt, donnert und aufblitzt in zuckenden Flammengarben, und Dämpfe und Schwefelstücke, glühendes Gestein und Lava neben uns der Tiefe entsteigen. Den Schwefeldünsten zum Trotz lassen wir uns in nächster Nähe nieder. Doch wird mir der dämonische Nachbar bald ungemütlich. Nicht lange bleibe ich ihm zur Seite; lieber lasse ich den Blick in's Weite gleiten, über die unsagbare Reinheit und Farbenharmonie von Meer und Land und Himmel. Diese paradiesische Umschau (im kleineren Stil gewährt sie auch Neapels Campo santo nuovo, den man als schönsten der Welt preist) deucht mich das Herrlichste am Vesuv. — —

Die traumhaften Umrisse der Inseln, die duftverklärt nach der Chiaja und Villa Nazionale, dem Korso und Lustgarten der Neapolitaner, herübergrüßen, wecken wohl in jedem die Sehnsucht, ihnen zu nahen. Similde trieb ein besonderes Verlangen nach Ischia. Ich hätte mir den trüben Eindruck der grausigen Verwüstungen durch das neuerliche Erdbeben in Casamicciola lieber erspart, wollte aber meiner Freundin zu Willen sein und mußte dies durch die unerwünschte Bekanntschaft mit der Seekrankheit büßen. Man bedient sich für die zweieinhalbstündige Überfahrt alter abgenützter Dampfboote, deren fortwährendes Stoßen auch dem sonst Seetüchtigen leicht verhängnisvoll wird. Genug, nicht allein die Seefahrt, fast mehr noch ward mir der Aufenthalt auf der im üppigsten südlichen Blütensegen prangenden Insel vergällt durch den Anblick der Gräber und Ruinen, der uns in Scharen umdrängenden Armen und Elenden, die, in Notbaracken am Ufer untergebracht, uns mit allerlei Strohflechtarbeiten, jetzt ihrem einzigen kümmerlichen Verdienst, nicht erfolglos verfolgten. In den noch stehengebliebenen Häusern zu wohnen, war, da deren weiterer Einsturz stündlich drohte, verboten. Auch wir mußten, trotz Sprühregens, im Gasthaus unser Mittagsmahl im Garten, unter'm Schutz eines Zeltdachs und eines mit Blüten beladenen Orangenbaums einnehmen. Noch war der

urplötzliche Ausbruch der Kataſtrophe aus dem Zuſtand der Zellen in den Bädern, aus dem geöffneten zertrümmerten Flügel im Gartenſalon der Gran Sentinella erſichtlich. Von ihren Poſtamenten herabgeſtürzt, lagen im Garten die Vaſen; die Blumen darin hingen halb in der Luft und gediehen doch, dank der Fruchtbarkeit dieſes wonnevollen Himmelsſtrichs, halb entwurzelt, wo und wie der Zufall ſie hingeworfen hatte, weiter.

Über Borgo d'Iſchia, den maleriſch unter hochragendem Kaſtell am Strande hingelagerten Hauptort der Inſel, fuhren wir heim, ungleich reicher an traurigen, denn an erfreulichen Erinnerungen.

Wie anders Capri, die Inſel der Glücklichen! Nicht auf dem direkten Waſſerwege von Neapel aus ſtrebten wir ihm zu. Wir kürzten dieſen durch eine der ſchönſten Küſtenſtraßen ab, deren Italien ſich rühmt. Bald anſteigend, bald ſich ſenkend, über pittoreske Brücken, zwiſchen Orangenhainen und Akazienalleen, die ihre weißen Blütentrauben in die ſtrahlend blauen Fluten herabhängen, verbindet ſie Caſtellamare mit Sorrent. Taſſos Geburtsort iſt würdig, einem unſterblichen Dichter das Leben gegeben zu haben: eine ſchroff abfallende Felſenküſte, über die ſich ein großer Garten breitet, aus dem weiße Villen hervorlugen und ſich zu freundlichen Straßen aneinanderreihen. Die Luft iſt durchſchwängert von Orangenduft; ihn atmen wir Tag und Nacht, im Freien wie in unſerem Zimmer. Wir fahren nach Maſſo und ſteigen nach dem einſtigen Kloſter Deſſerto hinauf, auch dort, wie allenthalben an dieſen edenhaften Geſtaden, ein wunderbarer Ausblick.

Capri, ein Stück Hochgebirge in Meeresmitte, iſt ernſt, es ſtrahlt nicht die Heiterkeit der Landſchaften von Neapel, Iſchia, Sorrent, Amalfi aus. Meeres- und Hochgebirgsſzenerie, des Südens üppige Vegetation, wie des Orients Staffage und Bauweiſe fließt hier in Eins zuſammen. Von ſolch eigenartigem Reiz gefangen fühlt ſich jeder, der dies ſchöne Eiland betritt. Nicht umſonſt umſpielen Odyſſeiſche

Sagen ſeine Ufer. Nicht umſonſt auch beſchenkte der große Cäſar Auguſtus Capri und ſeine Bewohner mit ſeiner Gunſt, und der ihm in der Weltherrſchaft folgte: der diaboliſche Tiberius, erkor es noch in ſeinen alten Tagen zu ſeinem einem ſchwelgeriſchen Genußleben geweihten Aufenthalt. Die Paläſte und Luſtgärten, mit denen er die Inſel ſchmückte, ſind längſt zerfallen. Nur von einer einzigen Villa noch blieben umfänglichere Reſte erhalten. Der Volksmund nennt ſie, die als Villa di Giove durch ihre königliche Lage einſt alle übrigen beherrſchte, einfach die Villa Tiberiana und empfiehlt ſie dem Fremden als lohnendſtes Ziel ſeiner Wanderung.

Steigen wir empor zum Felſengipfel, über deſſen ſonnendurchglühten Rücken der indiſche Feigenkaktus ſein ſtachlig Gezweig ausſpreizt.

Dort oben ſchwelgt das Auge in unausſprechlicher Naturherrlichkeit. Vor uns Neapels Golf und ſeine Gelände vom Kap der Minerva bis zum Kap Miſeno, wo die Elyſäiſchen Felder winken; inmitten Neapel, ſeitwärts der Veſuv mit der weit ſich hinziehenden Rauchſäule; die Inſeln Niſida, Procida, Iſchia, weiter gen Morgen der Golf von Salerno, die Küſte Amalfis, ſelbſt das ferne Päſtum — das Schönſte, was Italien an landſchaftlichem Reichtum beſitzt, faßt hier ein einziger Blick zuſammen!

Im Rücken ſteigt, maſſig und öde, Capris höchſte Erhebung, der Monte Solaro, empor. Wo er ſich nördlich herabſenkt, hat Anacapri, der Inſel zweites Städtchen, Platz gefunden. Eine vielfach gewundene Fahrſtraße führt hinauf. Doch haben wir's im Mutterorte Capri beſſer. Behaglicher kann man kaum beherbergt werden, als wir es bei Fratelli Pagano, dem beliebten Aſyl der Deutſchen und der Künſtler, ſind. Zu unſerem Balkonzimmer leuchtet der azurne Meeresſpiegel herein. Vor uns im Orangengarten ſonnt ſich die berühmte Prachtpalme; vom platten Dach unſeres Hauſes ſteigen wir zu Galerien und Terraſſen hinüber. Geſellſchaft und Verpflegung ſind vortrefflich. Allabendlich ſehen wir im Flur des Albergo von Odyſſeiſchen

Gestalten Tarantella tanzen, oder schließen uns einem Mondscheinspaziergang nach der Punta di Tragara an.

Wer vom Genusse der Kunst- und Naturwunder Roms und Neapels Atem schöpfen will, der komme hierher, wo ihn das Losgelöstsein von der Welt, mit der nur die Gunst des Wetters uns hier im Zusammenhang erhält, wie mit magischem Kreise umfängt. Da unten, bei den Faraglioni am Sirenenufer sitzen, den Wellen zuschauen, wie sie durch den Arco naturale den Weg nach dem fernen Afrika wandern — 's ist ein lebendig Gedicht.

Die Küsten der Insel sind grottenreich, wie kaum ein anderes Gestade, und bizarr in ihren Felsbildungen. Darum lohnt sich eine Barkenfahrt um sie herum, selbst an einem Tage, wo die See wild aufbrandet. An solchem Tage kommt kein Dampfschiff vom Festland herüber, um der Insel Gäste zu bringen oder zu entführen. Nur wir und ein Fischerboot nehmen den Kampf mit den Wogen auf. Da sehen wir sie alle: die grüne, die rote, die weiße, die Stalaktiten- und die Mitromania-Grotte, nur nicht ihr holdestes Wunder: die blaue, die bei unruhigem Seegang die Einfahrt verweigert. Wie gut, daß sich uns gleich bei unserer Ankunft ihr phantastisches Reich erschlossen hatte!

Das Volk der Capresen ist offener und naiver als das des Festlandes. Es erhielt sich noch Spuren hellenischer Abkunft. Arm, ohne Unterricht wächst die Jugend auf. Eins nur lernt sie von früh an: das italienische Laster des Bettelns. Wie sie den Ankommenden am Dampfschiff spekulativ mit dem schwäbischen Volkslied „Muß i denn, muß i denn zum Städtle hinaus" begrüßen, so verfolgen die Plagegeister auch den Abreisenden und lassen ihm nicht Ruhe, bis er einige Silbermünzen ins Meer wirft und ihrer Kunstfertigkeit Gelegenheit gibt, sie, untertauchend, zwischen den Lippen wieder heraufzubringen. Und das ist kluge Berechnung; denn jeder, der geht, wünscht wiederzukehren.

Im Vollmondglanz taucht Salerno vor uns auf. Silberfluten ergießen ſich über Meer und Land, die Stadt und die Kathedrale Robert Guiscards. Eine wunderreiche Bilderfülle zieht auf der Straße nach Amalfi an uns vorüber. So unvergleichlich uns die Küſte von Caſtellamare bis Sorrent dünkte, romantiſcher noch iſt die Strecke am Salerner Buſen. Die altersſchwarzen Sarazenentürme im und am Meer, die an den Felſen hängenden Piratenneſter, die Brüken und Schluchten, die Kapellen und Klöſter, die Burgen und Ortſchaften, und über alledem der Blütenglanz ſüdlicher Vegetation — iſt's nicht berückend?

Amalfi ſelbſt, ein enges Gewirr von Häuſern, Treppen, Durchgängen, Brücken, drängt ſich vom Hafen her am Felſen hinan, äußerſt maleriſch anzuſehen, doch minder reizvoll zu bewohnen, wenn man ſich nicht außerhalb der Stadt, im ehemaligen Kapuzinerkloſter, in Pflege gibt. Von Amalfis ſtolzer Vergangenheit, da es als Kaufmannsrepublik das Mittelmeer beherrſchte, erzählt nur noch der Dom, ein ſtilechtes Denkmal normanniſch-byzantiniſcher Kunſt.

Architektoniſche Kleinodien birgt die oberhalb Amalfis verſteckte kleine Sarazenenſtadt Ravello. Zu ihrer Felſen- und Waſſerwildnis tragen uns Eſel zahlloſe Stufen hinauf. Doch lohnt das Ziel reichlich die Mühe. Aus ſchwarzem Tuff erbaute mauriſche Häuſer düſteren Ausſehens ſtehen um eine Kathedrale verſammelt, deren Erztüren, Kanzel und Moſaiken das Entzücken des Kenners ſind. In die Scheherazade verſetzt uns der phantaſtiſche Palazzo Ruffoli, eine Alhambra im kleinen, in deren Arkaden, Säulenhof, Galerien und Garten uns ein morgenländiſcher Traum umfängt. Weit ſchweift der Blick da oben über das beſonnte Meer gen Päſtum. Dort ſtehen wir morgen. Heute winkt uns zum Abſchied noch eine Meerfahrt in Mondespracht. —

Päſtum liegt abſeits der üblichen Reiſeroute und weit iſt der Weg dahin von Salerno oder Vietri, wo wir die Bahn erreichen. Er iſt obendrein einförmig, und die Sonne brennt über uns. Endlich ruft man die Station „Peſto"

aus. Welche Öde! Nur Gras und niederes Gestrüpp gedeiht in der Sumpfgegend, wo Büffel weiden und die Malaria herrscht. Neben ein paar armseligen Häusern treten wir in den schmiedeartigen Hausflur der Trattoria ein, wo uns beim Frühstück zwei Bersaglieri tröstliche Gesellschaft leisten, da Fama von räuberischen Umtrieben in Pästum spricht.

Dort ragen die drei Tempel, die klassischsten Baudenkmale griechischer Herkunft auf Italiens Festland. In ihrer Mitte der schönste und besterhaltene ist Neptuns Heiligtum. Zerstört, zum Teil nur in ihren wuchtigen dorischen Säulen aufrechtstehende Trümmerhallen, durch die von fern die Meeresbläue blinkt, überdauern sie Jahrtausende, als erhabene Offenbarungen eines in sich vollendeten Kunstideals. In ihrer ungeheueren Einsamkeit sind sie die letzten Reste Poseidonias, einer reichen, einst von Rosen- und Fruchtgefilden umgebenen Griechenstadt, der die Sarazenen den Untergang bereiteten. Aber was für Reste!

* * *

Es ward Zeit, daß wir nach Neapel zurückkehrten. Zum Besten der unglücklichen Ischiaten war seitens eines Komitees ein in seiner Art einziges Unternehmen vorbereitet worden. Man wollte Pompeji und die antiken römischen Sitten in einem dreitägigen Feste wieder aufleben lassen. Künstler und Archäologen, an ihrer Spitze der Pompejiforscher Fiorelli und Ruggiero, der gelehrte Leiter der Ausgrabungen, nahmen, durch das italienische Unterrichtsministerium bereitwilligst unterstützt, die Ausführung in die Hand.

Uns lockte vor allem das Programm des zweiten Tages. Das tote Pompeji, die nach tausendjährigem Begrabensein wieder ans Licht gekommene Wunderstadt, hatten wir längst aufgesucht; nun sahen wir, was wohl kein Menschenauge wieder schauen wird, das lebendige. Die ausgestorbenen

Häuſer füllten ſich mit Bewohnern römiſcher Tracht. Wie einſtmals, gab es wieder Läden und Verkäufer, man reichte in antik geformten Gefäßen Speiſen und Getränke dar. Sogar Muſik vernahm man auf antiken Inſtrumenten, die den in Pompeji ausgegrabenen nachgebildet worden waren und für die man beſondere Weiſen erſonnen hatte. Auf einem bisher noch nicht ausgegrabenem Stadtgebiet war ein Zirkus alten Stils errichtet worden. Hier nahm der Kaiſer, nachdem er ſich in feierlichem Zug mit ſeinem Gefolge hinbegeben, in ſeiner Loge Platz, Senatoren, Obrigkeit, Geiſtliche, Prätorianer um ihn her. Gladiatorenſpiele, Wettkämpfe zu Roß und Wagen wurden vorgeführt, und den beglückten Sieger krönte des Kaiſers Kranz.

Der Schauplatz wechſelt. Auf einem Säulenſtumpf im Forum ſitzen wir. Aus dem Haus des Fauno naht ein Leichenzug. Tibien, Hörner, Flöten erklingen, Klageweiber erheben ihre Stimme, Tanzende, bekränzten Haupts, Schauſpieler, Maskenträger folgen. Wir ſehen Statuen, Bilder des Verſtorbenen, dann ſeinen in Wachs nachgebildeten Leichnam tragen. Gemeſſenen Schrittes biegt der Zug in die Gräberſtraße, den maleriſchſten Teil Pompejis, ein. Auf dem Hügel, wo ſie endet, ſteht der Scheiterhaufen gerüſtet; er lodert auf und wandelt des Pſeudototen ſterbliche Reſte in Aſche. Ein unvergeßlich Bild, das die Natur noch idealiſierte; denn rote Gluten hauchte der Veſuv darüber, im blauen Meer verſank der Sonnenball und golden ſtieg des Mondes volle Scheibe auf.

In künſtleriſcher Beziehung war das Feſt glänzend gelungen. Die Ausſtattungskoſten für die ſtilvollen, reichen Koſtüme und das geſamte ſzeniſche Beiwerk beliefen ſich nur leider dermaßen hoch, daß der gute Zweck dabei zu kurz kam. —

Sizilien geben wir jetzt auf. Es ſchien uns des Guten zu viel; auch ermutigte die ungewöhnlich zeitig eintretende Hitze uns nicht, die Reiſe noch weiter gen Süden auszudehnen. Wir wandten uns nordwärts; durfte ich doch

hoffen, das bisher für meine Sammlung Eingeheimste noch weiterhin, zunächst in Monte Lassino, zu mehren.

Königlich thront, wo einst ein Heiligtum Apollos in die Lande schaute, das älteste und ruhmreichste der Klöster auf steilem Berge, die Gegend weithin beherrschend. Wir überlassen, von der Bahnstation San Germano aus, ein paar Eseln die Mühe fünfviertel Stunden für uns zu klettern, und können uns um so freier der prächtigen Umblicke auf das burgenreiche Liristal und die schön geformte Gebirgskette der Abruzzen erfreuen, indes im Laubwerk zu unsrer Seite die Nachtigallen schmettern und schluchzen. Unter'm Mittagsläuten öffnet man uns, nachdem ich Berwins Empfehlungsschreiben und meine Karte abgegeben, die anheimelnde Foresteria und trägt uns, nach Bejahung der Anfrage, ob wir zu speisen wünschen, ein vorzügliches Mahl auf. Bald begrüßt uns Don Bonifazius Krug, der Padre Priore, als die ersten weiblichen Gäste, die hier empfangen werden; denn seit kurzem erst ist das bisherige Verbot der Zulassung von Frauen aufgehoben. Liebenswürdiger kann man nirgends Gastfreundschaft üben als dies seitens des feinen, weltkundigen Gelehrten geschah. Meinen musikalischen Zwecken zwar bedauerte er, nur mit dem einzigen geeigneten Schriftstück, das im Besitz des Klosters sei, einem interessanten Brief Rossinis, dienen zu können; doch hoffe er, daß wir trotzdem den Tag nicht als einen verlorenen betrachten würden. Er legte mir das Schreiben vor, bat aber, mit dessen Abschrift keine Zeit zu verlieren, da er mir dieselbe gern nachsenden werde, und uns dafür lieber in Ruhe das Kloster zeigen zu dürfen. Das ließen wir uns dankbar gefallen.

Imposant wie die Lage sind die Baulichkeiten des Erzklosters, das 529 gestiftet, als Kulturstätte hoher Bedeutung, nicht allein Schutz und Förderung der deutschen Kaiser erfuhr, aus dessen Äbten auch mehrere Träger der Tiara hervorgingen. Arkadenhöfe, eine in breiten Terrassen angelegte Prachtstiege, auf der der traditionelle Rabe, des heili-

gen Benedikt Vogel, und Tauben, die Lieblinge ſeiner Schweſter, der heiligen Scholaſtika, umherflattern, führen zur Kirche, deren gegenwärtige Geſtalt nach früheren Verheerungen von 1640 datiert. Koſtbare, in Konſtantinopel gegoſſene Erztüren aus dem elften Jahrhundert, edler Marmorſchmuck, Freskomalereien im Hauptſchiff und in der Kuppel von Luca Giordano und Lorrenzio, kunſtvolles Geſtühl verleihen der Ruheſtätte des neben Schweſter Scholaſtika unter'm Hochaltar begrabenen Stifters Glanz und Reichtum. Auch in das Refektorium, das berühmte, 40000 Urkunden umfaſſende Archiv, die Bibliothek, die Druckerei, in der man künſtleriſche Drucke ausführt, gönnt unſer gelehrter Führer uns, alles erläuternd, Einblick. Er läßt uns die wundervolle Ausſicht der Loggia del Paradiſo ſehen und zuletzt die unterirdiſche Kirche, des Kloſters älteſten Teil, wo der heilige Benedikt gelebt. Benediktiner aus Beuron ſind unten an der Ausmalung geſchäftig, die ſich, als ſtreng ſtiliſiert, dem Byzantiniſchen annähert, dabei als innig empfunden darſtellt. Dann aber ging's bergab. Bis an ſeines Reiches Pforte geleitete uns der ſeltene Mann, der nachmals Erzabt ſeines Kloſters wurde und ſich als ſolcher die Vorliebe unſres Deutſchen Kaiſers erwarb. Die verſprochene Abſchrift ließ mit einem freundlichen Gedenkwort nicht lange auf ſich warten, und noch nach Jahren gingen mir durch andere Grüße von ihm aus Monte Laſſino zu. Nun deckt ihn, gleich der Mehrzahl derer, von denen dieſe Blätter reden, das Grab.

Aus der Ferne nur hatten wir bisher die Albaner Berge blauen ſehen. Endlich, auf dem Rückweg nach Rom, kamen wir näher an ſie heran. Mit Albano ſelbſt, einem verlaſſenen, verwahrloſten Städtchen, deſſen einzige Gaſſe ſich bergwärts zieht, ſind wir bald fertig. Sein Schönſtes iſt das

grünumschattete blaue Seeauge vor seinen Mauern, in dem der massige Papstpalast Urbans VIII., Kastell Gandolfo, sich spiegelt und der Gipfel des Monte Cavo mit seinen Siedelungen den einladenden Hintergrund bildet. Oder zur anderen Seite hin, Arriccia, Genzano, Nemi und sein stilles, in der Tiefe eines Kraterkessels ruhendes Wasserbecken. Durch eine Allee uralter Steineichen mit Ausblicken auf das Meer und den an deutsche Waldesüppigkeit gemahnenden Coloma-Park nehmen wir von Albano den Weg nach Marino, Grotta Ferrata und dem wein- und villengesegneten Frascati. Wir reiten an der Villa Ciceros und nachmals Lucian Bonapartes vorbei, nach Tuskulum hinauf. Die mageren antiken Reste, die sich im üppigen lebendigen Grün verstecken, enttäuschen uns einigermaßen. Um so mehr entzücken uns die Villa Torlonia mit ihrem weiten Campagnabild, die Villa Aldobrandini in der Großheit ihrer Anlage, ihren Prachtterrassen, Wasserkünsten und Rosenlauben. — —

Zum zweitenmale ziehen wir wieder in Rom ein; nun in der Via Gregoriana, im selben Hause wie Frau Dr. Seeburg wohnend. Den ersten Stock hat Gräfin Dönhoff, die nachmalige Fürstin Bülow, inne, deren virtuosem Klavierspiel wir oftmals lauschen.

Eine Papstaudienz lag uns vom Anbeginn unserer Reise an im Sinne. Sie ward uns durch Professor Hettingers bayrischen Landsmann, den gemütlichen Pönitenziarier Pater Steiner, sowie Monsignore Macchi, den weltmännisch eleganten Liebling Pio Nonos und Leos XIII., der rasch zur Kardinalswürde aufstieg, in Aussicht gestellt. Jetzt gingen uns die erwünschten Permessi zu: am 15. Mai, mittags 1 Uhr hatten wir vorschriftsgemäß „im schwarzen Kleid und Schleier, ohne Handschuh" zu erscheinen.

Über Bramantes herrlichen Hallenhof, den Cortile di San Damaso, gelangen wir durch weiträumige Säle in ein saalartiges Zimmer mit ringsum sich ziehenden roten Wandsitzen. Hier versammeln sich die Geladenen. An den

Türen halten Palastgarden Wacht. Diener in malerischer mittelalterlicher Tracht: gepufftes Wams und gleiches kurzes Beinkleid von purpurfarbenem Samt- und Seidenstoff, dazu lange Strümpfe und Schnallenschuhe, empfangen uns und weisen uns sodann in den benachbarten Saal. Ein Hausaltar steht an der Fensterseite, Bilder zieren die Wände. Etwa dreißig oder mehr an der Zahl, darunter mehrere holländische Missionare von den Sundainseln, stellen wir uns im Kreise auf. Geistliche im lilaroten Manteletto über der Soutane, die vornehmen Gestalten italienischer Nobili, in Escarpins, offenem schwarzen Talar und weißen Halskrausen, erscheinen und verschwinden, um im Gefolge des Papstes wiederzukehren — in prächtigem Raum ein mannigfaltig Bild. Die Türen öffnen sich: im weißen Tuchgewand, dem roten Käppchen und dem goldenen Kreuz tritt Leo XIII. ein — ein Greis, gebeugten Hauptes mit scharf geschnittenem wächsernen Antlitz; doch welch hehre Würde, welche Milde und Güte strahlt von ihm aus! Sein Segen grüßt uns, und wir alle knien einen Moment nieder. An jeden richtet er der Reihe nach ein kurzes oder längeres Wort, ein italienisches nur an seine Landsleute, mit den Ausländern spricht er französisch. Ein Kammerherr, Baron von Wedel, geht ihm voran, um ihn über Namen und Herkunft der Einzelnen zu unterrichten. Uns sagte er, wir sollten nicht kniend, sondern stehend zum Papste sprechen, weil er da besser höre.

Nun tritt der heilige Vater an uns heran. Wir beugen das Knie und erheben uns rasch.

«Vous êtes Saxonnes?»

«Oui, Saint Père.» —

«Vous vivez à Dresde? Quelle belle ville! Votre roi a une magnifique résidence. Et vous passez quelque temps à Rome. Vous y venez pour la première fois? Est-ce qu'il vous plaît?»

«Nous y sommes enchantées, comme tout le monde, Votre Sainteté. Rome est un miracle.» —

«Eh bien, y restez donc plus longtemps. Vous êtes Catholiques?»

«Non, Saint Père, nous sommes Protestantes.» —

«Néanmoins, prenez ma bénédiction, ma bénédiction paternelle pour vous et pour toute votre famille!»

Damit legte er seine Hand segnend auf unser Haupt und wir knieten vor ihm und küßten seine mit dem Fischerring geschmückte weiche Hand. Da er mich ergriffen sah, streichelte er mir mit unendlich gütigem Blick die feuchte Wange und hielt meine Hand noch lange fest und drückte sie, indes er sich schon zu meiner Nachbarin gewandt hatte. Das erregte die Eifersucht der kurz von ihm abgetanen Italienerin. Sie entlud sich in den Worten: „Ah, das sind Ketzerinnen! Darum hat der heilige Vater so lange mit ihnen gesprochen!"

Nach vollendeter Runde spendete der hohe Greis scheidend noch einmal seinen Segen. Kaum hatte er den Saal verlassen, so bemühte sich Kammerherr von Wedel, ein Schwede, der selbst, wie er uns sagte, durch Übertritt zur katholischen Kirche erst sein wahres Lebensglück gefunden habe, uns zu konvertieren und hielt uns dabei in so langem Gespräch fest, daß wir als letzte der Anwesenden den Vatikan verließen. Sein Versuch blieb fruchtlos. Wir nahmen den alten Lutherglauben wieder mit. Nichtsdestoweniger hängt der Rosenkranz, den ich zur Audienz mitgenommen, damit der Papst ihn weihe, noch heute, um ein altes eiserner Kruzifix geschlungen, unter Murillos Immaculata über meinem Bett. — —

Unser zweiter römischer Aufenthalt war dem erneuten Genießen unserer Lieblinge im vatikanischen Museum, in verschiedenen Galerien und Kirchen gewidmet. Wiederholt sah ich die Fürstin Wittgenstein. Einmal, um ihr von dem Erlebten zu berichten, ein andermal mit Similde, um ihr Lebewohl zu sagen. Wieder saß ich ihr zur traulichen Teestunde beim fesselnden Gespräch gegenüber, ahnungslos, daß es das letzte Mal im Leben sei. Ich hoffte bald wie-

derzukehren, hatte auch, römiſchem Aberglauben gemäß, nicht verſäumt, vom magiſchen Naß der Fontana di Trevi zu trinken und dem Neptun ſein kupfernes Opfer darzubringen. An eine drohende Krankheit der Fürſtin glaubte ich nicht. Ihr Weſen ſprühte wie nur jemals von Feuer, Geiſt und Energie, und bis zum letzten Augenblick war ſie die Güte und Teilnahme ſelbſt für mich. Sie erteilte mir für Liſzt einen Auftrag, gab mir einen Brief an Leſare Cantù, den gefeierten Dichter und Gelehrten, hoffend, daß er mir in Mailand von Nutzen ſein werde. Dann drückte ſie mir, wie immer, wenn ich von ihr ging, Roſen in die Hand und ſegnete mich.

Als ich Rom wiederſah, lag ſie, in der ich die gütigſte und hochragendſte Gönnerin meines Lebens verehrte, im kleinen deutſchen Friedhof zu St. Peter unter den Schläfern, und ich konnte nur noch an ihrer letzten Ruheſtatt beten.

In Florenz hatten wir von unſerem erſten, jäh abgebrochenen Aufenthalt viel nachzuholen. Begierig nahmen wir das Schönſte des Schönen in der Lieblingsſtadt der Künſtler in uns auf, die, harmoniſcher als das gewaltige, weltumfaſſende Rom, auch nach dieſem geſehen, ihre beſonderen feinen Reize hat. Bei Ausflügen nach den Colli, den Caſcinen, Fieſole leiſtete uns Conſolo Geſellſchaft. Zum Betrachten von Bau- und Bildwerken war der exotiſche, von nervöſem Kopfſchmerz heimgeſuchte Mann, deſſen Intereſſen faſt ausſchließlich auf muſikaliſchem Gebiet lagen, minder geeignet. In der Hoffnung, meine Sammlerzwecke zu fördern, geleitete er mich — und dies war mein letztes Zuſammenſein mit ihm —, in das Reale Iſtituto di Muſica. Der Ertrag daſelbſt fiel ziemlich dürftig aus, zumal an dem des ſich mir weiterhin eröffnenden Archivio di Stato Mediceo gemeſſen, durch den mein Werk mit Seltenheiten erſten Ranges bereichert wurde.

Mein Wunsch, Frau Jessie Hillebrand zu sehen, blieb leider unerfüllt. Sie war mit ihrem kranken Gatten, der wenige Monate später in Florenz seinen Leiden erlag, nach Baden-Baden gereist. Nur zu kurzer Begrüßung kam es mit dem mit Vorliebe in Florenz lebenden Leipziger Dr. Konrad Fiedler und seiner Frau, in deren Gesellschaft wir die Gattin Adolf Hildebrandts, leider nicht den bedeutenden Bildner selbst, trafen.

Ein Abend wurde mit mäßigem Genusse im Teatro Politeama, einem Riesenamphitheater, verbracht, wo eine italienische Operette „La Beffana", und das mit denkbarem Glanze ausgestattete Ballett „Excelsior", das damals anfing über alle größeren Bühnen zu gehen, zur Darstellung gelangten.

Bologna finden wir, nach einer überaus interessanten Fahrt über die Apenninen, voll Leben und Aufregung. Eben ist eine Prozession nach der nahen Wallfahrtskirche Madonna di San Luca unterwegs, die, auf einer Anhöhe gelegen, uns durch den zu ihr hinanführenden bedeckten Säulengang von hunderten von Bogen, im Vorüberkommen auffiel. Die unvergleichlich malerische Piazza Vittorio Emanuele, mit der mittelalterlichen Pracht der sie umstehenden Paläste, Kirchen, Brunnen, Statuen, prangt im Fahnenschmuck. Hier und in den angrenzenden, von weiten Bogengängen durchzogenen Straßen flutet ein ungeheueres, nach italienischer Art lärmendes Menschengewühl. Landvolk in seiner bunten Tracht mischt sich unter die Städter. Rauschende Musik erklingt, die Glocken läuten. Alles drängt in den Dom und nach dem, dem Bologneser Schutzheiligen geweihten, leider nicht plangemäß ausgeführten gotischen Edelbau San Petronio. Die Kühle der hohen Kirchenhallen ist eine Wohltat bei der Hundstagsglut, die über dem Platze brütet.

Wir durchstreifen die Stadt, deren einheitlich-mittelalterlicher Charakter durch das Nebeneinander von Gotik und Renaissance in seiner Wirkung eher gesteigert als beein-

trächtigt wird, und ihr eine zugleich romantische und vornehme Physiognomie verleiht.

Wir bringen in der Accademia di Belle arti Rafaels holder heiliger Cäcilie unsere Bewunderung dar, hören im Liceo Rossini eine Probe der neunten Symphonie und machen vergebliche Versuche, Professor Parisini aufzufinden. Erst abends gegen 9 Uhr gelingt mir's, im Gebäude der Accademia Filarmonica ihres Präsidenten habhaft zu werden. Ich sehe sofort den mir vorgelegten umfänglichen Katalog der vorhandenen Musikerbriefe durch und zeichne eine Liste der abzuschreibenden Schriftstücke auf. Andern Tags setze ich im Liceo Filarmonico die Durchsicht und Auswahl der dort befindlichen Autographen fort und bin beglückt über die mir an beiden Stellen, reicher als irgendwo in Italien, zuströmenden Schätze. Ihre Abschrift nehme ich soweit als möglich sogleich vor, indes Professor Parisini es liebenswürdig übernimmt, mir das jetzt nicht Vollendete alsbald nachgehen zu lassen.

Einen Tag nimmt ein Abstecher nach Ravenna in Anspruch. Das ist eine Welt für sich, deren Baudenkmale uns, wie keine anderen auf italischem Boden, den Übergang aus der antiken zur christlichen Zeit veranschaulichen. Man hat die, wenn auch nicht zerstörte, so doch tote Stadt nicht mit Unrecht ein Pompeji des fünften und sechsten Jahrhunderts genannt. Ihr Leben wohnt nur noch in Gräbern. Ein historischer Duft liegt über ihr wie über wenig anderen Stätten, mit ihm eine melancholische Stimmung, wie ich sie ähnlich nirgend empfunden habe. Mehr denn tausendjähriger Schutt und Staub breitet sich über die ihren reichen Mosaikschmuck noch bewahrenden Basiliken, das Mausoleum Galla Placidias, den der Sophienkirche zu Konstantinopel nachgebildeten Zentralbau San Vitale. Halb versunken im sumpfigen Erdreich sind die Denkmale weströmischer und ostgotischer Größe. Theodorichs einst königlich wirkendes Grabmal versteckt sich in einem verwahrlosten Garten. Alles ist verstreut, weltvergessen, entlegen. Wo die

edelſte der ravennatiſchen Baſiliken, San Apollinare in Claſſe, als letzter Reſt der einſt blühenden Hafenſtadt Claſſe, in einſamer Öde ſteht, ſchlugen einſt des Meeres Wogen ans Ufer und die römiſche Adriaflotte lag da vor Anker. Aber ſelbſt das lebendige Waſſer zog ſich zurück von dem traurigen Land, wie die Pineta Dantes dem Dichter nachzuſterben beginnt, deſſen Grab Ravennas Heiligtum iſt!

Die Hitze ſteigerte ſich in Bologna und Ravenna dergeſtalt, daß ich den Umweg über Parma und Mailand aufgab, umſomehr, als mir ſowohl vom Farneſiſchen Archiv als von Don Amelli und Ceſare Cantù bezüglich Ambroſiana und Brera, ein erſprießliches Ergebnis der dort geplanten Nachforſchungen nicht in Ausſicht geſtellt werden konnte. Dafür bot mir Modena allerlei. Nach einigen köſtlichen Raſttagen am frühlingsfriſchen Achenſee, trennte ich mich von der heimkehrenden Similde in München, um hier mein Glück weiter zu verſuchen. Es war mir günſtig, und kaum hatte die Heimat mich wiedergeſehen, als ich meine Beſtrebungen in Berlin fortſetzte. So lange die königliche Bibliothek tagsüber offen ſtand, ſuchte und kopierte ich unabläſſig. Danach machte ich Beſuche bei Gräfin Schleinitz, Hans Hopfen, Profeſſor Spitta, Profeſſor Jähns — dem mir ſeit Jahren befreundeten Weberforſcher. Ich ſah im Deutſchen Theater Shakeſpeares „Bezähmte Widerſpenſtige" mit Hedwig Niemann-Raabe und Barnay in den Hauptrollen und hörte in der Hochſchule für Muſik, für deren Aufführungen mich Spitta mit einer Jahreskarte verſehen hatte, die drei letzten Teile von Bachs Weihnachtsoratorium, unter Joachims Leitung. Als Dirigent hat mich der Geigerkönig weder damals noch ſpäter begeiſtert. Sonntags genoß ich den Domchor, ſah die Muſeen, die Olympia-Ausſtellung und andere der zahlreichen Sehenswürdigkeiten

der deutschen Reichshauptstadt, in der, anders als im gemütlichen Wien, der aufgeregte Herzschlag der Neuzeit, das unaufhörliche Hasten und Vorwärtsdrängen der Minute pulsiert und „Blitzzug Trumpf ist".

Während dessen füllte sich meine Mappe zusehends, auch mit manchem, was ich erst als Zukunftsmaterial nutzen konnte.

In Leipzig entdeckte ich in den Akten des Stadtarchivs eine Fundgrube historisch wertvoller Handschriften unserer ehrwürdigen Thomaskantoren, Vorgänger und Nachfolger Sebastian Bachs, und zu meiner besonderen Genugtuung zwei Eingaben von diesem selbst, die Spittas Spürsinn entgangen waren. Frau von Holstein stellte mir ihre reich versehene Autographensammlung, Riedel die zahlreichen Briefe Liszts und Wagners an Brendel zur Verfügung; andere Leipziger überließen mir einzelne ihrer brieflichen Prachtstücke. Ich suchte nun Jahre lang, suchte Tag für Tag, trat mit in- und ausländischen Archiven und Bibliotheken, mit Autographenhändlern in Verbindung. Bekannten Sammlern, wie dem Marquis de Saint-Hilaire in Paris und besonders dem Oberlandesgerichtsrat Dr. Pölchau in Hamburg, erwies ich mich für die Erlaubnis zur Abschriftnahme ihrer kostbarsten Handschriften dadurch dankbar, daß ich ihre Sammlung durch einige von berühmter Hand an mich gerichtete Briefe vermehrte. In Wien leistete mir Baron Wehli gütige Hilfe, indem er mir die Briefe Wagners an den Operndirektor Jauner, sowie Auszüge von Briefen des Dichterkomponisten aus dem Archiv der Hofoper abschriftlich vermittelte. An die Intendanz des Dresdner Hoftheaters trat ich persönlich mit der gleichen Bitte heran und durfte mich, dank dem Entgegenkommen des Grafen Platen, eines ansehnlichen Wagnerfundes erfreuen, der meinem Buch ungeschmälert zugute kam.

Mehrere Wochen saß ich, nach einer kurzen Erholungsfahrt an den Achensee, im Dresdner Hauptstaatsarchiv und hielt reiche Ernte an Dokumenten aus dem sechzehnten bis

achtzehnten Jahrhundert. Daneben besuchte ich Moritz Fürstenau, den Kustos der Privatmusikaliensammlung des Königs, Rappoldis, Felix Draeseke, Theodor Kirchner, die Schriftstellerin Claire von Glümer, die Witwe Adolf Jensens. Überall heimste ich Beiträge für meinen Zweck ein.

Sehr genoß ich das Zusammensein mit meiner lieben Mutter. In meinen Freistunden begleitete sie mich in Kunstsammlungen und zu Freunden. Wir sahen seltene Bühnenerscheinungen, wie Kleists „Prinzen von Homburg", Grillparzers „Der Traum ein Leben", hörten Schumanns „Genoveva", „Lohengrin", „Tristan" mit Gudehus und der Malten, die freilich hinter den Münchner Vogls zurückblieben. Beim Abschied aber ward mir weh ums Herz, als Mutter mir bekannte, sie lebe, wenn ich bei ihr sei, wieder auf, denn der wortkarge Constantin habe nur noch für seine künstlerischen Angelegenheiten Zeit. Warum konnten wir nicht beisammen bleiben? fragte ich mich nicht ohne Selbstvorwürfe.

Tatsächlich sah und hörte sie von meinem über alle Maßen angestrengten Bruder wenig genug. Mehrere Tage fuhr er allwöchentlich nach Leipzig, wo er mit dem Architekten Hartel nach einem gemeinsam entworfenen Plan den Neubau der Peterskirche, sowie noch seinerseits allein die von ihm begonnene stilvolle Wiederherstellung der Thomaskirche zu leiten hatte. Zugleich widmete er sich voll Eifers seinem akademischen Lehramt und ermöglichte dabei die Ausarbeitung des Projektes eines neu zu errichtenden Kunstakademiegebäudes und eines damit zu verbindenden Ausstellungspalastes in seinem neuen Wohnort. Ein solcher Doppelneubau war in Dresden beschlossen und als Platz dafür vom König die Brühlsche Terrasse bestimmt worden. Das von Constantin ausgearbeitete Projekt ward vom sächsischen Landtag im März 1884 einstimmig angenommen. Nichtsdestoweniger erhob sich, namentlich gegen den gewählten Platz, der, zufolge seiner Niveauverschiedenheit und engen Begrenztheit, ungemeine Erschwernisse darbot,

heftige, in einer unſchönen Zeitungspolemik zutage tretende Oppoſition, wiewohl mein Bruder ſich in genialer Weiſe mit der enorm ſchwierigen Aufgabe abgefunden hatte. Leider ergab ſich, als trauriges Reſultat dieſer ſich durch lange Zeit fortſpinnenden Ärgerniſſe, im Verein mit der Überanſpannung ſeiner Nerven, daß Conſtantins bisher unerſchütterliche Geſundheit aufs bedenklichſte ins Schwanken geriet.

* * *

Selbſtverſtändlich verging auch dieſer Sommer nicht, ohne mich, wie gewohnt, in der Weimarer Hofgärtnerei zu ſehen. Das immer gern begrüßte Ehepaar Rohlfs, Frau Emilie Merian und Arthur Friedheim waren mit mir beim angeregten Mittagsmahl zu Gaſte. Dann mußte ich mich auf Liſzts Wunſch mit an den Whiſttiſch ſetzen. Er ſpielte mit mir und unterrichtete mich. Leider kann ich nicht behaupten, daß ich ſeiner Lehre Ehre gemacht hätte.

Am 1. Oktober veranſtalteten Siloti und Friedheim im Leipziger Gewandhaus eine Aufführung der Fauſt- und der Dante-Symphonie auf zwei Flügeln. Sie ſpielten außerordentlich. Die Chöre, von Reiſenauer geleitet, wurden vom Riedelverein, das Tenorſolo im „Fauſt" von Alvary geſungen. Liſzt war mit Madame Jaëll und Frau Erdmannsdörfer, Leßmann aus Berlin, Auguſte Götze — die mir vom Meiſter vorgeſtellt, ſpäter meine Freundin wurde — aus Dresden gekommen, und alle waren ſchon in der Probe am Morgen anweſend. Nach Tiſch beſuchte mich Mme. Jaëll und begleitete mich dann ins Hotel de Pruſſe zu Liſzt, dem ich während eines gemütlichen tête-à-tête über die Fortſchritte meiner Muſikerbriefe eingehende Auskunft erteilen mußte. Er brachte dann, an ein neu erſchienenes Buch Richard Pohls anknüpfend, Berlioz und die „Legende" ſeines Verkanntſeins in Frankreich und ſeiner in Deutſchland früher erfolgten „Anerkennung" aufs Tapet. „Da

Berlioz kein Dramatiker war", sagte er, „was ihm bei dem theatralisch angelegten Naturell seiner Landsleute lautere Erfolge gesichert haben würde, blieb er auf bescheidenere angewiesen. Sein Konzertpublikum aber war ein gutes und ihm bei seinen Aufführungen treues. Diese selbst verursachten allerdings für Kopiaturen und öftere Proben zu ansehnliche Kosten, als daß er sie so häufig, wie er wünschte, wiederholen konnte. Dabei war seine von Bitternis übersprudelnde Persönlichkeit den Erfolgen vielfach hinderlich. Dennoch wurde er, was keinem unserer Großen in Deutschland widerfuhr, durch Staatsaufträge, wie das Requiem, die Trauer- und Siegessymphonie, ausgezeichnet, auch zum Bibliothekar des Konservatoriums ernannt — alles genügende Erfolge, wenn sie auch seinem Ruhmbedürfnis nicht von fern entsprachen. In deutschen Konzerten wurde seine Musik meist nur in den vereinzelten Fällen gehört, wo er selber kam und dirigierte, so daß man nicht wohl behaupten kann, sein Ruhm sei erst von Deutschland ausgegangen."

Die Faust-Symphonie mit ihrer wundervollen Gipfelung am Schluß löste am Abend außerordentlichen Beifall aus. Die tiefsinnige, aber abstraktere und kompliziertere Dante-Symphonie fand eine warme, doch wie meist zurückhaltendere Aufnahme.

Beim Abendessen im Hotel de Prusse sprach ich, neben dem Meister sitzend — Mme. Jaëll verschwand gekränkt, als Frau Erdmannsdörfer an seiner anderen Seite Platz nahm — viel mit ihm von Rom, der Fürstin, Villa d'Este, und er erzählte vom Weimarer Musikfest. Um Mitternacht hatte mit seiner Abreise die Freude ein Ende. —

Im Musikleben Leipzigs ereignete sich zu dieser Zeit eine bedeutsame Wandlung: die berühmten Gewandhauskonzerte verließen den seit 1781 von ihnen innegehabten Saal des Hauses, nach dem sie benannt sind, um in den stattlichen Eigenbau, der ihnen errichtet worden war, überzusiedeln. Ihren Einzug in das neue glänzende Heim feierten sie bei Anwesenheit des Königspaars mit drei aufeinander-

folgenden Abenden am 11., 12. und 13. Dezember. Am erſten Abend hatten die Leipziger Meiſter Bach — auf der Orgel — und Mendelsſohn — mit einem Pſalm — das erſte Wort; dann ſprach Beethoven mit Allgewalt in der neunten Symphonie, die ſonſt nach alter Gewohnheit den Schluß unſerer Konzertſaiſon zu weihen pflegt. Es war ein erhebendes Feſt. Welcher Leipziger hätte an der Vornehmheit ſeines neuen Muſiktempels mit den breiten Treppenaufgängen, dem weiträumigen Foyer — darin das im Feſtgewand erſcheinende Publikum in der Pauſe luſtwandelt — dem feingeſtimmten Kammermuſikſaal und vor allem dem großen Konzertſaal, den man als den ſchönſten der Welt rühmt, nicht ſeine ſtolze Freude gehabt? In gehobener Stimmung lauſchte jeder den Tönen, die zum erſten Male in dem glänzenden Raume erklangen, auch wenn deſſen Akuſtik zuvörderſt noch eine bald glücklich erzielte Vervollkommnung vorbehalten blieb. Daß das elektriſche Licht einmal ſtreikte und das Gas in der neunten Symphonie ein paar Minuten mit muſizierte, fiel beim Gelingen des Ganzen nicht ins Gewicht. Der zweite Abend war Händel und ſeinem „Meſſias“ gewidmet. Den dritten verherrlichten zwei Lieblinge des Gewandhauspublikums: Joachim und Hermine Spies durch ihre Kunſt.

Als eine freudig begrüßte Neuerung, wurden alsbald neben den Donnerstagskonzerten Sonntagsmatineen mit erſten Künſtlern zu populären Preiſen eingeführt, nach Verlauf kurzer Jahre jedoch wiederum aufgehoben. Noch gewährte der nun von den großen Konzerten verlaſſene trauliche Saal im alten Gewandhaus kleineren Muſikveranſtaltungen einige Jahre bis zu ſeinem Verſchwinden Gaſtfreundſchaft. Seine Akuſtik galt für klaſſiſche Muſik als unübertrefflich. Doch ſagte mir Liſzt, ſie ſei für das Orcheſter Haydns, Mozarts und des früheren Beethoven ideal, doch ſchon für den ſpäteren Beethoven, von den Werken der Neueren zu ſchweigen, von zu ſtarker Reſonanz geweſen.

Unter den geſellſchaftlichen Vergnügungen des Winters war mir bei meinen Geſchwiſtern ein Bewillkommnungsabend Profeſſor Wilhelm Maurenbrechers, des neueingetretenen Hiſtorikers unſerer Leipziger Univerſität, beſonders wertvoll. Den öfteren Verkehr mit dem hochbedeutenden Gelehrten, der für Muſik, Dicht- und Bühnenkunſt begeiſtert, eine Fülle edelſter Anregungen ausſtreute und mich als Redner, zumal als Bismarckredner, wie ſelten ein anderer hinriß, habe ich ſtets als einen der liebſten und gewinnreichſten meines Lebens geſchätzt und ſeiner lieben, feinfühligen Gattin die dankbare Anhänglichkeit bewahrt, die ich dem allzu früh Heimgegangenen leider nicht mehr darbringen kann.

Durch meine Geſchwiſter erſchloß ſich mir überhaupt die Bekanntſchaft mit vielen Größen unſerer Univerſität. So Wilhelm Wundt, der als erſter Philoſoph der Gegenwart Gefeierte, Max Heinze, eine der gewinnendſten Perſönlichkeiten Leipzigs, Friedrich Zarncke, der Germaniſt und Goethomane, Herausgeber des „Literariſchen Zentralblattes", Ferdinand Zirkel, der gleicherweiſe mit Liebenswürdigkeit des Herzens als mit Forſchergeiſt ausgeſtattete Geolog, Friedrich Ratzel, der große, ausnehmend ſympathiſche Geograph, deſſen „Vielſeitigkeit des Wiſſens es ihm ermöglichte, mit jedem in ſeiner Sprache zu reden", Lujo Brentano, der intereſſante Nationalökonom, Erich Marks, der Bismarckbiograph, Karl Lamprecht, der blendende Hiſtoriker, Erwin Rohde, der ſcharfſchneidige, gern verneinende Nietzſchefreund, der nervöſe, ſehr muſikaliſche Boltzmann, der nachmals in Wien verbrannte, der ideal gerichtete Johannes Volkelt, Philoſoph und Literarhiſtoriker in Einem, Karl Binding, der ſprühende Juriſt und glänzende Meiſter des Worts, der feine, geiſtvolle Albert Köſter, die Philologen Curtius, Ribbeck, Wachsmuth, die Theologen Buhl und Brieger, die Kunſthiſtoriker Springer und Schmarſow und viele andere.

Mein brieflicher Verkehr zeitigte im Sommer 1884 manches Intereſſante.

Von Hans von Bülow erhielt ich in rascher Aufeinanderfolge die Briefe:

„Frankfurt a./M. 15./VI. 84.

Sehr verehrtes Fräulein!

Das mir freundlichst geschenkte Buch ist in Werra-Schilda zurückgeblieben, wo ich selbiges erst am 3. Juli zu Augen und Gemüt führen kann. Der laufende Monat ist so ausschließlich meinen Verpflichtungen als Ehrenpräses des Raffkonservatoriums gewidmet, daß ich um Ihre gütige Nachsicht bitten muß, Ihre freundliche Zeile vom 9. d. nur ganz telegrammatisch erwidern zu können. Mit Vergnügen stelle ich Ihnen einige sehr hübsche Briefe von Louis Ehlert zur Verfügung — werde übrigens auch nach andrem Allerlei fahnden, das während meiner Abwesenheit hinter Schloß und Riegel steckt.

Genehmigen Sie einstweilen hochachtungsvollen Gruß

Ihres eilig ergebenen Dieners

H. v. Bw."

„Meiningen, 4. Juli 84.

Verehrtestes Fräulein!

Es wird mir zwar schwer, mein Ihnen in Frankfurt verpfändetes Wort zu lösen, da die tropische Hitze mir kaum gestattet, meine Koffer zu einer Reise ins Kühlere umzupacken — aber ich gebe mir doch diese hoffentlich verdienstliche Ehre.

Können Sie die drei Ehlertschen und einige der 22 Raffschen Briefe für Ihren literarischen Zweck verwerten, so stehen Ihnen selbige hiermit zu diskretionärer Verfügung.

Meine Wenigkeit selbst anlangend, so bitte ich wiederum um gütige Prokrastination Ihres ‚schmeichelhaften' Verlangens — es wäre Ihnen denn mit einem Proteste gegen Ihr Urteil auf S. 275 Z. 16—22 über Brahms' Symphonien gedient.

Für mich, der ich allerdings das Gegenteil von unbefangen bin, indem ich diese Werke Note für Note kenne, stehen dieselben so weit über den gleichnamigen Arbeiten Schumanns und Eberts, als der Fidelio über einer Oper von Marschner.

Im übrigen genehmigen Sie mein aufrichtiges Kompliment über die Gründlichkeit Ihrer Orientierung und die exquisit elegante Beredsamkeit Ihrer Darstellung, sowie den ergebensten Dank für die Ehre erneuter Zueignung.

Ihr hochachtungsvoller Diener

Hans v. Bülow."

Mit der Fürstin Wittgenstein hatte ich seit meiner Abreise von Rom mehrmals Nachrichten gewechselt und ihr auf ihren Wunsch einen zwischen uns in der Via del Babuino besprochenen Aufsatz Rubinsteins „Die geistliche Oper" zugesandt, der in einem Sammelwerk Lewinskys „Vor den Coulissen" (Berlin, Hofmann & Komp., 1882) erschienen war. Die Fürstin interessierte sich lebhaft für die Idee, mit der sie sich — so schrieb sie mir — nicht nur wie Rubinstein seit 25, sondern seit 40 Jahren trage, seit sie 1847 Liszts Dante-Symphonie in Begleitung von Dioramen aufgeführt zu sehen hoffte. Nun empfing ich den Artikel, mit zahlreichen interessanten Randglossen ihrer Hand versehen, samt den nachstehenden Zeilen zurück:

„Hoffentlich sind Sie zu Hause, liebe Frau Lipsius. Jedenfalls beeile ich mich, Ihnen Ihre Blätter zurückzuschicken, bevor man sie an der Grenze perforiert und verwundet*). Sie werden mir's, da es Ihr Buch ist, nicht übel nehmen, daß ich einige Randglossen darauf vermerkt habe.

Rubinsteins Artikel ist kurz, bündig und sagt, was er sagen will, ohne literarischen Aufwand. Die Geschichte seiner verfehlten Versuche ist recht amüsant. Nichtsdestoweniger

*) In Italien war die Cholera ausgebrochen.

bleibe ich überzeugt, daß die Idee, die er nicht erfunden, nur aufgenommen hat, ſich einmal verwirklichen wird. Die Wege des Schönen, wie die des Guten und Wahren, ſind nie einfach, vielmehr ſchrecklich mäandriſch. Als Wagner ſeine Abneigung gegen Meyerbeer theoretiſierte und in einen allgemeinen Ekel vor aller Effekthaſcherei einkleidete, zog in viele Seelen langſam die ſtille Überzeugung ein, daß dieſer elegante und koſtbare Budenſpektakel einer edlen Geſellſchaft unwürdig ſei, und ihre Nachfolger werden endlich die niedrige Wirtſchaft in niedrigere Sphären verſetzen und höheren Kunſterſcheinungen höhere Plätze anweiſen ... Il tempo è galant'uomo, ſagen die Römer. Da nun die chriſtliche Ziviliſation nicht wie die ägyptiſche, römiſche, brahmaniſche und andere untergehen kann, ſo wird dieſer Zweig der Kunſt ſeine Regeneration finden und ſeiner Veredlung entgegengehen. Muſik wird ſich mit bildenden und darſtellenden Künſten paaren, nicht mehr zufälliger, inſtinktmäßiger Weiſe wie jetzt, wohl aber mit Bewußtſein. Nicht nur, wie Wagner verlangte, um alle anderen Künſte als Dienerinnen zu behandeln, ſondern wechſelweiſe. Manchmal wird ſie ſich einer anderen Kunſt unterordnen, manchmal werden die anderen Künſte die ſich ihr unterordnenden ſein. Jede Kunſt beſitzt das Recht, als erſte in ihrem Bereich zu erſcheinen, die andern ſich als Hilfe einzuladen und à ſon tour, den anderen behilflich zu ſein. Es gibt aber keine Kunſt, die einen Tempel Gottes — eine Kirche — erſetzen kann ...

Bleiben Sie geſund, liebe Frau Lipſius, und vergeſſen Sie nicht alles Gute, was ich Ihnen wünſche.

Fürſtin Carolyne Wittgenſtein.

18. Juli 84, Rom."

Muſikerbriefe

1885

Das Jahr 1885 widmete ich faſt ausſchließlich der Arbeit an meinen „Muſikerbriefen.“ Ich reiſte da- und dorthin, grub namentlich wieder im Dresdner Hauptſtaatsarchiv allerlei aus, dem ich bisher vergeblich nachgeſucht hatte. Ich richtete, bald mit größerem, bald geringerem Erfolg, in alle Himmelsgegenden des In- und Auslandes ungezählte Schreiben, deren vielfach intereſſante Erwiderungen zugleich meinen Privatbriefſchatz mehrten, ſo daß er ſich von ſelbſt zu einer reichhaltigen Autographenſammlung auswuchs. Ich war endlich mit Kopieren des Empfangenen vollauf beſchäftigt. Für die notwendige Erholung ſorgten meine geſelligen Beziehungen. Sie erweiterten ſich durch das ſehr muſikaliſche, viel Künſtler vereinigende Karl Strubeſche, ſowie das Baron Speck-Sternburgſche Haus im nahen Rittergut Lützſchena, dem Gerhards von altersher nahegeſtanden hatten.

Dazu gewann ich mir in dieſem Jahre noch einen verehrten künſtleriſchen Freund. Um meinem Buch womöglich noch einige Bachiana zu gute kommen zu laſſen, klopfte ich eines Tages bei Profeſſor Wilhelm Ruſt, der anerkannt erſten lebenden Bachautorität an, der, als prädeſtinierter Nachfolger des großen Sebaſtian, ſeit 1880 das Kantorat der Leipziger Thomasſchule bekleidete. Was ich ſuchte, fand ich zwar, trotz erteilter guter Ratſchläge und von mir eingeſchlagener Wege, nicht; ſtatt deſſen ging aus dieſer erſten kurzen Berührung eine der förderlichſten Freundſchaften meines Lebens hervor. Ruſt, der bekanntlich der Herausgabe der Werke ſeines Ideals ſeitens der Bachgeſellſchaft ein Menſchenalter hindurch ſein Können ſelbſtlos widmete, hat in den 26 von ihm redigierten Bänden, deren Vorreden Weltruf erlangten, eine eigentliche Bachwiſſenſchaft erſt begründet. Schrieb ihm doch unter andern der allen Phraſen

abholde Brahms am 19. Auguſt 1876: „Wie würde ich mir alle Kompoſitionsſünden vergeben, könnte ich alle Jahre eine Vorrede ſchreiben wie Sie.“ Gleichzeitig war der groſze Muſikgelehrte ein ausgezeichneter praktiſcher Muſiker, als Dirigent, Lehrer und Komponiſt namentlich geiſtlicher Geſangsmuſik hoch angeſehen. Als Menſch — ſeine ſtattliche Geſtalt krönte ein feiner, edel gezeichneter Künſtlerkopf — war er ein Vorbild idealen Strebens, wahr, tief religiös. Feinfühlig, von faſt weiblicher Verletzbarkeit, zog er ſich, wo er Widerſtand begegnete, lieber zurück, als daſz er den Kampf aufnahm. Seines künſtleriſchen Wertes, des Gewichts ſeines Urteils ſich bewuſzt, gebrach ihm nur die kühn ausgreifende Art, die ſich ohne Rückſicht auf andere an die gebührende erſte Stelle ſetzt. Darum verzichtete er auf Weiterführung ſeines Lebenswerks, als ihm die Arbeit an der Bachausgabe verleidet wurde.

Er hatte das Glück, in ſeiner um vieles jüngeren Gattin eine verſtändnisvolle Mitarbeiterin und Genoſſin zu finden, die für das Behagen ſeiner Häuslichkeit umſichtig Sorge trug. An dieſem Behagen ſeine Freunde teilnehmen zu laſſen, war ſeinem gaſtfreien Sinn Bedürfnis. An ſeiner ſonntägigen Mittagstafel, wo ernſte Rede mit heiterem Scherze wechſelte, bin ich mit manchem Muſiker, wie ſeinem Schüler, dem Muſikgelehrten Dr. Erich Prieger, den Geigern Schradieck, Brodsky und Hilf, den Kritikern Piutti, Pfohl, Whiſtling zuſammengetroffen, wie ich ſpäter bei ſeiner Witwe ſeinen Nachfolger Profeſſor Schreck und den vorzüglichen Orgelvirtuoſen und Dirigenten Profeſſor Straube kennen lernte. Zuweilen ſpielte er mit mir vierhändig oder ging die eine oder andere alte Partitur mit mir durch. An den Sonntagsvormittagen kam er nach Direktion der Kirchenmuſik meiſt zu mir und wir beſprachen alle möglichen muſikaliſchen Angelegenheiten miteinander. —

Im Februar ſpielte Rubinſtein zum erſten Male im neuen Konzertſaal und zwar Beethovens Es-dur-Konzert. Es war nicht ſein beſter Tag. Er ſelbſt ſagte mir, er habe ſchlecht

geſpielt. Die Akuſtik ſei nicht gut; da lobe er ſich den alten Gewandhausſaal. Bei der gegenwärtigen, gleichmäßig hohen Aufſtellung des Orcheſters verſchlinge ein Inſtrument den Ton des anderen, ſo daß er das Orcheſter nicht gehört habe. Dem ſei nur durch amphitheatraliſchen Aufbau des Podiums bis nahezu an die Orgelhöhe abzuhelfen, wie ein ſolcher auch bald ausgeführt wurde. Weiter brachte er ſeinen „Turm zu Babel" zu Gehör — eine geiſtliche Oper, die ſich ohne abgeſchloſſene Einzelnummern, Arien und dergleichen, in „einem Aufzuge" abſpinnt und ihre weitaus größte Wirkung in den Chören, namentlich denen der drei Völkerſtämme und dem Schluß, aufweiſt, gegen welche die konventionellen mageren Solopartien erheblich zurückſtehen. Mich dünkt dies geiſtige Drama dramatiſcher und eigenartiger als die weltlichen Opern des Künſtlers. Das Publikum nahm ſein Werk wie ſein Spiel jubelnd auf.

Ich beſuchte ihn, fand ihn allein, mitteilſam geſtimmt, und unverſehens war er wieder bei ſeinem Lieblingsthema. Die weltliche Oper, der es gegenwärtig an großen Komponiſten fehle, werde, äußerte er, herabgehen, wie auch die Geſangskunſt ausſterbe; dann werde man von ſelbſt auf ſeine Idee der geiſtlichen Oper kommen. Es ſei nur eine Frage der Zeit; denn ihr gehöre die Zukunft. Doch würde ſie weder in Rußland, aus orthodoxen, noch in England, aus exkluſiv beſchränkten religiöſen Gründen, erſtehen. Auch nicht in dem zu nüchternen Amerika. Einzig Deutſchland könne ihr natürlicher Boden ſein.

Er intereſſierte ſich für meine Muſikerbriefe, konnte mir aber, wie er ſagte, zu keinen eigenen Beiträgen verhelfen, da er nur das notwendigſte Geſchäftliche kurz auf's Papier werfe. „Das Briefſchreiben iſt mir verhaßt!" rief er aus; „lieber ſchreibe ich eine Symphonie als einen Brief. Gefühls- oder Gedankenergüſſe meiner Feder gibt es nicht, alſo auch keinen intereſſanten inhaltreichen Brief; höchſtens einen an Marianne Brandt, in dem ich mich über ihre unvergleichliche Wiedergabe der Lea ausſprach."

Flüchtig ſtreifte er ſodann noch das biographiſche Kapitel. „Ich habe nie jemandem eingehende Angaben über mein Leben gemacht. Das Hiſtoriſche des Muſikers, des Menſchen iſt mir gleichgültig, einzig auf die Taten kommt es an. Doch wer weiß, ob ich nicht ſelber, wenn ich von der Muſik genug habe, was wohl bald der Fall ſein kann, meine Erlebniſſe niederſchreibe; nicht um meinetwillen, ſondern weil ich viel Intereſſantes erlebt habe in drei verſchiedenen Muſikperioden: der erſten bis 1848 oder Anfang der fünfziger Jahre, der zweiten, wo Wagner zum Herrſcher wurde, und der dritten, die ſich jetzt abſpielt.“

Anfang März trat ein junger hochgewachſener Muſiker, ein geborener Italiener, der in Graz und Wien ſtudiert hatte und mit ſechzehn Jahren bereits zum Mitglied der Philharmoniſchen Akademie zu Bologna ernannt worden war, bei mir ein. Es war Ferruccio Buſoni. Schon früher hatte ich in Wien, ſowie durch Frau von Holſtein von ihm gehört, bei der man ihn gern als einen der „ſieben Raben“ einquartiert hätte; doch da ſeine Eltern ſich nicht von ihm trennen wollten und das Rabenhaus für dieſe kein Unterkommen bot, zerſchlug es ſich. Er brachte mir Empfehlungen ſeiner Gönnerinnen, Baronin Todesco und Frau von Wertheimſtein. Letztere ſchrieb mir in ihrer warmen, menſchenfreundlichen Weiſe, was ich für ihren Schützling tun würde, täte ich für ſie ſelbſt. Doch konnte es leider ſehr wenig ſein. Ich ſuchte ſechs unſerer angeſehenſten Muſikverleger für ihn und ſeine Arbeiten zu intereſſieren und ſandte ihnen Karten zu zwei von ihm veranſtalteten Konzerten, in denen er ſich als Pianiſt und Vertoner vorſtellte. Deren Erfolg ließ nichts zu wünſchen übrig, mehrere Verleger zeigten ſich willig; die weitere Laufbahn des jungen Künſtlers, der ſich auch den Rubinſteinpreis gewann, geſtaltete ſich von Leipzig aus, woſelbſt er ſich mehrere Jahre aufhielt, äußerſt glücklich. Er brauchte nicht lange auf Ruhm zu warten. Als ich ihn ſpäter im Liſztverein das A-dur-Konzert des Weimarer Meiſters und im Gewandhaus eine ſelbſtgeſchaffene ſym-

phoniſche Phantaſie ſpielen hörte, bedauerte ich, daß er ſeine bewundernswerte Technik einer auffälligen Willkür des Vortrags, insbeſondere der Vorliebe für ſtarke Kontraſtwirkungen dienſtbar machte; auch ſeinem Geſtalten ſchien mir das ihm urſprünglich eigene Geſunde, Natürliche abhanden gekommen zu ſein. Nun, Künſtler haben ihre Stimmungen. Heute wollen manche in Buſoni den erſten lebenden Klavierſpieler ſehen. Seinem Schaffen aber verblieb das Gemachte, Abſichtliche. In einer Sonate, einem Quartett und anderem von ihm ſah ich wenigſtens keinen Gottesfunken leuchten. Es ſind künſtliche Gebilde, Homunculi.

Zur gleichen Zeit verweilte Liſzts Schüler Arthur Friedheim mit ſeiner Mutter mehrere Monate in unſerer Muſikſtadt und ich hatte die Freude, ſie bei mir zu ſehen. Mit Brodsky und Frau Moran-Olden wirkte er in einer populären Gewandhausmatinee, mit dem verdienten Franz-Sänger und -Freund Arnold Senfft von Pilſach ſelben Tages auch bei einer Riedelſchen Kammermuſik in genialer Weiſe mit.

Clara Schumanns Anweſenheit bei Gelegenheit ihres Auftretens im Gewandhauſe benutzte ich, um von ihr, die eben eine neue Folge der Briefe ihres Gatten vorbereitete, die Erlaubnis zur Aufnahme einiger ihr von mir vorgelegter, noch unveröffentlichter Schreiben in meine Sammlung zu erbitten. Sie wurde mir gewährt; doch nahm ſie dafür die zwei ſchönſten, ohne mein Wiſſen, zum Vorabdruck in ihre Sammlung auf, und als ſie kurz darauf in der meinen erſchienen, mußte ich mir von der Kritik vorwerfen laſſen, daß ſie bereits veröffentlicht ſeien.

Als „Krone aller dieswinterlichen muſikaliſchen Darbietungen" bezeichnet mein Tagebuch ein Gaſtkonzert, das Hans von Bülow im alten Gewandhaus mit ſeiner Meininger Kapelle gab, darin er Berlioz' „Korſar", Brahms' F-dur-Symphonie, Wagners „Fauſt-Ouverture" und die drei erſten Sätze der neunten Symphonie zum Vortrag brachte. Liebenswürdig ſprach er mir gleich nach der erſten Nummer

seine Freude aus, mich zu sehen, und als ich ihm am Ende für den empfangenen hohen Genuß dankte, rief er mir zu: „Sie sehen, Gnädige, die Akten sind noch nicht geschlossen!", worin ich wohl eine Hindeutung auf sein immer weitere Kreise umschreibendes Wirken zu verstehen hatte. —

Die Leipziger Bühne stellte sich zu dieser Zeit die Wiedererweckung ihr längst entfremdeter Werke, wie Cherubinis „Wasserträger" und Webers „Sylvana" zur Aufgabe. Indes sanken sie bald wieder in Vergessenheit, was bei der noch immer lebensfähigen Oper des großen Italieners bedauerlicher war, als bei der veralteten des deutschen Meisters, von deren Originalgestalt, nach Unterlegung eines neuen Textes und einer neuen Handlung, sowie Zusammenstoppelung einer neuen Musik aus allerlei Weberschen Fragmenten durch Ferdinand Langer, wenig übriggeblieben war.

* * *

Ein Gedenkzeichen der Fürstin Wittgenstein überraschte mich Ende April. Ich las:

„28. April 85, Rom.

Liebe Frau Lipsius, Es wird Ihnen vielleicht Spaß machen zu lesen, was ich über Wagners Parsifal schreibe, ganz en passant, wie Sie sehen, als kleines europäisches Anhängsel an die buddhistische Frage, die jetzt so viele Leute beschäftigt und von so wenigen verstanden wird.... Ich will nach keiner Seite hin Partei nehmen, für oder gegen dieses oder jenes auftreten. Darum lasse ich meine Werke zwar drucken, aber in einem Keller aufbewahren, um mir durch ihre Publikation keinen Zeitungslärm aufzubinden. Ich will mein Leben ruhig ausleben, mit allen Menschen in Frieden bleiben. Man kann aber nicht der Meinung aller sein, wenn man seine eigene hat, man kann nicht allen gefallen. Will man also seinen Frieden genießen und doch seine Meinung sagen, so muß man warten, bis man sich im

ewigen himmlischen Frieden befindet, den uns keiner stören kann.

Sollten Sie jedoch, meine liebe Frau Lipsius, etwas einzuwenden haben gegen meine Äußerungen, so sagen Sie es mir gerade heraus. Zwischen uns wird der Friede dadurch gewiß nicht gestört. Wir werden unsere Gedanken darüber so ruhig austauschen, wie wir eine gute Tasse Tee zusammen trinken. —

Es ist sehr möglich, daß ich diesen Sommer im Juli nach Ragaz in der Schweiz gehe und im Spätherbst nach Rom zurückkomme. Wie Gott will!

Liebste Frau Marie, viele herzliche Grüße und auf baldiges Wiedersehen!

Fürstin Carolyne Wittgenstein."

Der Einwand der Fürstin heftete sich wesentlich gegen die Darstellung der Abendmahlszene, an der ihr religiöses Empfinden Anstoß nahm. Wie ich ihr schon in Rom versichert hatte, daß in Bayreuth von Profanation der heiligen Mysterien nicht entfernt die Rede sei, daß sich der fromme Vorgang in hoher Weihe vor unseren Augen vollziehe, so wiederholte ich es ihr jetzt schriftlich. Darauf empfing ich die Zeilen:

„28. Mai 85, Rom.

Meine liebe, liebe Frau Marie, Wie hat mich Ihr Brief erfreut! Nicht nur weil Sie mit so viel Güte diese Zeilen lasen und ihre Unparteilichkeit erkannten, sondern weil Sie mir damit bewiesen, daß Sie eine wahre Christin sind. Es tut so wohl, unter den Künstlern gläubige Gemüter zu treffen. Sie sind jetzt so schrecklich selten. Sie leben, als ob es keinen Himmel und keine Erde, keine Völker und keine Kultur, nur Töne und Farben, Linien und Formen, Bewegung und Wort gäbe. Und doch! Alles das wäre nicht da, gäbe es keinen Himmel, keine Völker und keine Kultur! —

Besonders hat es mich gefreut, daß Sie schreiben, Religion wäre nicht nur eine Vernunftsache, da Glaube höher

iſt als Vernunft. «La foi n'est pas contraire à la raison, mais au-dessus de la raison», ſagt Pascal. Glaube durchdringt den ganzen Menſchen — ſein Bewußtſein, wie Sie ganz richtig ſagen. Ich meinte es ungefähr angedeutet zu haben, indem ich im Text ſagte: et pour croire, il faut la volonté de croire, da man in der theologiſchen Sprache unter dem Wort Wille alles verſteht, was nicht reine kalte Vernunft iſt. Der Apoſtel Paulus ſagt: ‚Der Glaube verlangt einen vernünftigen Gehorſam', ce qui signifie que la raison nous a été donnée pour éprouver les raisons de croire (elles sont si nombreuses) et la volonté pour adhérer à ce que Dieu lui même propose à notre confiance en lui — qui dit confiance, dit amour! —

Was für Schätze haben Sie da ausgegraben, meine liebe Frau Marie! Ihr Werk wird ein wahres Autographen-Muſeum vor uns auftun. Nehmen Sie meine beſten Wünſche dafür hin. Es wird mich ſehr freuen es zu ſehen, wenn es ſich einmal der Öffentlichkeit zeigt.

Viele Grüße und Dank für die Freude, die mir Ihr Brief bereitete.

Fürſtin Carolyne Wittgenſtein."

* * *

Das Erlangen von Briefen Lebender für meine Sammlung, die ich doch bis zur Gegenwart ausdehnen wollte, hatte ſeine Schwierigkeit. So insbeſondere bei Brahms. Seine an mich gerichteten Schreiben eigneten ſich dazu ebenſowenig als ein paar andere, die man mir von befreundeter Seite zur Verfügung ſtellte. Um mir für den ihn intereſſierenden Zweck hilfreich zu ſein, bot mir der mir freundlich geſinnte Redakteur des „Muſikaliſchen Wochenblatts", Herr E. W. Fritzſch, einige in ſeinem Beſitz befindliche Briefe an. Deren Abſchriften ſandte ich Brahms und bat um die Erlaubnis, ſie in mein Buch aufzunehmen, indem ich ſcher-

zend hinzufügte: „Sie haben doch hoffentlich nicht den Mut, mir meine Bitte abzuſchlagen.“ Hierauf entgegnete er mir:

„Wien, 27. Mai 1885.

Sehr geehrtes Fräulein,

Allerdings habe ich den Mut, Sie zu bitten, die fraglichen Briefe ungedruckt zu laſſen. Ich weiß und bekenne, daß ich niemals anders als unluſtig, eilig und flüchtig ſchreibe, aber ich ſchäme mich, wenn mir ein Beiſpiel vor Augen kommt, wie das Ihre. Es gehört eine Art Mut dazu, einem mir bekannten, gebildeten und wohlwollenden Manne ſo nachläſſig zu ſchreiben, wie ich in dieſem Falle. Zugeben aber, daß ſolche Briefe gedruckt werden, ausdrücklich Ja dazu ſagen — das wäre etwas anderes als Mut!

Wenn Sie mir erlauben, an dieſer Stelle ausdrücklich zu ſagen, daß mir niemand einen ſchlechteren Gefallen tun kann, als wenn er Briefe von mir drucken läßt — ſo will ich gern mit dieſem ſelbſt eine Ausnahme machen. Sie können ihn auch um ſo leichter in Ihr Buch aufnehmen, als Ihre Leſer durch ihn erfahren, daß nicht Sie, ſondern ich ein manco in demſelben verſchulden und als ich mich gehütet habe, aus der beabſichtigten Aufnahme meiner Briefe einen Schluß zu ziehen auf den ſonſtigen Inhalt und Wert Ihres Buches.

Es gibt, wie ich nicht bloß aus ‚Schiller und Goethe‘, ſondern auch aus angenehmſter perſönlicher Erfahrung weiß, genug Menſchen, die gern und gute Briefe ſchreiben. Aber es gibt eben auch von meiner Sorte, und deren Briefe ſollte man, wenn die Schreiber es ſonſt verdienen, nachſichtig und vorſichtig leſen und deuten. Ich bewahre mir z. B. gern einen Brief von Beethoven als Reliquie; entſetzen aber muß ich mich, wenn ich bedenke, was ſo ein Brief alles bedeuten und erklären ſoll.

Ähnlich geht es mir mit den nachgelaſſenen Werken eines Muſikers. Wie eifrig bin ich allezeit ſolchen Spuren

nachgegangen, habe sie studiert und vielfach kopiert. Wie teuer waren mir z. B. bei Haydn und Franz Schubert diese ungezählten, überschüssigen Beweise ihres Fleißes und Genies. Immer hatte ich den Wunsch, man möchte so wertvolle und lehrreiche Schätze für größere Bibliotheken kopieren, damit sie den sich ernstlich dafür Interessierenden zugänglich seien. —

Ich will nicht ausführen, mit welch anderen Empfindungen ich die geliebten Schätze dann gedruckt sehe — oder selbst noch dafür sorge, daß dies wenigstens möglichst ordentlich geschehe! Mißverstanden, mißgedeutet wird hier wie dort ganz unglaublich, und ob solche Veröffentlichung nötig, gut oder überflüssig und gar schädlich ist — weiß ich nicht!

Auf die Gefahr hin, daß Sie den Anfang dieser Epistel für eitel Heuchelei halten, zeichne ich Ihr hochachtungsvoll ergebener

J. Brahms.

P. S. unter uns!

Im Fall Sie Gebrauch von umstehendem Brief machen, bitte ich keinenfalls den Schubert angehenden Satz zu streichen! Es kann Härtels und die Gesamtausgabe nicht genieren, und ich spreche gern diese meine Meinung aus — die den Herren durchaus bekannt ist.

J. B."

Der Brief kam, natürlich mit Ausschluß des „P. S. unter uns", in meinen im November 1886 erscheinenden „Musikerbriefen aus fünf Jahrhunderten" wörtlich zum Abdruck. Brahms' Freundin Frau von Herzogenberg, deren leidenschaftliche Abneigung gegen Liszt sich in dem Urteil über den „Christus" entlud: „Hassenswürdig ist diese Musik und klanglos wird sie hinabsinken"*), las aus dem ange-

*) Briefwechsel zwischen Brahms und H. u. E. v. Herzogenberg, herausg. v. M. Kalbeck, Berlin, Brahmsgesellschaft 1907. — Selbst

geführten Schreiben an mich heraus, daß Brahms mich damit zum Beſten halten wollte, indem ſie ihm am 28. Dezember 1886 ſchrieb: „Haben wir uns amüſiert über Ihren Brief bei der La Mara. Sie merkt offenbar nicht, welch eine Kritik ihres Buches er iſt.“

Da jedem das Recht einer eigenen Auffaſſung zuſteht, könnte es mir nicht beikommen, über die ihrige ein Wort zu verlieren, läge nicht in einem Zeugnis Hanslicks der Beweis vor, daß Frau von Herzogenberg ſich in ihrer Annahme irrte. In dem Feuilleton „Johannes Brahms“ (Neue Freie Preſſe, 27. Juni 1897) ſpricht Hanslick von deſſen Unluſt zum Briefſchreiben: „Alles tat Brahms ſo kurz als möglich ab; die Kunſt ſtark komprimierten Antwortens hatte er zur Virtuoſität ausgebildet. Wo es nicht geradezu gegen die Etikette verſtieß, benützte er Korreſpondenzkarten. . . . Einmal jedoch handelte es ſich um einen für den Druck beſtimmten förmlichen Brief. Die Muſikſchriftſtellerin La Mara, der wir zahlreiche intereſſante Publikationen verdanken, erſuchte Brahms um die Erlaubnis einige in ihren Beſitz gelangte Briefe von ihm in ihrem Band „Künſtlerbriefe“ abdrucken zu dürfen. Das artige Erſuchſchreiben der von ihm perſönlich geſchätzten Dame ſchien ihn lebhaft zu beunruhigen, wie nachfolgender an mich gerichteter Brief vom Mai 1885 verrät:

„Liebſter Freund! Inliegende zwei Briefe machen dir die Situation klar. Unpraktiſch wie ſtets, habe ich neulich deine Karte nicht abgewartet, ſondern dem Dr. Fellinger, der mich beſuchte, einen Brief an dich und den offenen an die Lipſius mitgegeben — mit der Ordre, letzteren auf die Poſt zu geben, wenn er dich in Wien nicht anträfe. Frau Fellinger aber hat den Brief kopiert. So kann ich ihn dir

---

Bülows fanatiſche Brahmsverehrung tat ihr nicht genug, weil ſein „Organismus es ihm möglich machte, heute ein gewiſſes Requiem und morgen ſolch einen Chriſtus zu dirigieren“.

nachträglich schicken und meine Bitte anbringen. Lies ihn doch und sage mir, ob er an sich eine Dummheit ist, oder ob er deren enthält! Ich traue mir alles mögliche darin zu — ich würde ja aber auch gerne das Maul halten! Recht wohl kann ich nachträglich noch einen andern schreiben, oder in diesem ändern, also: ich bitte um ein Wort!

Grüße Simrock schönstens, und ich schreibe ihm wohl gestern oder morgen! Aber der Teufel, wenn man mit Briefen von und an Fräulein Lipsius so geplagt wird, da geht doch gewiß die ohnehin geringe Lust am Briefschreiben zum Kuckuck.

Und so verzeih auch du die verdrießlichen Buchstaben — aber mich ärgert die Geschichte. Sei von Herzen gegrüßt und lebe so gut, vergnügt und froh, wie du es verdienst.

Herzlichst dein J. Brahms."

Hanslick läßt darauf den Brief an mich, wie ihn meine „Musikerbriefe" enthalten, folgen und bemerkt darnach:

„Wie charakteristisch, wie inhaltreich bei aller Kürze ist dieser Brief. Er beweist, daß Brahms nur die Lust, nicht das Talent zu schreiben abging. Wo er sich einmal genötigt sah, statt seiner geliebten Korrespondenzkarte einen sauberen Briefbogen hervorzuholen und einige Sorgfalt an Stil und Ausdruck zu wenden, da konnte er meisterhaft schreiben. Weil ihm nun einmal die Gedanken dazu da waren, sie zu verschweigen oder in Tönen zu äußern, so mißtraute er seiner Fähigkeit, sie in fester literarischer Form auszuprägen. Er pflegte mir in solchen Fällen brummend sein Konzept zur Durchsicht zu bringen. Ich mochte nicht bloß kein Wort ändern, sondern mußte manchen Satz ob seines präzisen Ausdruckes und seiner plastischen Form bewundern." — —

Zum geliebten Meiſter in Weimar gönnte ich mir in dieſem Sommer arbeitshalber nur einen einzigen Sonntagsausflug. Im Juli war es. Ich fand ihn prächtig aufgelegt und wir ſpeiſten vergnügt mit Gille, Gottſchalg und Stradal, einem der letzten und anhänglichſten Schüler Liſzts. Die kurze Friſt der Nachmittagsruhe unſeres Wirts durchplauderte ich mit Frau Merian. Bei ihr holte er mich zu Stahrs ab, wo man ihn mit einem Liſztprogramm: „Hunnenſchlacht", „Polonia", Es-dur-Polonaiſe und „Mazeppa" begrüßte, bei deſſen Ausführung er ſelber zu aller Freude eingriff. Arma Senkrah, die anmutige Geigerin, die ich mit ihrer Mutter Mrs. Harknes öfters beim Meiſter ſah, unterbrach die Reihe der Liſztwerke durch ein Wieniawskiſches Stück. Dann geleitete mich Liſzt zur Bahn und ſchrieb auf ſeine Karte noch einen Gruß an ſeine Couſine Frau verw. Generalprokurator von Liſzt, den ich ihr, wenn ich nach Wien käme, übergeben ſollte. „Zuvor aber," rief er mir zu, „müſſen Sie Sofie Menter in ihrem Zauberſchloß Itter aufſuchen, wo ich mich auch einfinden werde!" . . .

Bevor der Juli zu Ende ging, ſchaukelte ich mich in unſerem „Sachſenboot" auf den blauen Wogen des Achenſees, erluſtierte mich alsbald im Auguſt mit Gerhards an der Bilderfülle des großen Innsbrucker Schützenfeſtes und ſchloß mich ſodann in Auſſee den Wiener Freunden an. Nicht in dem landſchaftlich ungleich ſchöneren Altauſſee, ſondern im Markt, der bequemere Unterkunft mit größerer Bewegungsfreiheit vereinigt, hatten ſie ſich angeſiedelt. Da hauſten wir im Hotel Hackl, angenehmen Umgang mit Wertheimſteins, Baronin Todesco, Seegens, Sickels, Arneth, Schmerling und Tochter, Miniſter Horſt, Chlumecky, Frau Dr. Seeburg und vorzugsweiſe mit Baron Pretis pflegend, der ſeinen Miniſterpoſten mit dem Trieſter Statthalteramt vertauſcht hatte und mit den Seinen in unſerem Hotel wohnte. Unſer Dach beherbergte eine Nacht hindurch auch die öſterreichiſche Kaiſerin mit ihrer Schweſter Herzogin von Alençon, und ihrer Tochter Erzherzogin Valerie, die nach

einer Besteigung des Loser hier ausruhten. Wieder entzückte mich die Musengestalt der kaiserlichen Frau, als sie, auf der Stiege an uns vorüberschwebend, unsere tiefen Grüße mit unnachahmlicher Grazie erwiderte.

In Aussee erreichte mich ein Brief meines verehrten Meisters, des Inhalts:

„Verehrte liebe Freundin,

Aussee gilt für eine sehr angenehme, elegante Sommer-villeggiatura. Meine Landsmännin Frau von Bulyowsky, die mehrere Jahre auf den deutschen Bühnen fungierte, besitzt dort eine Schweizerhütte. Wenn Sie dieser dramatischen Künstlerin begegnen, sagen Sie ihr meinen alten Gruß. Zuerst aber bitte ich Sie, Ihrer Freundin Baronin Wehli meinen Dank zu melden, den ich persönlich auszudrücken wünsche.

Schade daß Sie Sofie Menter nicht im Schloß Itter besuchten. Fröhliche Stunden sind dort vorfindlich.

Stets dankend, getreu ergebenst

F. Liszt.

1. September 85 — Weimar."

Gern wäre ich der genialen Ungarin, die ich, als sie eben am deutschen Kunsthimmel als Stern aufgegangen war, in Pohls Hause in Leipzig kennen gelernt und die darnach in München eine ganze Korona von Dichtern — Geibel, Bodenstedt, Redwitz, Hopfen, Wilbrandt — zu ihren Füßen gesehen hatte, in den Weg gekommen. Doch blieb sie Aussee fern: Erst später sollten wir uns in alter Erinnerung noch einmal brieflich zusammen finden. Im übrigen gab es in der schönen grünen Steiermark für mich genug zu genießen. Überall schauten wir uns um, fuhren vom Grundelsee, an dem eine Burgschauspielerkolonie ihr lustig Leben führt, nach der stillen Gössl, wo Adalbert von Goldschmidt, der Todsünder, sich sein Tuskulum errichtet, und

weiter zum waldumfriedeten Toplitz- und Kammerſee. Wir grüßten von der Altauſſeer Seewieſe, einer Art Rütli, wie von der Lenauhöhe aus das weiße Strahlenhaupt des Dachſteins, des Beherrſchers der Umgegend, und ließen uns vom vielbeſuchten Bachlwirt ſeine allbeliebten nationalen Lieder ſingen. Als es mir nichts Neues mehr zu zeigen gab, trieb Baron Wehlis unruhiger Geiſt uns nach Iſchl weiter, und ehe wir's uns verſahen, hatten wir wieder den Stephansturm vor Augen und die Donau rauſchte zu unſeren Füßen.

Noch kamen wir zur heiteren Zeit der Weinleſe zurecht. Zu allen Toren hinaus wallfahren die durſtigen Wiener, um ſich am „Heurigen" ein Gütliches zu tun, der allerwege fließt, wo ein Strohbündel an der Pforte winkt. Weinſelig ſchwankt manch einer, ſeiner Straße nicht ſicher, an uns vorüber. Minder durſtig, begnügen wir uns, manche Ladung köſtlicher Trauben — auch die bevorzugten „ſchmekkete" ſind dabei — aus der Heiligenſtadter Villa heimzuholen. Noch ladet der goldigſte Herbſt zu Spaziergängen und Fahrten ein. Schönbrunn, der Prater, der Augarten ſind wundervoll, wenn der Wald in gelben und roten Farben flammt. Es bedurfte nicht der Singhaleſen, die jetzt in der Rotunde ihr Lager aufgeſchlagen haben, um die Schauluſt durch Exotiſches zu reizen.

In den Theatern fehlt den Logen noch der Glanz. Seit der ungariſche Ausgleich Wien ſozuſagen dezentraliſierte, verweilt die Ariſtokratie bis zum Januar auf ihren Schlöſſern oder, je nach der Nationalität, in den verſchiedenen Landeshauptſtädten, Budapeſt, Prag oder anderwärts, um ſich dann bis zur Faſtnacht in der Kaiſerſtadt den Faſchingsfreuden hinzugeben und nach dem offiziellen „Hofball" und dem intimeren „Ball bei Hofe" wieder zu verſchwinden.

Ich ſchwelge in der Burg; denn immer packt mich in Wien der Theaterteufel. An drei ſich folgenden Abenden ſehe ich in vollendeter Darſtellung Wilbrandts Bühnenbearbeitung des „Fauſt" — die licht- und wirkungsvollſte

aller, die ich kenne. Als Hero in Grillparzers „Des Meeres und der Liebe Wellen" wird eine von Wilbrandt entdeckte junge vielverheißende Rumänin, Adele Barsescu, zukunftsfreudig begrüßt. Doch scheint ihr Naturell nur auf diese eine Rolle gestimmt; in anderen versagt es, und ihres Bleibens unter so berühmter Kollegenschar ist nicht lange. Mir liegt daran, die einzelnen Burgtheatergrößen in ihren Glanzrollen kennen zu lernen. So sehe ich die anmutige, immer mit leicht belegter und doch melodischer Stimme sprechende Stella Hohenfels als Viola in Shakespeares „Was ihr wollt", den bewundernswert natürlichen Baumeister in Calderons „Richter von Zalamea", den vornehmen Robert als Fiesco, die sympathische Wessely als Denise (Dumas Sohn), die einzige Wolter als Orsina in „Emilia Galotti" und als unvergleichliche Jeanne Rey in Dumanoirs „Die Eine weint, die Andere lacht".

Neu ist mir in der Oper das allerliebste Ballett „Wiener Walzer". Nicht minder Aubers pikantes musikalisches Lustspiel „Des Teufels Anteil" mit der Lucca, und Dvořáks „Der Bauer ein Schelm", dessen auf einem bis zur Einfalt harmlosen Text erwachsene nationale Musik tschechische Demonstrationen und Gegendemonstrationen hervorruft. Rubinsteins „Nero", musikalisch mir längst vertraut, ist mir auf der Bühne bisher fremd geblieben. Wenige Theater haben sich seiner angenommen. Mit seinen Massenwirkungen, seinen Volks- und Kriegerszenen, Balletts, Aufzügen und grellen Effekten, der französischen großen Oper nachgebildet, läßt er mich kalt. Nirgend auch vermag er festen Fuß zu fassen; er kommt und verschwindet, wie alle Opern Rubinsteins. Dieser selbst hört ihn jetzt in Wien. Zum Abschluß seiner Virtuosenlaufbahn veranstaltet er hier, wie in anderen musikalischen Hauptstädten Europas, Zyklen von sieben Vortragsabenden, in denen er die gesamte Entwicklung des Klavierspiels veranschaulicht. Ein Abend umfaßte acht Beethovensche Sonaten von der Es-moll bis zur letzten großen C-moll Op. 111. Herrlich war

der Geſang der Adagios; manche der Allegroſätze überhaſtete ſein wildes Feuer.

Im Wiedner Theater füllt „Der Zigeunerbaron" des Walzerkönigs allabendlich das Haus. Ich halte mich der Operette lieber fern. Als aber Girardi, Wiens Liebling, „zum 86. und letzten Male" den Temesvarer Schweinezüchter Zſupán ſingt, laſſe ich mich doch verführen, ihn zu hören. Wieneriſch-ungariſch, voll lebendiger Rhythmik und flotter Melodik, gewährt er einen Abend hindurch Kurzweil.

Nach langer Pauſe kehrt Adelina Patti als Roſine im „Barbier" den Wienern wieder. Äußerlich gealtert, ſtimmlich bei gehaltenen Tönen in der Höhe nicht ohne Schärfe, bleibt ſie in der Koloratur das alte Wunder. Vom gewohnten Beifall umrauſcht, tritt die Wilt, die ſich jetzt in Wehlis Nähe am Kärntnerring häuslich niedergelaſſen hat und häufig bei uns ſehen und hören läßt, als Donna Anna und Norma wieder in ihrem geliebten Opernhauſe auf. Beethovens Miſſa ſolemnis verleiht ihre Mitwirkung wie früher eine beſondere Weihe. In einem von Hans Richter geleiteten großen Konzert des Akademiſchen Wagnervereins ſingt ſie mit Winkelmann den Zwiegeſang aus dem Vorſpiel und ſodann die Schlußſzene der „Götterdämmerung". Sie ſingt ſie grandios, mit einer ſtimmlichen Souveränität und Schönheit, wie man ſie kaum je wieder hören wird. Als ich darnach ins Künſtlerzimmer trete, fällt ſie mir ſchluchzend um den Hals: „Ach, Marie, daß ich das nicht mehr auf der Bühne ſingen kann, das tut weh! Mein ganzes Herz geht in dieſer Muſik auf. Aber in der Oper hat die Materna die Partie und läßt ſie ſich nicht nehmen!"

Einen Liederſegen von Schubert, Franz, Brahms, Grieg, Wagner, Liſzt ſchüttete ſie bald darauf in dem nun auch zerſtörten, erinnerungsreichen Böſendorferſaal über ihre Freunde aus. Ihr Lehrer Gänsbacher begleitete ſie, gleicherweiſe wie öfters im Hauſe Hofrat Hauers, des Intendan-

ten des Naturhistorischen Hofmuseums, bei dem ich mit der befreundeten Sängerin manch vergnügte Stunde verbrachte und unter dessen Führung ich die noch in der Einrichtung begriffenen stolzen Räume des prachtvollen Neubaues zuerst sah.

Und noch zwei andere der von mir biographierten Singvögel trägt ihr Flug ans Donaugestade. Amalie Joachim, die mit Laura Rappoldi-Kahrer konzertiert, spendet in ihrer Edelart Brahmssche und Schumannsche Gesänge — wiewohl die „Dichterliebe" Männern, nicht Frauen auf die Lippen gelegt ist. Christine Nilson setzt mit ihrem Paradestück: der Schmuckarie aus „Faust", und schwedischen Liedern wenn nicht die Herzen, so die Hände in stürmische Bewegung! Gleich dem zarten Geschlecht wirbt auch das starke um den Wiener Lorbeer. Ich erinnere mich namentlich an den Tenorkrösus Emil Götze, dem der Lyonel in der populären „Martha" besser als der poetische Gralsritter zu Gesicht stand; sowie an Jean Lassalle, den berühmten Bariton der Pariser Großen Oper, einen Meister im Vortrag und in der Behandlung seiner herrlichen Mittel.

Immer von neuem reißt die Musikflut mich mit sich fort. Wie verdoppelt das liebe Wien aber auch die Genußfähigkeit der Menschenkinder, daß sie unermüdet ein Übermaß des Guten in sich aufzunehmen vermögen! Wird heute das 300jährige Schütz-Jubiläum begangen, das auch Schein und Scheidt — die beiden anderen der „drei großen S. des siebzehnten Jahrhunderts" — in Erinnerung bringt, so bietet man demnächst, recht als Gegensatz, den blendend bizarren „Faust" von Berlioz, oder dessen Orchestersätze aus „Romeo und Julia" — eine Virtuosenleistung der Philharmoniker — dar. Auch von dem mit einem Male viel von sich reden machenden Bruckner tauchen zwei Werke auf. Im Tedeum fällt mir die subjektive Textbehandlung, in der siebenten Symphonie die starke Wagnersche Beeinflussung auf, und trotz des schwungvollen Adagios

komme ich über die Rieſenlänge des Ganzen, den fühlbaren Mangel an Maß, Logik und Gleichmäßigkeit nicht hinweg, der einen ungetrübten Genuß nicht aufkommen läßt.

* * *

Empfing ich meine dieswinterlichen Wiener Eindrücke vorwiegend durch Muſik und Drama, ſo blieben auch die maleriſchen nicht völlig aus. Bei Eröffnung der Kunſtausſtellung durch den Kaiſer hatte ich, außer an einigen ſchönen Paſſinis, an den Bildniſſen Benczurs von Andráſſy und anderen ungariſchen Magnaten meine größte Freude. Sie deuchten mich in ihrer ſprechenden Lebenswahrheit unübertrefflich, bis ihnen wenige Jahre ſpäter die Porträts Laszlos den Preis ſtreitig machten.

Ungeheueren Staub wirbelte die Wereſchtſchagin-Ausſtellung auf. Nicht um der vielen eigenartigen Landſchaften aus dem Orient und dem Heiligen Lande, ſondern um zwei kleiner unſcheinbarer Gemälde willen, die ſich unter dieſe verirrt hatten. Sie ſtellten die profan in einen orientaliſchen Hof verſetzte „Heilige Familie" — Joſef als Zimmermann an der Hobelbank beſchäftigt, Mutter Maria nährt ein Kind an der Bruſt, andere Kinder ſtrecken ſich zwiſchen herumlaufenden Hühnern am Boden aus, indes der faſt zum Manne gereifte Chriſtus ſich dem Studium von Schriften hingibt — und „die Auferſtehung Chriſti" dar. Über dem herabgefallenen Stein, der die Öffnung der niedrigen Gruft umſchloß, erhebt ſich das noch mit dem weißen Totentuch umhüllte Haupt des Heilandes aus der Tiefe und ſieht die Wächter zu beiden Seiten entfliehen. Weit, weit entfernen ſich beide Bilder von der Tradition. Sie ſind weihelos. Doch man ſah Schlimmeres, ſah Blasphemien in ihnen. Die kirchliche Behörde forderte ihre Entfernung und ordnete nachmals eine Prozeſſion um die Stephanskirche zur Buße an. Der geniale Maler hat dieſer zweiten Ausſtellung ſeiner

Werke in Wien keine dritte folgen lassen. Aus dem russisch-japanischen Kriege, in dem er neue Studien machen wollte, kehrte er nicht zurück.

Reizendste Bilder zauberte mir ein Eisfest vor die Augen, nicht wie man sie heute von den Galerien der modernen Eispaläste herab sieht, sondern unter Gottes freiem Himmel, illuminiert nicht nur von Strömen elektrischen Lichtes, sondern zugleich von Mond und Sternengefunkel. Wohl stand ein hoher Eispalast aufgerichtet auf der Spiegelfläche des vereisten großen Wasserbeckens, doch nicht von Holz- und Mauerwerk, nein, aus glitzerndem Eis. Auch eine Eiskönigin war dabei, die Prinz Karneval umfreite und die Scharen kostümierter Polen und Polinnen, Mazurka tanzend, umhuldigten. Kaum satt konnte ich mich sehen an Glanz und Farben und Bewegung dieser Szenen.

Von einem vielbesprochenen, außerordentlich interessanten politischen Vorgang: der Adreßdebatte im Herrenhaus, ließen mich meine Freunde profitieren. Es handelte sich, gegenüber der sogenannten Versöhnungspolitik des Ministeriums Taaffe und dessen immer weitergehenden Zugeständnissen an die verschiedenen Nationalitäten, um das Festhalten an der einheitlichen Verfassung und an der deutschen Sprache als Staatssprache, wie überhaupt um Wahrung des deutschen, seiner Kultur nach höchststehenden Elementes, das nächst der Dynastie den festesten Kitt der Monarchie bildet. Die Koryphäen der Verfassungspartei: Schmerling, Hasner, Unger, entwickelten ihre glänzende Beredsamkeit. Ihnen entgegneten, als Vertreter und Anhänger des Ministeriums, die Grafen Belcredi, Taaffe und Fürst Karl Schwarzenberg. Eine zweite Rede Ungers endete mit eine munbestrittenen Siege der Partei. Von halb zwölf bis vier Uhr währte die Verhandlung, der ich im neuen schönen Parlamentshaus, zur Seite meiner Freundin, atemlos folgte.

Zu einem besonderen Erlebnis noch verhalf mir die Güte der mich unermüdlich Umsorgenden. Ich durfte in der Ritterstube der Hofburg mit einer Anzahl anderer Damen einen

höfiſchen Hochzeitszug in nächſter Nähe an mir vorüberziehen ſehen: Erzherzog Karl Stephan feierte ſeine Vermählung mit Erzherzogin Maria Thereſia von Toscana. Zwiſchen dem von der deutſchen Garde gebildeten Spalier ſchritten ſie da alle vorbei: Kämmerer, Miniſter, Geheime Räte, oberſte Hofchargen, Erzherzoge, der Kaiſer, die Kaiſerin, die Braut, von Mutter und Schwiegermutter geleitet, die Kronprinzeſſin, Erzherzogin Valerie und alle Erzherzoginnen in Prachttoiletten und ſtrahlendem Schmuck — eine ſtattliche lebende Bilderreihe.

Mit mehreren mir bisher fremden hervorragenden Wienern führte mich das Geſchick diesmal zuſammen. Im Feldmarſchalleutnant Anton von Haizinger, dem Sohn des berühmten Bühnenkünſtlerpaares, lernte ich bei Frau von Liſzt nicht nur einen künſtleriſch ausgebildeten Schubertſänger, der lange zwiſchen Muſen- und Waffendienſt geſchwankt hatte, ſondern auch einen der amüſanteſten Geſellſchafter kennen. Auch Viktor Tilgner, der raſch zu Ruf und in Mode gekommene Bildhauer, deſſen Kunſt mehr auf Eleganz denn auf Tiefe angelegt war, ſo daß auch ſeine Liſztbüſte mit ihrer äußerlichen, ſeltſam jüdelnden Charakteriſtik mich nie befriedigte, trat mir im ſelben lieben Hauſe gegenüber. Ebenſo die Geſangsprofeſſorin Karoline Pruckner, die mir ihre Schülerinnen vorführte, und beim Konzert der Wilt die Schriftſtellerin-Komponiſtin Stefanie Gräfin Wurmbrand geb. Vrabély, Karl Tauſigs ſchöne Schwägerin, die den ihr winkenden Pianiſtenlorbeer für die Myrte hingab und nun ihr leidenſchaftliches Fühlen bald in zahmer Salonmuſik, bald in bizarren Augenblicksbildern und ſarkaſtiſchen Aperçus ausſtrömen läßt.

Über die vielfältigen Freuden meines diesmaligen langen Verweilens in Wien fielen plötzliche Schatten, als Julius Glaſer, der große Juriſt und herrliche Mann, am Typhus ſchwer erkrankte. Noch jüngſt waren wir in heiterem Kreiſe um ſeine gaſtliche Tafel verſammelt geweſen und ich hatte, neben ihm ſitzend, wiederum ſeine Kunſt, jedes Geſpräch

auf Höhen zu führen, dankbar genossen. Nun blickten wir bekümmert zu seiner uns gegenüberliegenden Wohnung hinüber. Da stand auf der Staffelei sein eben vollendetes lebensgroßes Ölbildnis, das seine Gattin und seine beiden talentvollen Töchter als Christgeschenk erfreuen sollte, und daneben stand Unger, sein liebster Freund, und weinte herzbrechend. Da wußten wir, was kommen würde. Am zweiten Weihnachtstag 1885 war Glaser tot und groß war die Trauer um den Seltenen.

Entschwundene Sterne

1886—1887

Von Liszt gab mir ein Brief der Fürstin Wittgenstein erwünschte Kunde.

„16. Januar 86, Rom.

Meine liebe Frau Lipsius, Sie haben mir eine wirkliche Freude mit Ihren schönen Zeilen bereitet. Ich bin so befriedigt darüber, daß Sie sich in Wien gefallen und heimisch fühlen. Es hat doch etwas mehr als Leipzig für sich. Ich möchte beinahe sagen, ich kenne keine Hauptstadt, die in ihren Anlagen nobler, in ihren Vergnügungen eleganter, so grande dame und bonne enfant à la fois wäre. Es ist ganz natürlich, daß Sie dort unerschöpfliche musikalische Schätze finden, und sicher werden Sie immer wieder dahin zurückkehren und daselbst immer heimischer werden.

Es wird Sie freuen zu hören, daß diese zwei Monate vollständiger Ruhe Liszt unendlich wohlgetan haben. Auf der Reise hierher ging es ihm sehr schlecht, so daß man es mich wissen ließ und ich ohne den Telegraphen traurige Augenblicke verlebt haben würde. Glücklicherweise verging es und er konnte sich in meiner Nähe wirklich physisch und

moralisch erholen. Leider brachte der Januar wieder so viele tägliche Einladungen, daß er wieder ganz müde und matt aussieht. Er will von seinen 74 Jahren immer nichts wissen — und man vergißt sie doch nur, wenn man ihnen das Lösegeld zahlt! Jetzt reist er nach Pest, Ende März geht er nach Paris, wo seine Graner Messe in der Kirche St. Eustache aufgeführt wird. Anfangs April wird er in London seine Heilige Elisabeth hören. Es ist mir una consolazione, wie die Römer sagen, daß man ihm seine Werke gut vorführen wird. Aber welche Strapazen sind für ihn damit verbunden! Und so lange sein Heiliger Stanislaus nicht beendet ist, muß ich fürchten, daß er nie vollendet werden wird!! Doch für Gott ist kein Ding unmöglich, sagt das Evangelium. Hoffen wir also! —

Nehmen Sie Dank von Liszt und von mir für Ihre guten Neujahrswünsche. Sie wissen, wie herzlich er und ich Ihnen Gesundheit und Heiterkeit, die physische und moralische Elastizität, die Sie in so hohem Grade besitzen, für dieses und viele, viele Jahre wünschen.

Votre affectionnée

Pfse. Carolyne Wittgenstein."

Am 12. März kam Liszt von Budapest nach Wien. Er wohnte, wie seit Jahren, bei der Witwe seines Vetters, Frau Generalprokurator von Liszt, im Schottenhof. Dort begrüßte ich ihn sogleich und führte ihm anderen Tags auch meine Freundin Baronin Wehli als alte Verehrerin zu. Am Abend hatte ihm seine Cousine Gäste geladen; Tilgner, Adalbert von Goldschmidt und Frau, Zellner, Bösendorfer, seine Schüler Stradal und Göllerich, mich und ich weiß nicht wen noch. Wie immer verwöhnte mich des Einzigen Güte. Kein Unwohlsein, keine Schwäche, außer der schwereren Beweglichkeit seiner Füße, war ihm anzumerken. Nur über seine abnehmende Sehkraft klagte er — oder nein, er klagte ja nie, er erwähnte ihrer nur.

Am 14. März feierte ihn Goldschmidt mit einer Matinee,

zu der ſich, des hohen Gaſtes wegen, ihrer viele herbeigedrängt hatten. Das Angelus aus den Années de Pèlerinage wurde in der Originalgeſtalt als Streichquartett von Hellmesberger und ſeinen Genoſſen geſpielt. Blauwaert und die Wilt ſangen, letztere, unter des Meiſters Begleitung, ſeine Lieder „O lieb ſo lang du lieben kannſt“ und „Oh quand je dors“. „Ich möchte Ihnen gelegentlich eine kleine Kadenz dazu ſchreiben“, ſagte er, als ſie geendet. „O, bitte, ſchreiben Sie ſie mir lieber gleich“, bat ſie, ihm eilends Feder und Tinte bringend, und ſofort zeichnete er ſie in ihr Liederheft ein. Dann trug Mme. Ernſt, die Witwe des Liſzt einſt befreundet geweſenen berühmten Geigers Heinrich Ernſt, ein an ihn gerichtetes franzöſiſches Gedicht vor. Den Dank dafür ſprach der Gefeierte am Flügel aus. Wer vermochte gleich ihm zu danken? Sein Lantique d'amour, und ein Teil ſeiner Bearbeitung von Schuberts Divertiſſement à la hongroiſe erklangen zum Abſchied — ein verklärtes Lebewohl in der Stadt, in der er ſeine Künſtlerſchwingen zuerſt entfaltet hatte.

Darauf trat er, wie er lächelnd ſagte, ſeine „letzte Kunſtreiſe“ an. Auch Petersburg und Warſchau bewarben ſich um ihn, mußten ſich jedoch eine Vertagung gefallen laſſen; denn bis in den Mai hinein hielten ihn Paris und London feſt. Endlich reichten ſie ihm die verſpäteten Kränze, die ſie ihm als ſchaffendem Meiſter bisher ſchuldig geblieben waren, und erwieſen ihm königliche Ehren, da ſeine Lebensſonne ſich zum Untergange neigte! — —

Ich ſah indeſſen noch den Frühling in Wien Einzug halten. Bis in die letzte Maiwoche leiſtete ich den Freunden Geſellſchaft. Mit mir trug ich eine reiche Ernte an muſikaliſchen Dokumenten heim; denn ich hatte ſo lange Monate nicht ungenützt verloren, hatte vielmehr in allen Archiven Wiens — es waren ihrer zwölf, von denen ſich vornehmlich das Staatsarchiv, unter Exzellenz Arneths Protektion, und das Reichsfinanzarchiv als ergiebig bewährt hatten — eifrig geſucht und gefunden. Auch die Mühe des Durchpauſens

der Namensunterschriften hatte ich nicht gescheut, um meinem Buch nebenbei noch den Reiz einer Autographensammlung zu geben. Nun galt es, das umfängliche Ergebnis zu ordnen und dem besten Teile nach in meiner Sammlung unter Dach und Fach zu bringen.

Zu Pfingsten erschreckte uns die entsetzliche Kunde vom tragischen Ende König Ludwigs II. von Bayern, des kunstsinnigsten unserer deutschen Regenten und edlen Protektors Richard Wagners. Am folgenden Tag belehrten uns die Zeitungen, daß der Arzt, der mit ihm im Starnberger See den Tod gefunden, Dr. von Gudden, unser verehrter Freund vom Achensee, sei. Es war sein menschenfreundliches Prinzip, die seiner Obhut anvertrauten Geisteskranken in mildester Weise zu behandeln und ihnen möglichste Bewegungsfreiheit zu gönnen. War er nun das Opfer seines Prinzips geworden? Den dunklen Schleier, der über dem grausigen Vorgange schwebt, wird wohl keine Hand zu lüften vermögen. Als Guddens Tochter uns bald darauf besuchte, erzählte sie, daß die Volksmasse der Münchner in ihrem armen Vater den Schuldigen vermeine, der den Untergang des allbeliebten Königs herbeigeführt habe und daß ihre Familie oft böse Worte über sich ergehen lassen müsse. . . .

Seit dem 17. Mai hatte Liszt endlich das gewohnte Leben in der Hofgärtnerei wieder aufgenommen. Leider brachte er eine durch Überanspannung seiner Kräfte derart erschütterte Gesundheit mit, daß eine ärztliche Beratung unabweislich geboten schien. Der Ausspruch der befragten Halleschen Professoren Volkmann und Gräfe lautete: Wassersucht und grauer Star. Mit dem Gleichmut einer großen Seele nahm Liszt ihre Eröffnung auf. Der eine der Ärzte verordnete eine Kissinger Badekur, der andere eine nachfolgende Augenoperation. Indes verschob Liszt beides, um anfangs Juni der Tonkünstlerversammlung in Sondershausen zu präsidieren, am 3. Juli Zeuge der Trauung seiner Enkelin Daniela von Bülow mit dem Kunsthistoriker Dr. Henry Thode zu sein und vor Beginn der Bayreuther Festspiele

noch einen versprochenen Besuch seines Landsmanns Munkácsy in Schloß Colpach bei Luxemburg zur Ausführung zu bringen.

Der 27. Juni war der letzte Sonntag, den er in Weimar verbrachte. Von ihm zu Mittag geladen, trat ich noch vor der Speisestunde bei ihm ein. In der Hand trug ich die Abschriften einer Anzahl Briefe von ihm an verschiedene Adressaten, die ich mit seiner Erlaubnis in meine „Musikerbriefe" aufnehmen wollte, und bat ihn, sie einzusehen. Doch rasch fiel er mir, ohne einen Blick in meine Rolle zu werfen, ins Wort: „Liebes Kind, wenn ich die Briefe durchsähe, müßte ich nicht ich, müßten Sie nicht Sie sein. Sie dürfen alles, was Sie wollen, von mir drucken." Es klang mir wie ein Vermächtnis, das mich zugleich erhob und ergriff und das er, als ich ihm, dankbar für sein Vertrauen, die Hand reichte, mit einem Kuß auf meine Stirn besiegelte. In diesem Augenblick erstand in mir der Gedanke, ihm durch Sammlung und Herausgabe seiner Briefe ein Denkmal zu setzen.

Ich berichtete ihm sodann, daß ich im Dresdener Hoftheaterarchiv, samt mehreren für mein Buch geeigneten Briefen Wagners, ein umfängliches Manuskript von ihm, „die königliche Kapelle betreffend" aufgefunden habe, auf das ich Frau Cosima hinweisen möchte, indem ich mir die Genehmigung zur Veröffentlichung der Briefe erbäte. Sein Interesse hieran bezeigend, empfahl mir der Meister, mich an seine Enkelin Daniela, die seit Wagners Ableben die Korrespondenz des Hauses übernommen habe, zu wenden. Er riet mir auch, mein Buch dem Großherzog von Weimar, der mir wohlgesinnt sei, zu widmen. „Schreiben Sie mir, wenn Sie so weit sind; das übrige lassen Sie meine Sorge sein. Wozu wäre ich denn Kammerherr? Ich hoffe, daß ich Ihnen die Medaille für Kunst und Wissenschaft dafür anheften kann."

Geladene: Marie Breidenstein, Gille, Dr. Bruno Schrader, Göllerich erschienen, das Gespräch verallgemeinerte sich,

es wandte sich der alle beschäftigenden Königstragödie am Starnberger See zu, die auch Liszt tief erschüttert hatte. Wir kamen auf seinen und meinen Liebling, Sofie Menter, zu sprechen. Er erzählte, daß er ihr von ihrer Heirat mit Popper abgeraten habe, da sie nicht für einander paßten. Aber sie habe ihm leider nicht gefolgt. Ich weiß nicht, wer die Rede auf Mme. Janina brachte und fragte, wo sie zur Zeit lebe. „La fameuse Losaque", befindet sich unter dem Namen Olga Lezano in Genf, wo sie unterrichtet. Ich habe versucht, ihr, natürlich ohne ihr Wissen, in ihrem gegenwärtigen Wirkungskreise nützlich zu sein, und Bülow hat sich in meinem Auftrag mit Erfolg darum bemüht."

„Sie sind ein Engel, Meister!" rief ich aus.

„Nicht doch," lächelte er, „nur ein Christ suche ich zu sein."

Er erzählte, daß der Bräutigam seiner Enkelin Daniela sich ihm in diesen Tagen vorgestellt und ihm einen ebenso vorzüglichen Eindruck gemacht habe, als sein Buch über Franz von Assisi. „Ich hoffe, er ist der rechte Mann für Daniela, die nicht für jeden geboren ist, dazu hat sie zu viel von der unbequemen Mischung des Vaters."

Nach beendetem Mahle stellten sich Frau Baronin Meyendorff, Fräulein Senkrah, Lassen, Siloti, Friedheim, Martin Krause, der Gründer und Leiter des von ihm zu glänzendem Gedeihen geführten Leipziger (ursprünglich von Siloti für Weimar geplant gewesenen) „Liszтvereins" zur Musik ein. Siloti setzte sie uns in Balakireffs „Islamey" und Liszts Bülow-Rhapsodie vor. Der Meister selbst ließ den Flügel heute unberührt. Er zog vor, ein paar Rubber Whist zu spielen, bei denen Lassen als Geheimrat meiner Stümperei zu Hilfe kam. Bei Herannahen der Abfahrtsstunde geleitete Liszt mich hinaus. Ich ahnte nicht, daß es unser letzter Abschied sei. „Auf Wiedersehen in Bayreuth, Leipzig, Weimar, Wien — wir finden uns ja doch überall!", rief er mir noch auf der Treppe nach, und noch ein letztes: „Gott schütze Sie!"

Damit ſchloſſen ſich die Pforten meines muſikaliſchen Paradieſes hinter mir zu. Mein Weimar hatte ausgelebt! — — —

★ ★
★

Ein glänzendes Feſt rief die Leipziger Geſellſchaft am 29. Juni über Land. Profeſſor Woldemar Frege und ſeine Gattin Livia begingen auf ihrem Rittergut Abtnaundorf ihre ſilberne Hochzeit. Mit meinem Bruder Conſtantin und Similde gehörte auch ich zur Schar der Gäſte, deren viele — wie Clara Schumann, die Münchner Hofſchauſpielerin Bland, Joachim, der Berliner Hochſchulprofeſſor Rudorff und andere — von fern herbeigekommen waren. Der König von Sachſen hatte dem Silberpaar ſeine Glückwünſche mit einem Adelsbrief ausgeſprochen. Poetiſche und muſikaliſche Huldigungen reichten einander die Hand. Für Darſtellung eines von Dr. Philipp Fiedler gedichteten Feſtſpiels, mit Szenen aus dem Leben der Gefeierten, und andere Aufführungen war ein großer Saal im Garten durch meinen Bruder erbaut worden. Eine prächtige Ehrenpforte hatte Baroneſſe Eberſtein als Gutsnachbarin geſtiftet. Unter den alten Bäumen des durch Lampions erhellten Gartens wurde an kleinen Tiſchen ſoupiert. Zwei Orcheſter ſpielten, der ganze weitläufige Park war illuminiert, der Tempel auf der Inſel erſtrahlte im Buntfeuer. Ein romantiſcher Schimmer lag über dem Abend. —

Seit meiner Rückkehr aus Wien arbeitete ich raſtlos an Vollendung meines Manuſkriptes. Von Liſzt erfuhr ich nur, daß er von ſeiner Luxemburger Reiſe am 21. Juli mit ſchwerem Katarrh in Bayreuth eingetroffen ſei, trotz ärztlichen Einſpruches aber die die Feſtſpiele eröffnenden Vorſtellungen vom „Parſifal“ und „Triſtan“ beſucht habe, wiewohl er ſich zur letzteren die Treppe hinauftragen laſſen mußte. Bald kam beunruhigende Kunde. Eine Lungen-

entzündung hatte ihn niedergeworfen. Sein heroischer Wille vermochte sie nicht mehr zu besiegen — in der letzten Stunde des 31. Juli ward seine große Seele ihrer Erdenfesseln ledig.

Erst am 2. August meldeten unsere Leipziger Blätter das Hinscheiden des Großen. Wird die Beerdigung in Bayreuth oder Weimar erfolgen? war die nächstliegende Frage. Ich eilte zu Riedel — er war in Bayreuth. Ich telegraphierte. Erst am Abend benachrichtigte mich eine Depesche, daß, obwohl auch Eisenach und Budapest in Frage standen, Bayreuth Liszts irdische Reste besitzen solle. Seinem eigenen Willen entsprach es, daß der Ort seines Sterbens auch sein letzter Ruheort bleibe. Ein rechtzeitiges Eintreffen war mir nun nicht mehr möglich. Ich mußte mich zu meinem Schmerze begnügen, dem über Alles verehrten Meister und Freund einen Lorbeerkranz als letzten Gruß zu Füßen zu legen.

Entgöttert war nun mein musikalischer Himmel, verarmt das Leben, das seinen reichsten Inhalt durch Ihn empfangen hatte. Doch nicht zum Glücklichsein sind wir hienieden, und meine eigentliche Lebensaufgabe harrte noch der Lösung.

Ich schrieb den beiden, die seinem Herzen am nächsten gestanden hatten: der Fürstin Wittgenstein, deren Lebenssonne mit ihm erloschen war, und seiner Tochter. Aus Rom antworteten mir die Zeilen:

„Ich danke Ihnen, liebe Frau Marie, für Ihre gefühlvollen Worte. Er wird in höheren himmlischen Regionen glücklicher sein als hier, wo er, trotz so vielen Huldigungen, doch so tief verkannt war!"

Dem von verschiedenen Zeitungen an mich gerichteten Ersuchen um einen Nekrolog des Verewigten vermochte ich

nur in einem Falle zu genügen; ein Lebensbild meiner Feder für die „Gartenlaube" befand sich ohnehin bereits seit längeren Wochen im Besitz der Redaktion und wurde nach des Meisters Hinscheiden nur durch wenige Zusätze ergänzt. Den Nekrolog für die „Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung", deren Mitarbeiter ich, wie erwähnt, durch längere Jahre war, schrieb ich auf meinem versteckten Lieblingsplatz im Pertisauer Walde unter Tränen nieder.

Nachdem ich ihn der Fürstin zugestellt hatte, entgegnete sie mir:

„17. Sept. 86, Rom.

Ich bin noch zu krank, um Briefe zu schreiben; das Herz ist aber immer lebendig, zum Dank schnell geneigt. Liebe Frau Marie, wie oft sind mir die Tränen in die Augen gekommen, als ich Ihre Zeilen las! Es ist das beste, was in so knapper Fassung gesagt werden konnte.

Bleiben Sie diesen Gefühlen und diesen Gedanken treu, wie ich verbleibe

Ihre treu affektionierte
Carolyne Wittgenstein."

* * *

Meine Tiroler Sommerfrische trug mir, trotz der anregenden Bekanntschaft des bedeutenden Münchner Geologen und Akademiedirektors Professor von Zittel und Joachim Raffs Witwe und Tochter Helene — heute eine vielgelesene Schriftstellerin — diesmal wenig Erquickung ein. Ungeahnten Schwierigkeiten begegnete die Aufnahme von Briefen einiger noch lebender Musiker in meine Sammlung. Ganz ablehnend verhielt sich Bülow, der doch vorerst mein Unternehmen durch Überlassen von Briefen anderer freundlich unterstützt hatte. Sein gegenwärtiger Standpunkt hatte sich weit von dem seiner ihm durch mich zur Auswahl vorgelegten älteren Briefe entfernt. Wo er einst reichliche Aner-

kennung gezollt, hatte er jetzt nur ein abfälliges Urteil übrig und wollte den überwundenen Standpunkt nicht mehr vertreten. Sein sozusagen in fortwährender Häutung begriffenes Naturell brachte das mit sich. Er schreibt: „Die vermutlich nicht zahlreichen Jahre, die mir Gott noch beschieden haben mag, sollen von mir lediglich verwertet werden, die Absurditäten meiner ersten und mittleren Periode nach Möglichkeit zu reparieren.“ Genug, ich mußte mich damit bescheiden, ein Albumblatt von ihm aufzunehmen. Konnte man nichtsdestoweniger dem genialen Mann, dem wir bald darnach ein paar wundervolle Beethoven-Sonatenabende dankten, grollen?

Nicht gar viel besser erging es mir mit Robert Franz, als ich seine Zustimmung zur teilweisen Veröffentlichung eines seiner an mich gerichteten Briefe erbat. „Wenn ich“, meint er in einer Zuschrift vom 22. Juni, „die Schwäche bekenne, der abgesagteste Feind des Personenkultus zu sein, so werden Sie meine Zurückhaltung nicht weiter übel nehmen. Ob ich mich unter den Herrschaften, die sich der Welt in Briefen präsentieren, befinde, ist doch wahrlich ohne allen Belang.“

Zu meiner Freude hielt er wenigstens meiner wiederholten herzlichen Bitte, solch empfindliche Lücke in meinem Buche nicht verschulden zu wollen, nicht stand. Am 9. August 1886 schrieb er mir:

„Es kostet mir große Überwindung, die Erlaubnis zur Veröffentlichung des beiliegenden Briefes zu geben. Falls mir aus derselben Unannehmlichkeiten erwachsen sollten, mache ich Sie verantwortlich ... Erst neuerdings beehrte man meine Lieder mit dem Epitheton: „formgenial“, und meinte sie damit ein für allemal abtun zu können. Und doch läßt sich die unmittelbarste Naivetät des Empfindens mit der größten Formvollendung so vereinigen, daß man nach keiner Richtung hin die Absicht des Machens merkt. Das wollen oder können die Herren Kritiker eben nicht be-

greifen! Spreche ich nun selbst von der Naivetät meines Schaffens und singe noch dazu das Lob des modernen Liedes, dann werden höhnische Spöttereien nicht ausbleiben."

Nichtsdestoweniger blieben sie aus, und der in Rede stehende Brief — es ist der erste der von ihm in diesen Blättern mitgeteilten, von dem er überdies selbst an Rudolf Kögel schrieb, daß er „nicht von Stroh" sei, — wurde von mehr als einer Seite als ein Kabinettstück meiner Sammlung hervorgehoben. Der verehrte Meister hatte hier wie manch anderes Mal die Dinge schwärzer gesehen als sie waren. — —

Eine musikalische Feier großen Stils war für den 75. Geburtstag unseres teueren Meisters, seitens des Lisztvereins und Riedels, in Aussicht genommen gewesen. Sie wurde nun zu einer Gedächtnisfeier für den Heimgegangenen, den auch das Gewandhaus durch Aufführung seiner Héroïde funèbre zu ehren nicht versäumt hatte.

Zur Vorbereitung auf die beiden Darbietungen des ersten großen Konzertes im Theater am 22. Oktober, spielten Friedheim und Siloti am 20. im alten Gewandhaus auf zwei Flügeln die Faust- und die Dantesymphonie. Nikisch brachte am 22. Oktober die beiden Riesenwerke mit Orchester, auswendig dirigierend, zu unbeschreiblicher Wirkung. Unter vielen Freunden Liszts hatten Professor Kniese aus Bayreuth, Gille aus Jena, Langhans aus Berlin sich eingefunden.

Ein zweites Theaterkonzert mit „Festklängen", „Hunnenschlacht", Rakóczymarsch, dem A-dur-Konzert (Stavenhagen), „Totentanz" (Friedheim) und Liedern (Magdalene Jahns) folgte am 23. Oktober. Vor mir im Balkon saß Rubinstein. Ich hörte ihn während des A-dur-Konzerts zu seiner Nachbarin, Frau Moran-Olden, sagen: „Eine schreckliche Komposition! Da lasse ich mir noch das Es-dur-Konzert gefallen." Ich tat natürlich, als ob ich's nicht hörte. Ein paar Tage später führte er seine dem Gewandhaus-

orcheſter gewidmete ſechſte Symphonie auf. Leer und erfindungsarm, löſte ſie, trotz der ſonſt ſtets elektriſierenden Anweſenheit des Komponiſten, nur geringen Beifall aus.

Am 24. Oktober, bei einem dritten Liſztkonzert, diesmal in der Peterskirche, hatte Riedel das Wort. Das Programm beſtand wiederum ausſchließlich aus Liſztſchen Werken. Es war eine des großen Toten würdige Feier, an der er, hätte er ſie erlebt, ſeine Freude gehabt haben würde. —

Anfang November traten meine, zwei Bände umfaſſenden „Muſikerbriefe" ihre Reiſe in die Welt an. Statt der Zueignung an den Großherzog Carl Alexander, trugen ſie nun die Widmung „Dem Gedächtnis Franz Liſzts" an der Stirn. Die Preſſe nahm ſie freundlich auf, und von den mit Exemplaren bedachten in- und ausländiſchen Archiven, Bibliotheken und Perſönlichkeiten, die mein Unternehmen gefördert hatten, liefen erfreuliche Dankſchreiben bei mir ein. Nur das eine der gelehrten Accademia Filarmonica in Bologna ſei hier angeführt:

„Illuſtre Signora,

Ich habe die Ehre, Ihnen mitteilen zu dürfen, daß ich in der letzten Verſammlung der Accademia Filarmonica am 29. Juni die beiden von Ihnen herausgegebenen Bände von Briefen berühmter Muſiker der letzten fünf Jahrhunderte übergeben habe.

Erfreut nahm die Akademie Ihre wertvolle Darbietung entgegen und beauftragte mich, indes ſie deren Einreihung in ihre eigene Bibliothek anordnete, der gelehrten Geberin ihren verbindlichſten Dank zugleich mit ihren aufrichtigſten Glückwünſchen auszuſprechen, daß ſie die muſikaliſche Literatur durch ein Werk von ſo beſonderer Bedeutung für die Geſchichte der Kunſt bereichert hat.

Indem ich mich dieſes ehrenvollen Auftrags entledige, gebe ich auch in meinem eigenen Namen der Dankbarkeit

und Bewunderung, die wir Ihnen ſchulden, Ausdruck, und verbleibe mit vollkommener Hochachtung, illuſtre Signora,

Der Präſident
Federico Pariſini.

Bologna, 5. Juli 1887."

* * *

Kaum zwei Monate waren ſeit Liſzts Tode vergangen, als der ruſſiſche Kunſtſchriftſteller Wladimir Staſſoff, Vorſteher der Kunſtabteilung der kaiſerlichen öffentlichen Bibliothek zu St. Petersburg, dem ich ſchon verſchiedene Beiträge für meine Muſikerbriefe zu danken hatte, ſich mit der Frage an mich wandte, ob die Herausgabe der Liſztſchen Briefe ins Auge gefaßt werde. In dieſem Falle ſei er bereit, die in Rußland befindlichen Briefe zu ſammeln und beizuſteuern; andernfalls gedenke er dieſe ſelber zu veröffentlichen. Meine Erwiderung beſtand in der Mitteilung meiner eigenen Sammelpläne und der Bitte, mir die betreffenden Briefe überlaſſen zu wollen. Auf das entgegenkommendſte unterzog er ſich tatſächlich der Mühe, mir etwa binnen Jahresfriſt eine große Anzahl gewichtiger Schreiben zu verſchaffen. Seitdem ſtand ich mit dem hilfsbereiten Mann bis an ſein Lebensende 1906 in lebhaftem Briefwechſel. Auch gab mir ſein Beſuch im Sommer 1891 erwünſchte Gelegenheit, ihn perſönlich als einen geiſtvollen, lebensprühenden alten Herrn von ritterlichem Weſen und ſchöner impoſanter Erſcheinung kennen zu lernen. Nicht eifrig genug konnte er in mich dringen, ſobald als möglich mit meiner Sammlung ans Licht zu treten, während ich dieſe erſt völlig ausreifen laſſen wollte und mich hierin im Einklang mit den Wünſchen der Fürſtin Wittgenſtein wußte. Ihr hatte ich mein Vorhaben bei Überſendung meiner „Muſikerbriefe" kundgetan und die Antwort erhalten:

„10. Dezember 86, Rom.

Meine liebe und ſehr liebe Frau Lipſius. — Gewiß haben Sie erraten, daß ich ſeit langer Zeit im Bett liege und wahrſcheinlich erſt im Frühjahr aus dem langen Arreſt herauskomme, ſonſt hätte ich Ihnen früher für die zwei höchſt intereſſanten Bände gedankt. Ich kann nur immer wiederholen, Sie ſind ein Muſter der literariſchen Tätigkeit intelligenter Frauen. Die Idee, alle dieſe alten Briefe ans Licht zu bringen, war eine glückliche, obſchon dieſe teilweiſe trockenen Inhaltes ſind.

Kommen wir zu denen von Liſzt, die ich natürlich zuerſt las, ſo bedauerte ich, ſie nach Art rohen Gemüſes aufgetiſcht zu ſehen. Als ich in der guten alten Zeit von 1848 nach Weimar kam, war eine Kommiſſion damit beſchäftigt, alle Briefe und Billette (wo Goethe Spargel ſchickte oder Ananas bekam) zu prüfen und nach den Regeln der Grammatik in ſchöne Form zu bringen. Da ich Dr. Froriep, der die Hauptrolle in der Kommiſſion ſpielte, kannte, weiß ich, wie man da jedes Wort auf die Goldwage legte. Nun muß ich geſtehen, daß ich Liſzts Genie und Esprit hoch genug ſtelle, um für ihn und ſeine literariſche Ehre eine ähnliche Rückſicht und Sorgfalt zu wünſchen. Wenn der alte Thiers um 6 Uhr abends die Kammer verließ, ging er nicht zum Eſſen nach Hauſe. Er ließ ſich irgend etwas in die ſtenographiſche Anſtalt bringen und arbeitete dort bis 4 Uhr früh, um ſeine Worte und Sätze zu feilen. Auch Liſzt legte viel Wert auf die Form — wer wüßte das beſſer als ich? Doch nicht immer hat man Zeit und Stimmung hierzu; auch laſſen uns momentane Eindrücke oft ausſprechen, was nicht der Mühe wert iſt auf die Nachwelt zu kommen. Liſzt war ſehr indigniert über die Menge gänzlich indifferenter Briefe, die in der Goetheſammlung Platz gefunden haben. Bei einer ſolchen Überfülle, ſagte er, gehen die guten Sachen unter den mittelmäßigen ganz verloren.

Man kann ſich vorſtellen, welche Anforderungen Männer von hoher literariſcher, nicht nur muſikaliſcher Bil-

dung an Briefe eines Mannes stellen, der wie Liszt die Hälfte seines Lebens in den höchsten Schichten der Gesellschaft zugebracht hat. Darum möchte ich, daß man ihn in seinen Briefen ordentlich en toilette sehe. Man sage nicht, daß sie ihn dann nicht seiner vollen Natur nach zeigen würden. Eine ordentliche Toilette ändert die Natur ebensowenig, als der Mann oder die Frau, die frühmorgens im Schlafrock sitzen, ihre Natur ändern, wenn sie gewaschen, gekämmt, sorgfältig angezogen vor der Welt erscheinen.

Ich glaube ferner, daß die Briefe einer so hohen Persönlichkeit wie Liszt nicht zu schnell an die Öffentlichkeit treten sollen. Es liegt keine wahre Pietät in der Neugier des Publikums nach den kleinen Anekdötchen, die einen großen Mann von seiner kleinen Seite zeigen. Später trachtet man, den Menschen, die höheren Seiten seines Wesens besser zu verstehen. Ich habe darum in die Idee des Dr. von Hase eingewilligt, seinem Verlage die Herausgabe anzuvertrauen. Mit der Zeit werden hoffentlich alle, die Lisztsche Briefe gesammelt haben, sich bereit finden, sie der allgemeinen Sammelstätte zu übergeben, indem sie die eigene Freude an deren Besitz hinter dem Interesse des großen Mannes zurückstellen. Dr. von Hase schrieb mir von einem jungen Mann, der gewisse Briefe veröffentlichen möchte. Ich erwiderte ihm, daß, wenn ich Sie bitte, zunächst noch davon abzulassen, ich gewiß niemand anderem die Erlaubnis geben würde. Glauben Sie, daß ich die Voreile der Fräulein Ramann gutheiße?? Dergleichen verlangt Weile. Le temps ne consacre que ce qu'il a édifié, sagte einst Hugo — und er hatte recht. —

Da haben Sie nun einen langen Brief von einer kranken, leidenden Frau. Meine liebe und allerbeste Frau Lipsius, nehmen Sie mir's nicht übel, wenn meine alte Erfahrung Ihrem jungen Enthusiasmus etwas lästig erscheint — und glauben Sie nur und immer, daß ich Sie sehr lieb habe!

Carolyne Wittgenstein."

Von den neun in die „Musikerbriefe" aufgenommenen Schreiben Liszts sind acht, inhaltlich wie formell, charakteristische fesselnde Kundgebungen des auf der Höhe stehenden Künstlers. Ein einziges nur führt ihn als neunzehnjährigen Jüngling, seinem geliebten Lehrer Czerny gegenüber, in jugendlicher Geberde vor, woran die Fürstin augenscheinlich Anstoß nahm. Durfte man gleichwohl, wo es galt, ein möglichst vollständiges Lebensbild des Meisters in seinen Briefen darzustellen, auf die jugendlichen Äußerungen des Werdenden verzichten, oder den Retouchierstift bei ihnen in Freiheit schalten lassen? Das von der Fürstin befürwortete Retouchiersystem konnte, ungeachtet aller Pietät für ihre Wünsche, dem heutigen wissenschaftlichen Prinzip, das zur Wahrung der Unmittelbarkeit des Ausdrucks, die Wiedergabe nach dem Wortlaut fordert, nicht standhalten. Auch dem anderen Wunsch der Fürstin, das Sammeln noch geraume Zeit zu vertagen, widersprach die Praxis. Erfahrungsgemäß erhalten Briefe sich selten lange in ein und demselben Besitz. Sie gehen von Hand zu Hand, bis sich endlich ihre Spur verliert und man ihrer entweder überhaupt nicht mehr, oder nur durch besondere Gunst des Zufalls habhaft werden kann. So geschah es mit Liszts Briefen an Berlioz. Nach dessen Tode hatte sein Testamentsvollstrecker Alexandre in Paris sie übernommen. Von diesem entlieh sie der ihm befreundete Bibliothekar der Pariser Arsenalsbibliothek Mr. Bernard, der eine Arbeit über Berlioz und Liszt zu veröffentlichen plante. Nach Bernards Ableben waren die Briefe verschwunden. Der Archivar der Großen Oper, Mr. Charles Nuitter, machte sich liebenswürdig ihre Auffindung für mich zur Aufgabe, telegraphierte mir jedoch nach mehreren Jahren, daß er seine Nachforschungen als gänzlich erfolg- und aussichtslos nunmehr aufgebe. Mehrere Pariser Autographensammler und -Händler, die ebenfalls für mich suchten, waren nicht glücklicher. Ähnlich erging es mit Liszts Briefen an Tausig. Sie waren nirgends aufzufinden.

So ging ich denn im Einverſtändnis mit Breitkopf und Härtel weiter ans Sammeln, voll der Überzeugung, daß die Fürſtin, der allmählich reifenden Frucht des „jungen Enthuſiasmus" gegenüber, keinen Einwand erheben werde. Doch zu meinem Schmerze hatte Gott ihrem Leben ein früheres Ziel geſetzt als wir alle ahnten, ſo daß es mir verſagt blieb, gerade dieſe Arbeit ihrem Urteil zu unterbreiten. Wenige Monate nur überlebte ſie den Einen, der ihr Herz ausgefüllt hatte, mit dem ihr Leben ſeit vierzig Jahren verwachſen war. Kaum hatte ſie mit Vollendung ihres 24 bändigen Werkes „Des cauſes intérieures de la faibleſſe extérieure de l'Egliſe" am 23. Februar 1887 die Feder aus der Hand gelegt, als ſie ihre Tochter, Fürſtin Hohenlohe, zu ſich nach Rom rief. Ihr übertrug ſie die Verfügung über Liſzts Nachlaß, die, wie ſie ſagte, „in ihrer Hand am beſten aufgehoben ſei". Ohne ihr nahes Ende zu fühlen, ſchlummerte die Kranke, der Herzwaſſerſucht erliegend, in der Nacht vom 8. zum 9. März ſanft hinüber ins Jenſeits, dem ihr Hoffen zugewandt war. Im deutſchen katholiſchen Friedhof zur Seite der Peterskirche hat die Raſtloſe ihre letzte Ruheſtätte gefunden. Einem Herzensbedürfnis folgend, ſchrieb ich für die „Münchner Allgemeine Zeitung" ihren Nekrolog und ergriff ſpäter dankbar die Gelegenheit, Beſſeres und Größeres ihrem Gedächtnis zu widmen.

Mein Sammeln erſtreckte ſich über viele Jahre. Es iſt noch heute — ich ſchreibe dies 1915 — nicht abgeſchloſſen. Zwölfhundert Briefe ſchrieb ich damals nach aller Herren Länder, überallhin, wo ich von Beziehungen zu Liſzt wußte oder ſie vorausſetzte. Da ich die mir zur Benutzung überlaſſenen Originale nicht aus der Hand zu geben wagte, ſie demgemäß auch eigenhändig abſchrieb, unterzog ich mich einer weitausſehenden mühevollen, mich gleichwohl beglückenden Tätigkeit. Den Grundſtock meiner Sammlung ergaben die Briefe Liſzts an Brendel in Riedels Beſitz, ſowie die an ſeinen Vetter Eduard von Liſzt in Wien gerichteten, die mir durch die Güte ſeines Sohnes, Profeſſor Franz

von Liſzt, des nachmaligen berühmten Berliner Strafrechtslehrers und Geheimrats, ausgeliefert wurden. Mit Dank ſah ich mir von allen Seiten Vertrauen entgegengebracht. So ſprach ſich beiſpielsweiſe Dr. von Standthartner, Wagners intimer Freund, liebenswürdig aus: „Ich wünſche Ihnen zu dem ſchönen mühevollen Unternehmen den beſten Fortgang und betrachte es als eine gute Fügung, ein ſolches in die Hände einer Schriftſtellerin gelegt zu wiſſen, der wir ſchon ſo viele vortreffliche Arbeiten verdanken und bei deren großem Wiſſen, Geſchmack und Pietät man die Beruhigung hat: es werde nichts Unpaſſendes veröffentlicht werden.“ Und Frau Jeſſie Hillebrand in Florenz, die tatkräftige Freundin Wagners, Liſzts und Bülows, begrüßte mein Vorhaben mit den Worten: „Es wird mir zum größten Vergnügen gereichen, Ihnen meine Sammlung — die, wie Sie richtig vorausſahen, keine geringe iſt — zur Verfügung zu ſtellen. Ich gratuliere von Herzen zur vergangenen und zur zukünftigen Arbeit und bin immer froh und ſtolz, wenn Frauen, wie Sie, tüchtige Arbeit leiſten und nicht pfuſchen, wie es leider ſo viele tun.“

Die durch meine Anfragen hervorgerufenen Antwortſchreiben enthüllten manchen charakteriſtiſchen Zug. Aus ihrer Vielzahl greife ich nur einen Brief Otto Roquettes, des Dichters von Liſzts „Heiliger Eliſabeth“ heraus:

„Darmſtadt, 27. November 1886.

Hochzuverehrende Frau!

In umgehender Erwiderung Ihrer gütigen Zeilen muß ich ausſprechen, daß ich leider nicht einen einzigen Brief von Liſzt beſitze. Zur Zeit, da wir über die „Heilige Eliſabeth“ verhandelten (1856), lebte ich in Dresden, und bei meinen mannigfachen Beziehungen zu Weimar, wurde der Weg dahin von mir ſehr häufig zurückgelegt, ſo daß faſt alles Nötige mündlich beſprochen werden konnte. Er war übrigens der bequemſte von allen Komponiſten, die ich

kennen gelernt, nämlich darin, daß er niemals an den Worten mäkelte, oder dieselben willkürlich behandelte, sondern Zuschnitt, Satz und Wortbildung einfach als etwas Feststehendes nahm. Daß man ihm gern etwas zuliebe tat, verstand sich — schon seiner Persönlichkeit gegenüber — von selbst, und so behandelte ich die Kantate von der Heiligen Elisabeth auch einzig als einen Freundschaftsdienst für ihn. Meine Ketzereien gegen die „Zukunftsmusik", mit welchen ich niemals zurückhielt, hat er mir nie übelgenommen, ja dieselben sogar herausgefordert, da er mir für jede ausgesprochene Bosheit „zur Strafe" etwas von seinen Kompositionen vorspielte. Auf diese Weise habe ich, unter vier Augen mit ihm, viele genußreiche Stunden verlebt, die mir unvergeßlich bleiben. Um so mehr beklage ich, unter meinen Briefsammlungen nicht eine Zeile von seiner Hand zu besitzen. Zeitweise war die Fürstin Wittgenstein sein „secrétaire", wie er sie gern nannte.

Ich bedauere lebhaft, Ihnen für Ihr Werk ganz und gar nicht dienen zu können, und wünsche recht sehr, daß Sie an andrer Stelle um so besseren Erfolg haben mögen.

Den besten Fortgang Ihrer Aufgabe wünschend, empfehle ich mich mit der Versicherung ausgezeichneter Hochachtung ganz ergebenst

Otto Roquette."

Um der Liszt'schen Briefe willen hatte ich auch die Korrespondenz mit Henselt und Franz zeitweise wieder aufzunehmen. Ich sehe von ihrer Mitteilung ab, um einer charakteristischen Kundgebung des Halleschen Meisters in einer anderen Angelegenheit Raum zu geben.

Ich war zu einer Arbeit über „Die Passionsmusiken J. S. Bachs und ihre Vorgänger" veranlaßt worden, die in der Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung (1887 Nr. 50) erschien. Dabei mußte, als einer wichtigen Frage, der vielumstrittenen Lukaspassion gedacht werden, die, nachdem Spitta in seiner Bachbiographie für ihre Echtheit als

Bachsches Werk (und zwar aus der Weimarer Epoche bis vor 1712) eingetreten, unlängst im Klavierauszug von Dörffel bei Breitkopf und Härtel veröffentlicht worden war. Ich erachtete es für geboten, die Stimmen für und wider einander gegenüberzustellen, und da ich die Ansicht von Franz — einer vornehmsten Bach-Autorität — kannte, sie aber nicht öffentlich ausgesprochen worden war, fragte ich bei ihm an, ob er der folgenden Fassung zustimme:

„Moritz Hauptmann, bekanntlich ein ausgezeichneter Bachkenner, schreibt am 23. März 1858: ‚Die Hauserschen Autographa sind bis auf die (nicht S. Bachsche, aber von seiner Hand geschriebene) Lukaspassion an Hauser zurückgeschickt.‘ Nicht minder bestimmt äußert sich Mendelssohn brieflich an Hauser: ‚Wenn das von Sebastian ist, so lasse ich mich hängen!‘ Rietz spricht, obgleich er nicht an Bachs Autorschaft glaubt, seine Meinung im Vorwort zur Matthäuspassion (Bach-Gesellschaft Bd. IV) etwas vorsichtiger aus, Rust und Franz schließen sich der Ansicht Hauptmanns an.“

Darauf schreibt mir Franz umgehend am 7. Juni 1887:

„Der mir von Ihnen mitgeteilte Passus ist noch viel zu zahm: Mendelssohns Name allein wirft ja alle Historiker vom Schlage Spittas, Dörffels etc. über den Haufen. Den Schluß wünschte ich folgendermaßen: ‚Rust schließt sich der Ansicht Hauptmanns an, Franz ist der Meinung Mendelssohns.‘ Es ist absolut unmöglich, daß Seb. Bach ein solches Machwerk komponiert haben kann — und nun gar in Weimar, also zu einer Zeit, wo bereits Chöre vorhanden waren von der Art des ‚Du wolleſt dem Feinde nicht geben‘. Wer nur einigermaßen musikalisch empfindet, muß gegen eine derartige Annahme mit der größten Entschiedenheit protestieren.“

Franz selbst erhob übrigens in einem Gutachten beim Bachdirektorium Einspruch gegen Aufnahme der Lukas-

paſſion in die Ausgabe der Bach-Geſellſchaft und erreichte damit, daß ſie nur als Anhang unter den zweifelhaften Werken erſchien. Ruſt, der langjährige hochverdiente Herausgeber der Bachausgabe, aber erklärte ſeinen Austritt aus dem Ausſchuß der Geſellſchaft, um die Verantwortung für Veröffentlichung der Lukaspaſſion unter Bachs Namen nicht mit zu tragen. Gleicherweiſe verneinend verhielten ſich der beiden naheſtehende Bach- und Beethovenforſcher Erich Prieger in ſeiner Broſchüre „Echt oder unecht?“ (Berlin 1889) und die neueren Bachbiographen Wolfrum, Schweitzer, Pirro, ſo daß die Frage heute als erledigt anzuſehen iſt.

* * *

Durch den jungen, raſch aufblühenden Liſztverein erfuhr Leipzigs Muſikleben eine höchſt erwünſchte Bereicherung. Dank ihm, ſahen ſich nicht nur die weiten Kreiſe jener Muſikliebhaber, denen die teueren Gewandhaushallen unzugänglich blieben, für geringes Entgelt vorzügliche Konzerte dargeboten, bei denen die bedeutendſten der jüngeren Dirigenten, wie Mottl, R. Strauß, Weingartner, Zumpe, Steinbach, gleich der ſtolzen Reihe großer Liſztſchüler mitzuwirken ſich beeiferten: der an die Traditionen Neu-Weimars anknüpfende Verein kam auch den Bedürfniſſen der vielen anderen entgegen, die, über die ſtreng klaſſiziſtiſchen Gewandhausprogramme hinaus, dem muſikaliſchen Fortſchritt, der ſich rings vollzog, nicht dauernd, als einer ihnen verſchloſſenen Welt, fremd gegenüberſtehen mochten. Die alten Euterpekonzerte waren ſeit Jahren entſchlafen; nun regte ſich an ihrer Stelle ein friſches Treiben in der alten Muſikſtadt. Dazu erfreuten ſich die Kammermuſiken des Gewandhauſes unter Adolf Brodskys befeuernder Führung eines kräftigen Aufſchwungs. Neuaufführungen Brahmsſcher Werke, ſeltene Gäſte, wie Francis Planté, der auserleſen feine Pariſer Klavierkünſtler, Wilma Norman-Ne-

ruda, die von Bülow zur „Geigenfee" Geſtempelte, die den neunzigſten Geburtstag Kaiſer Wilhelms im Gewandhaus verherrlichen half, Eugen d'Albert, der ſich die Konzertſäle zu erobern begann, und andere ſorgten für weitere Vielſeitigkeit unſerer Geiſtesnahrung, indes auf anderem Gebiet Profeſſor Maurenbrechers hinreißende Rednerkunſt Scharen begeiſterter Hörer und Hörerinnen an ſein Katheder feſſelte, um Vorträgen über die hiſtoriſchen Geſtalten in Goethes und Schillers Dramen zu lauſchen. Ähnlich wie bei Treitſchke, kamen in ſeinem Naturell ſtarke künſtleriſche Saiten zum Mitſchwingen. Er war ein herrlicher, aufrechter Mann und glühender Bismarckianer.

★ ★ ★

Mein Sommerweg führte mich 1887 nach einem kurzen Ausflug zu den Jenaer Lutherſpielen, diesmal ohne die daheim zurückgehaltene Similde, mit ihrer Nichte Suſanne Gerhard nach alter Gewohnheit an unſeren See, wo ich dem gleichzeitig dort anweſenden Profeſſor Hettinger koſtbare Stunden verdankte. Dann leiſtete ich den Wiener Freunden in Iſchl Geſellſchaft. Wir wohnten am Traunkai und hörten Tag und Nacht die raſchen Waſſer der grünen Traun an uns vorüberrauſchen. Viele der Wehliſchen Freunde fanden ſich hinzu; auch Unger unter ihnen. Er hatte ſich nach langem Junggeſellenleben in die Feſſeln einer ſchönen ſtattlichen Exzellenzfrau — Emmi verw. Baronin Worms, geb. Baroneſſe Schey — begeben, die mit ihrer gemeſſenen Redeweiſe und plaſtiſchen Ruhe den denkbarſten Gegenſatz zu des Gatten raſcher Zunge und nervöſer Beweglichkeit bildete. Im nahen Goiſern ſommerfriſchte Frau Wilt mit Tochter, Frau Gottinger und Enkelin. Wir ſahen uns öfters. Eines Tages erzählte Bauernfeld, als Wehlis Mittagsgaſt, daß er einer Ungarin Porträt ſitze und bat uns, ſein ſchon ziemlich weit gediehenes Konterfei anzuſehen und zu beur-

teilen. Ich ging alsbald in das nahe gelegene Atelier, fand das Bild sehr gelungen und kam bald in ein lebhaftes Gespräch mit der hübschen und anziehenden Malerin. Es war Vilma Parlaghi, die das Porträt für die Wiener Stadtbibliothek malte und sich durch dasselbe zuerst bekannt machte. Später fand sie in Leipzig viele Aufträge. Da besuchte sie Frau von Holstein und bat sie, ihr zu sitzen. Als sie der lieben, ihre Hand stets nur für andere offenhaltenden Frau jedoch die dafür zu zahlende Summe nannte, ward ihr die Antwort: „O nein, das ist mir viel zu teuer; so viel ist mein altes Gesicht nicht wert!" Doch angezogen von der originellen Persönlichkeit, ließ sich die Malerin nicht abweisen, und als sie die dringende Bitte äußerte, sie für sich selber malen zu dürfen, willigte Frau von Holstein ein. Die Stadt Leipzig hat das in Lebensgröße ausgeführte, sehr ähnliche Ölbild angekauft und ihm im städtischen Museum einen hervorragenden Platz angewiesen. Einem russischen Fürsten Lwoff vermählt, ist die Künstlerin frühzeitig gestorben. — —

In Wien, wohin ich die Freunde Ende September begleitete, sah ich zum ersten Male das Richard Wagner-Museum Nikolaus von Österleins, vom Besitzer, der mir eine „Ehrenkarte" ausstellte, freundlich begrüßt. Seine mit seltenem Fleiß und Spürsinn zusammengetragene, viel Wertvolles neben Unwesentlichem, Kleinlichen enthaltende Sammlung, der er ein halbes Leben gewidmet, zehrte sein Vermögen auf, so daß er sie nicht fortsetzen konnte und einige Jahre darnach an die Stadt Eisenach veräußerte, die ihr im Fritz Reuter-Haus ihr Heim bereitete.

Endlich gelangte ich heuer auch zum Anschauen einer alten Wiener Spezialität, die einst bei alljährlicher Wiederkehr des Allerseelentages alle Bühnen der Kaiserstadt, die vornehme der Burg obenan, beherrschte: Raupachs „Der Müller und sein Kind". Das zugleich rührselige und gruselige Volksstück hat sich im Laufe der Jahre auf wenige Vorstadtbühnen zurückgezogen, findet aber noch heute sein Publikum.

Wiens lokale Bühnenerzeugniſſe, dichteriſche wie muſikaliſche, genießt man, wie alles Bodenſtändige, am beſten an ihrer Geburtsſtätte. Da wirken die alten, der Volksſeele abgefangenen Stücke Raimunds mit ihrer Miſchung von Phantaſtik, naivem Humor und gemütvollem Ernſt, zumal ihr beſtes „Der Verſchwender", noch heute ganz anders denn irgendwo. Unmittelbarer als andernorts greifen die ſchlichten Volksdramen Anzengrubers in ihrer tiefen Lebensfülle und -Wahrheit hier an unſer Herz. Und klingen die hold wiegenden und doch ſchneidigen Rhythmen der Straußſchen Tänze und Operetten — allen voran die in ihrer Art faſt klaſſiſche „Fledermaus" — nicht am unwiderſtehlichſten am Strande der „ſchönen blauen Donau", an unſer Ohr? Von neuem ward ich, der doch das rechte Operettenorgan abgeht, jetzt deſſen inne.

An der Gelegenheit zwei neue Opern kennen zu lernen, ging ich ſelbſtredend nicht vorüber — doch machten mich beide nicht reicher. Goldmarks „Merlin", in brillanter Ausſtattung mit erſten Kräften vorgeführt, bewährte ſich nicht als ein Treffer, wie die ihm vorangegangene, in ihrer Makartſchen Farbenglut blendende „Königin von Saba". Das Erotiſche, Orientaliſche, in das ſich der Komponiſt ganz eingefühlt hat, kommt auch dieſer ſeiner mit dämoniſchen Elementen durchſetzten Zauberoper zu ſtatten; aber es wirkt ſozuſagen nur dekorativ. Maſſenets „Cid", bei deſſen glänzender Erſtaufführung in der Hofoper ich gegenwärtig war, ließ mich bei feiner, ja raffinierter Mache weder reiche Erfindung noch Eigenart gewahren. Der ebenſo fruchtbare als in ſeinem Vaterland erfolgreiche Franzoſe offenbart ſich hier als Eklektiker, dem zumal ſeine Vorliebe für Wagner deutlich anzumerken iſt.

Eine Einladung zu der am 5. Dezember 1887 erfolgenden Einweihung des neuen Hauſes, das die Stadt Leipzig dem königlichen Konſervatorium der Muſik errichtet hatte, rief mich in die Heimat zurück. Drei Nummern nur nannte das Programm: Beethovens Ouverture „Zur Weihe des

Hauses", Mendelssohns 98. Psalm und Webers Jubelouverture. Dazwischen vollzog sich die Übergabe des stattlichen und zweckmäßigen Baues.

Als Weihnachtsgabe brachte Frau Cosima Wagner dem deutschen Volk den Briefwechsel zwischen ihrem Gatten und ihrem Vater dar. Konnte es ein kostbareres Christgeschenk geben?

Liszts Briefe

1888—1891

Zu Beginn des Jahres 1888 beherbergte Leipzig mehrere musikalische Gäste von Weltruf. Das Neujahrskonzert, dem nach alter Gewohnheit, der Thomanerchor unter Führung seines Kantors Rust durch frommen Gesang die Weihe gab, empfing durch Brahms' neues, von Joachim und Hausmann gespieltes Doppelkonzert für Violine und Cello erhöhte Anziehungskraft. Der Komponist dirigierte und wirkte auch am folgenden Tag in einer Quartettunterhaltung im Gewandhaus bei seinem C-moll-Trio Op. 101 am Flügel mit. Die Anwesenheit Tschaikowskys wurde vom Liszтverein mit einem ihm ausschließlich gewidmeten Kammermusikabend gefeiert; sein Landsmann Siloti übernahm dabei die Klaviervorträge. Ich sah den geistvollen Mann mit dem grauen sympathischen, nicht sonderlich slawisch modellierten Kopf nur von fern. Somit fand ich nicht Gelegenheit, ihm für den liebenswürdigen Brief zu danken, den er eigens für meine „Musikerbriefe" geschrieben hatte, darin er von seinem „guten Genius", nämlich der geheimnisvollen hochherzigen Frau spricht, die ihm durch ein ansehnliches Jahresgeld die uneingeschränkte Hingabe an sein Schaffen, unter der einzigen Bedingung ermöglichte, daß sie einander nie von Angesicht zu Angesicht sähen.

Sofie Menter, die ſchon im Dezember, in einem von Siloti geleiteten großen Konzert in der Alberthalle, Liſzts A-dur-Konzert zu einer Wiedergabe gebracht hatte, wie ich's ſeit Tauſig nicht erlebt, übte nun auch im Gewandhaus mit Beethovens Es-dur-Konzert und Liſzts Don Juan-Phantaſie ihre Zauber aus — Dämon und Grazie zugleich. Wenn man geſagt hat, dies Konzert der Konzerte ſei nur eine von Männerhänden völlig zu löſende Aufgabe, ſo ſpottet dieſe wunderbare Frau ſolcher Annahme. Ich begrüßte ſie im Künſtlerzimmer, verplauderte auch, nachdem ich den Beſuch der aller Geſelligkeit wenig geneigten Meiſterin leider verfehlt, wiederholt eine Stunde mit ihr im Hotel de Pruſſe, wo ſie wohnte, und machte dabei die Bekanntſchaft des berühmten Kater Kleŋ, der ſie — die eifrigſte aller Katzenbeſchützerinnen, und mir auch als ſolche ſympathiſch — auf allen Reiſen begleitete. Damals freundete ich mich zuerſt mit der Vielbewunderten, die zugleich ein herziges Menſchenkind iſt, an.

Auch Edvard Grieg hielt ſich, wie in manchem Winter, mit ſeiner Gattin längere Zeit in Leipzig auf. Die Zurückgezogenheit liebend, betätigte er ſich doch bei einer Gewandhauskammermuſik durch Vorführung ſeiner großzügigen zweiten Violinſonate mit Brodsky. Bei einem von Helene von Holſtein in ihren gemütlichen Räumen veranſtalteten muſikaliſchen Kaffee wurden wir einander vorgeſtellt. Sein Äußeres ſchon erweckte Intereſſe, obgleich der ausdrucksvolle Künſtlerkopf mit dem blonden Lockenhaar von einem etwas ſchiefſchulterigen, ſchwächlichen Körper getragen wurde. Als wir plaudernd nebeneinander ſaßen, trat Frau von Holſtein ſcherzhaft warnend heran. „Nehmen Sie ſich vor der Liſztianerin in acht, wenn ſie Sie porträtieren will!" Doch zu ihrer Überraſchung lautete die lächelnde Erwiderung: „O ich fürchte mich nicht; ich lerne Liſzt beim Leſen ſeines Briefwechſels mit Wagner anbeten!" Seinen erzkonſervativen Leipziger Freunden, die Griegs Kühnheiten auf Rechnung ſeiner Nationalität ſetzten, galt er ja ſeltſamerweiſe als Fortſchrittsfeind.

Seine Gattin, um Lieder gebeten, spendete einiges aus seiner Werkstatt. Ich vergesse nicht, wie sie, von ihm begleitet, das durch sie selbst einst hervorgerufene „Ich liebe dich!" sang. Langsam, leise, wie in der Seele Tiefe flüsternd beginnend, steigerte sie Klang und Ausdruck bis zum leidenschaftlichen Bekenntnis: „Ich liebe dich in Zeit und Ewigkeit!" Dann fügte sie noch das jubelnde „Hoffnung" und das sinnige „Klein Haakon" daran. Sie ging ganz auf in seinem Schaffen.

Beide sah man diesen Winter viel in Konzerten. In einer Riedelschen Kammermusik brachte Brodsky mit seinen Kollegen Hans Becker, Sitt und Julius Klengel Griegs G-moll-Quartett, eine seiner größten und kühnsten Inspirationen, zum Erklingen. Bei seiner ersten Aufführung im Gewandhaus 1879 war das neuartig poesievolle Werk von der Presse übel behandelt worden. Jetzt zollte man ihm hier freudigen Beifall. „Es paßt freilich besser zu Riedel als ins Gewandhaus", sagte „der Chopin des Nordens", als ich ihm dankte.

Als neue Erscheinung stellte sich einem geladenen Zuhörerkreise in einer Matinee bei Blüthner die nachmals öfters wiederkehrende Klotilde Kleeberg aus Paris, keine Größe, aber eine feinsinnige Klavierspielerin, vor. Sie ist früh aus der Welt gegangen.

Erstmals auch betrat der aus Liszts und Bülows Schule kommende Schotte Frederic Lamond mit Vorträgen, die von Beethoven bis zu Tausig führten, das Leipziger Konzertpodium. Ein hervorstechend objektiver Virtuos, dazu ein vorzüglicher Musiker, hat er sich inzwischen längst den Ruf eines der ersten lebenden Beethovenspieler gewonnen.

Franz von Holsteins Geburtstag pflegte seine Witwe stets mit einem engeren oder weiteren Freundeskreise pietätvoll durch Aufführung einiger seiner Werke zu feiern. So lud sie Similde und mich auch dieses Jahr ein.

Wer, den sie rief, kam denn nicht gern zu ihr, die sich's zur Lebensaufgabe gemacht hatte, immer nur für andere

da zu ſein? Zum letzten Male beging heuer ihre einzige Schweſter Frau Seeburg mit ihr vereint den Gedenktag. Wenige Monate darnach erkrankte ſie, kam leidend zu ihr nach dem Burgſtall bei Oberſtdorf und wurde, auch in ihrem eigenen Sommerſitz in Altauſſee keine Beſſerung findend, halb ſterbend nach Leipzig gebracht, wo ſie nach ſchwerem Kampfe am 18. September verſchied. Sie hatte, ob ihr auch die Anmut des Gebens verſagt war, viel Gutes getan ihr Lebenlang; auch ihre reiche Hinterlaſſenſchaft gedieh noch vielen zum Segen. Jedem ihrer Freunde — auch mir — hatte ſie ein Andenken zugedacht und ihrem Teſtament zu dieſem Zweck 75 Kodizille angefügt. Da dieſe ſich vielfach untereinander widerſprachen, brachte die Löſung dieſes Wirrſals den damit beauftragten Rechtsanwalt dermaßen in Verzweiflung, daß die gute Frau von Holſtein ihm die Mühe abnahm.

Mit Ableben Eliſabeth Seeburgs ſchloß ſich für immer ein Haus, in dem, ähnlich dem Holſteinſchen, die beſte Leipziger Geſellſchaft eine Fülle edler künſtleriſcher Anregung zu ſchöpfen gewöhnt war. Lebende Bilder, muſikaliſche Aufführungen, Gemäldeausſtellungen, Vorträge ſah und hörte man in den vornehmen Räumen, deren Herrin ſelbſt unermüdlich der Ausübung des Schönen und Guten hingegeben war. Nahm mancher der ihr Fernerſtehenden an einer gewiſſen herben Geradheit ihres Weſens Anſtoß, ſo überſah er, daß dieſe der Ausfluß einer unerbittlichen Wahrheitsliebe war, die ſich, angeſichts der liebenswürdig-verbindlichen Formen ihrer Mutter, gelegentlich zu der Äußerung verſtieg: „Meine Mutter lügt.“. . .

Einer Franz von Holſtein in ihrer Richtung auf das Lyriſche, Zartbeſaitete verwandten, dabei aber dem Fortſchritt zugekehrten, ſtärkeren Künſtlerperſönlichkeit nahm ſich, freilich erſt dreißig Jahre nach ihrem Tode, die ausgleichende Gerechtigkeit eben jetzt an. Peter Cornelius, deſſen Oper „Der Barbier von Bagdad“ im Dezember 1858 einer Liſzt-feindlichen Koterie in Weimar zum Opfer gefallen war —

dem zufolge der Meiſter den Weimarer Kapellmeiſterſtab endgültig aus der Hand gelegt hatte — gelangte nun zu ſpäten Ehren. Felix Mottl, nach Liſzts Vorbild gern für das der Anerkennung ermangelnde Wertvolle eintretend, brachte die von ihm überarbeitete, nämlich ſtärker inſtrumentierte und in einen Akt zuſammengezogene Oper auf die Karlsruher Hofbühne. Andere Theater folgten ſeinem Beiſpiel. Auch den Leipzigern blieb das Werk nicht vorenthalten. Schade nur, daß die reizend feine, humoriſtiſch ſprudelnde Muſik, die ſich mehr Berlioz als Wagner nähert, ſich ſolch läppiſchem, von ihm ſelbſt verfaßten Textbuch verbindet, von dem ſchon Liſzt und die Fürſtin Wittgenſtein dem Komponiſten abgeraten hatten. Hierin allein iſt die Urſache zu ſuchen, daß der „Barbier" ſich innerhalb keines Repertoires dauernd behauptet. Unſere Theaterdirektion beſtrebte ſich, ſeine Zugkraft durch Nebeneinanderſtellung mit der Jugendſymphonie Richard Wagners zu ſteigern. Gelegentlich des Geburtstags ſeiner Gattin, hatte der Bayreuther Meiſter ſein 1832 entſtandenes, darnach in der Partitur verloren gegangenes, nur in den Stimmen endlich wiedergefundenes Werk — eine feurige Huldigung ſeiner Jugend für Beethovens Genius — nach fünfzigjährigem Schweigen in Venedig zum Ertönen gebracht. Jetzt machte es, von Frau Wagner für ein Jahr freigegeben, in den Konzertſälen die Runde.

Um Wagners Tonſchöpfungen war es überhaupt zu jener Periode an unſerer Bühne wohlbeſtellt. Unſer Schelper zählte zu den beſten deutſchen Baritoniſten. Insbeſondere beſaßen wir in Fanny Moran-Olden eine dramatiſche Sängerin, deren köſtlich fülliges, drei Oktaven umfaſſendes Organ, bei vielſeitigem künſtleriſchen Geſtaltungsvermögen und fortreißendem Temperament ſie, trotz mangelnder Schönheit der Erſcheinung, zu einer der bewundertſten Vertreterinnen der Brünnhild, Iſolde und anderer großer Wagnerrollen erhob.

Gleichzeitig tat ſich unſere Direktion durch ein neues

Weber-Experiment hervor. Der Enkel des Freiſchützkompo-niſten, Hauptmann Karl von Weber, der damals in Leip-zig ſtationierte, verband ſich mit dem neben Nikiſch als Opernkapellmeiſter wirkenden Guſtav Mahler, um aus einem nur ſieben Nummern zählenden Opernbruchſtück „Die drei Pintos", unter Zuhilfenahme eines verbeſſerten Textes und verſchiedener Weberſcher Manuſkripte, eine Partitur zuſammenzuweben. Ein organiſches Ganze wurde freilich nicht daraus, und ſo lebten „die drei Pintos" nur ein raſch vorübergehendes Daſein.

Am 9. März ward Deutſchland in Landestrauer verſetzt. Glockengeläut kündete, daß Kaiſer Wilhelm I. ſein langes ruhmreiches Leben beendet habe. Dem Sterbenden, der für wenige Wochen den Thron beſtieg, dem edlen Dulder Kaiſer Friedrich III. ward ſchon am 15. Juni das Zepter aus der Hand genommen. Wieder läutete der Glocken feierliche Stimme und abermals rief uns ein Trauergottesdienſt in die ſchwarzumkleideten Kirchenhallen. Am 31. Oktober ſah ich mit Similde und anderen Geladenen von Freges Fen-ſtern aus den jungen Kaiſer Wilhelm II. unter Feſtgepränge in Leipzig einziehen, um der Grundſteinlegung des Reichs-gerichtsgebäudes beizuwohnen.

Unſere Stadt ſpeziell erlitt am 3. Juni einen ſchweren Schlag durch den Tod Karl Riedels, in dem wir einen der unermüdlichſten und ſelbſtloſeſten Förderer unſres Muſik-lebens verehrten. Nicht nur für die muſtergültigen Aufführ-rungen ſeines durch ihn zu Weltruhm gelangten Vereins, auch für die zunächſt für ſeinen Verein veranſtalteten er-leſenen Kammermuſiken, ſowie für die intereſſanten Novi-tätenvorführungen des von ihm ins Leben gerufenen Zweig-vereins des Allgemeinen Deutſchen Muſikvereins waren wir ihm verpflichtet. Zu alledem als Neuherausgeber alter Ton-

werke, als Vorſitzender des Allgemeinen Deutſchen Muſikvereins und des Wagnervereins ins Weite wirkend, ſtellte er ſeine große und vielſeitige Kraft ebenſowohl in den Dienſt der kirchlichen wie der weltlichen, der alten vorklaſſiſchen wie der klaſſiſchen und der neuen Tonkunſt. Die erhebende Trauerfeier in der Paulinerkirche, wo ein Wald von Palmen ſeinen Sarg umſtand, die ſolenne Beſtattung auf dem Johannisfriedhof, wo Gewandhausorcheſter, Riedelverein, Pauliner und Arionen ihm die letzte tönende Huldigung darbrachten, waren nur der ſchuldige Dank, den man ſeinen Verdienſten zollte. Auch ein Konzert wurde ein paar Wochen ſpäter von ſeinem Verein ſeinem Andenken gewidmet. —

Zuvor war unſerer Familie ein ſchönes Feſt beſchieden geweſen. Der 25. Mai fand uns Geſchwiſter zur ſilbernen Hochzeit unſeres Älteſten in Jena, ſamt zahlreichen Freunden, um ihn und ſeine liebe Silberbraut verſammelt. Nur meine Mutter mußte zu ihrem und unſerem Leide fern bleiben. Ihre ohnehin nicht feſte Geſundheit war in letzter Zeit ſo ſchwankend geworden, daß der Arzt von der Reiſe ſchlimme Folgen fürchtete, da ſie die geringſte Aufregung meiden ſollte. Selbſt mir blieb ein Beſuch bei ihr verwehrt, um ſie nicht aus ihrer gewohnten Ruhe und Stille aufzuſcheuchen. Ich hatte jetzt die Konſequenz meiner Trennung von ihr zu tragen. Meine Gegenwart gehörte nun nicht mehr zu ihren täglichen Lebensgewohnheiten. Sie war vielmehr eine Ausnahme, die ſie als ſolche beunruhigte. Bedurfte ſie der Hilfe oder Pflege, ſo war es ihr bequemer, ſie ſich von einer ihrer zwei, unweit von ihr wohnenden Schweſtern leiſten zu laſſen. Damit mußte ich mich abfinden, ſo gern ich meinen Tochterpflichten nachgekommen wäre. Überdies befand ich mich eben wenig wohl. Ich litt an peinvollem Rückenſchmerz, gegen den Profeſſor Heubner mir den Gebrauch von Schwefelbädern, zuvörderſt in Leipzig, ſodann in einem der hochgelegenen Bäder Tyrols empfahl.

Da Similde und mir das ins Auge gefaßte Bad Innichen im Puſtertale nicht zuſagte, ſiedelten wir nach dem inmitten großartiger Dolomitenumrahmung gelegenen Altprags über. Prachtvoll wie die Landſchaft iſt die Höhenluft, die wir hier atmen, die Badegelegenheit allerdings, wie in allen Tyroler Bädern, landesüblich primitiv. Doch beende ich gewiſſenhaft meine Kur im „kalten Gaſtein", gönne mir zwiſchendurch auch Ausflüge nach Bad Neuprags mit ſeinem wonnigen See, nach den Plätzwieſen hinauf, wo ich die blendendſten Edelweißſterne pflücke, nach dem heiteren Ampezzotal und dem melancholiſchen Miſſurinaſee. Alsdann hole ich Gerhards, meine Reiſegefährtinnen, am Achenſee ein, dahin ſie mir vorausgegangen waren. Unholdes Wetter läßt uns gleichwohl nicht lange verweilen. Dafür verſpricht uns München durch die „Feen", eine bisher unbekannte Oper des zwanzigjährigen Wagner, der Hermann Levi in dieſem Sommer zum erſten Bühnenleben verhilft, Erſatz. An Pracht der Ausſtattung ſucht ſie ihresgleichen und iſt dabei für Entwicklung des Dichterkomponiſten von Wichtigkeit. Charakteriſch enthält der Gozzis Märchen „Die Frau als Schlange" entnommene Stoff, Wagners Sinn für das Wunderbare, Zauberhafte entſprechend, bereits die bei ihm immer wiederkehrende Erlöſungsidee: das ſich aufopfernde, liebende Weib. Ebenſo kündigt ſich, neben Einflüſſen Webers, Mozarts, Beethovens, in Anklängen an Holländer, Tannhäuſer der ſpätere Wagner an.

* * *

Prags hatte mir anſcheinend wohlgetan. Nichtsdeſtoweniger war ſchon in der erſten Nacht nach meiner Heimkehr mein Geneſungstraum zerfloſſen. Der von mir befragte Geheimrat Tillmanns führte das Übel: Iſchias, auf Überarbeitung zurück und verordnete eine Kur, der ich mich unterzog. Doch lange mußte ich auf Erfolg warten. In

der Tat mochte ich im Feuereifer der Arbeit des Guten zu viel getan haben. Hatte ich doch die böse Gewohnheit angenommen, meist vom Morgen bis Nachts 2 Uhr mit nur geringer Unterbrechung am Schreibtisch zu sitzen. Eine dritte Auflage des Klassikerbandes der „Studienköpfe" bedingte die zeitgemäße Neubearbeitung der Biographien, deren zwei ich durch die Ergebnisse eigner archivalischer Forschungen bereichern konnte. Aus freiem Antrieb aber hatte ich mir dazu die Beigabe der Werkverzeichnisse der Meister aufgeladen. Von ihnen kam insbesondere das, auf Grund des damals überhaupt verfügbaren Materials, von mir zusammengestellte erste brauchbare Haydnverzeichnis — das einem allgemein empfundenen, bereits 1792 von Gerber betonten künstlerischen Bedürfnis endlich Abhilfe gewährte — nur unter reichlichen Mühen zustande.

Daneben ging die Beschäftigung mit den Liszt'schen Briefen ihren Gang fort. Nur ausnahmsweise enttäuschte mich ein Schreiben, wie das nachstehende:

„Hamburg, 18. Juli 1888.

Verehrtestes Fräulein!

Es gereicht mir zu aufrichtigstem Bedauern, mir das Vergnügen versagen zu müssen Ihrem Wunsch vom gestrigen Tage zu entsprechen. Wohlerwogene Rücksichten bestimmen mich, meine früheren Beziehungen zu dem Schwiegervater des Parsifalkomponisten der öffentlichen Wißbegierde — wenigstens zu meinen Lebzeiten — entzogen zu sehen.

Genehmigen Sie, ich bitte, mit meinen ergebensten Entschuldigungen den Ausdruck vorzüglicher Hochachtung, mit welcher ich zeichne

H. v. Bülow."

In Übereinstimmung mit fast allen Befragten lautete dagegen die Antwort von Camille Saint-Saëns:

14, rue Mr. le prince. 12. Nov. 1888.

Madame,

Zu meinem Bedauern hat ſich die Sendung einer Abſchrift der Briefe Liſzts ein wenig verzögert. Allein Umſtände, die von meinem Willen unabhängig ſind, verhinderten mich, mein Verſprechen früher zu erfüllen. Glauben Sie, Madame, daß ich mich an jeder Ehrung, die dem Gedächtnis meines großen Freundes gilt, von ganzem Herzen beteilige, und empfangen Sie meine verehrungsvollen Huldigungen.

C. Saint-Saëns."

Kurze Wochen, nachdem wir Frau Dr. Seeburg zu Grabe geleitet hatten, verſammelten ſich die Freunde Raimund Härtels, um von dem letzten der mit ihm ausſterbenden Namensträger der Firma Breitkopf und Härtel Abſchied zu nehmen. Die Vielen, die der liebenswürdige joviale Herr zu häufigem Kunſtgenuß um ſich vereint hatte, ſäumten nicht, ihm als letzten Dank eine Hand voll Erde zu ſpenden. Und damit war abermals eine der hervorragendſten privaten Muſikpflegeſtätten Leipzigs verſtummt. Bald erſtand ihm dafür eine neue, doch in anderer Art und mit geringerer Betonung des geſelligen Elementes.

An einem trüben Novembertag beſuchte mich Auguſte Götze aus Dresden. Obſchon ein halbes Leipziger Kind, nur wenige Jahre älter als ich, war ſie mir in meiner Jugend fremd geblieben. Als ich begann in die Welt zu gehen, war ſie bereits zurückgetreten. Nirgend begegnete ich ihr, ſo oft ich auch das ſtrenge, durch eine ſchwarze Perücke noch verſchärfte Profil ihres Vaters, des berühmten Geſangmeiſters Profeſſor Franz Götze, in Konzerten in meiner Nähe ſah. Ich hörte bisweilen ihren unwiderſtehlichen Liedervortrag preiſen, hörte weiter, daß ihr Vater ſich von ihr abgewandt habe, weil ſie in Jena und in einem Weimarer Hofkonzert, als Sängerin und Rezitatorin, von Liſzt begleitet, aufgetreten

ſei. In Muſikzeitungen las ich ſpäter, daß ſie ſich auf Kunſtreiſen in Deutſchland wie im Auslande den Ruf „einer Liederſängerin erſten Ranges“ erworben und ſodann in Dresden eine vielbeſuchte Geſang- und Opernſchule begründet hatte. Eine perſönliche Berührung zwiſchen uns führte erſt Liſzt bei ſeiner letzten Anweſenheit in Leipzig herbei. Seitdem ſchickte ſie mir wiederholt Einladungen zu den von ihr veranſtalteten, ſehr beliebten muſikaliſchen und literariſchen Abenden und wir wechſelten ab und zu Briefe und Beſuche.

Jetzt wollte ſie mich für eine ihrer Schülerinnen intereſſieren, deren außergewöhnliches Debut als Orpheus an Stägemanns Bühne ſie vorbereitete. Die Debütantin Alice Roth — auf der Bühne nannte ſie ſich Roon — eine ſehr hübſche Theatererſcheinung, ſtellte ſich mir alsbald ſelber vor, und ſie ſitzt eben mit ihrer Lehrerin und Similde bei mir gemütlich beim Tee, als Herr Erik Meyer-Helmund aus Petersburg ſich melden läßt. Wie ein Brauſewind kommt er, hochgewachſen, flott, flatternd wie ſein Haar ſo ſein Weſen; leichtlebig, liebenswürdig — juſt ſo, wie ich ihn mir vorgeſtellt; denn wir kennen uns brieflich ſchon lange. Als angehender Jüngling hat er mir einmal aus Petersburg, wo er mit ſeiner Familie lebte, einen muſikaliſchen Schwärmbrief geſchrieben, mich ſpäter auch in Leipzig aufgeſucht, als ich gerade über alle Berge war. Nun ſehen wir uns endlich. Er trägt ein Notenbündel in der Hand: Lieder ipſe fecit, die er mir vorſingen will. Und er ſingt, ſingt die natürlich empfundenen, bald heiteren, bald ſentimentalen, aber immer dankbaren und zierlichen Lieder, die nicht über ſich hinaus, ſo gar nichts von Tiefſinn wiſſen wollen, ſchlicht und warm, wie ſie in ihm erklungen ſind, und in reizvoller Vortragsart. Heute noch iſt mir das anmutige „Morgens ſend' ich dir die Veilchen“ gegenwärtig. Mit vollen Händen kam, mit leeren geht er. Denn er läßt mir die geſungenen Lieder zur Erinnerung zurück, als er ſich eilends verabſchiedet, um ſeinen abgehenden Zug nicht zu verſäumen. Es blieb bei dieſer einmaligen Begegnung.

Das Orpheusdebüt gelang aufs beſte. Die junge Sängerin, die ſich ſo tapfer an Gluck heranwagte, nur zu bald aber in die ſicherere Laufbahn der Ehe einlenkte, wurde engagiert. Ihre Lehrerin, deren Schule auch Fanny Moran-Olden ihre Ausbildung dankte, kam häufig nach Leipzig. Wir wurden Freunde. Ihr Vater war geſtorben und hatte ſie in Beſitz eines nicht unbeträchtlichen Vermögens geſetzt. Sie erwog den ſpäter ausgeführten Gedanken, hierher überzuſiedeln und ihre Schule deren Mitleiterin Molly von Kotzebue, ihrer ehemaligen Schülerin, zu überlaſſen. —

Die letzten Kunſteindrücke des Jahres holte ich mir bei den in Leipzig gaſtierenden Meiningern in der „Jungfrau von Orleans“ und Byrons „Marino Falieri“. Wie früher bewunderte ich die jeder Dichtung gemäße hiſtoriſch ſtilgetreue Umwelt; nicht minder das Aufgehen des einzelnen, ſei es auch noch ſo bedeutenden Schauſpielers im Ganzen, die künſtleriſche Ausarbeitung ſelbſt der kleinſten Rollen, die charakteriſtiſchen Maſſenwirkungen, die allem aufgeprägte Stimmung, mit einem Wort den harmoniſchen Geſamteindruck, durch deſſen Erzielen die Künſtlerſchar des Meininger Herzogs für die ganze Bühnenkunſt der Zeit vorbildlich wurde.

Mit Karl Grube, dem Falieri, und Amanda Lindner, ſeiner Angiolina, fanden wir uns in dieſen Tagen bei Dr. Fiedler zu einem kleinen literariſchen Kreiſe vereint. Grube trug Dichtungen von Arthur Fitger und dem anweſenden Gottſchall vor. Gleich ihm Frau Albertine Zehme, die zwar den Brettern als Fräulein Satran Lebewohl geſagt hatte, aber als gern begrüßter Gaſt nachmals häufig zur Welt des ſchönen Scheins zurückkehrte. Auch im eigenen Hauſe pflegte ſie eifrig die Kunſt, und Similde und ich waren häufig Zeugen deſſen.

1889

Trüb und traurig stieg für mich und die Meinen das neue Jahr herauf. Die Mutter meiner Schwägerin, Frau Dr. Pohl in Dresden, mir seit meiner Kindheit eine verehrte mütterliche Freundin, die sich bis in ihr 84. Jahr ihre körperliche und geistige Frische bewahrt hatte, starb am 7. Januar und wurde in ihrer alten Heimat Leipzig begraben. Mit meiner guten Mutter ging es bergab. Um sie zu sehen, ohne sie durch mein Erscheinen aufzuregen, hatte ich mich für zwei Tage bei Auguste Götze angemeldet. Ich fuhr zwar zuerst zu meiner Mutter, wagte aber ebensowenig einzutreten, als bei einem gleich darauf wiederholten Versuche, wo ich meinen Bruder Constantin anwesend fand, der sich sehr besorgt, doch nicht hoffnungslos äußerte. Zwei Stunden später erschreckte mich die Botschaft, wenn ich meine Mutter noch einmal sehen wolle, möge ich sogleich kommen; der Arzt habe sie aufgegeben, Aufregung sei nicht mehr zu befürchten. Im Fluge war ich dort; doch schon hatte sie die lieben Augen geschlossen. Meine Geschwister trafen am anderen Tage ein. Ich legte der teueren Entschlafenen einen Kranz auf das Herz, das so wenig für sich begehrt und so treu für uns geschlagen hatte. Am 17. Januar, an einem sonnenverklärten Tage, begruben wir sie auf dem schön gelegenen Trinitatisfriedhof. — —

Im Februar wollte ich wieder nach Dresden. Es war ein ungewöhnlich schneereicher Winter; allerorten gab es Verwehungen und Verkehrsstörungen. Ich wurde gewarnt. Doch da mir Bahnbeamte versicherten, daß bis Dresden alles im Gange sei, fahre ich nachmittags ab. In Machern, zwanzig Minuten hinter Leipzig, tritt ein sibirischer Schneesturm ein; dann folgt ein ungemütlich langer Halt. Die Sache wird bedenklich. Endlich, eine halbe Stunde vor der Station Dahlen, ein gewaltiger Krach, ungeheuere Stöße: die Lokomotive ist entgleist, sie hat sich über die Schienen hingelagert. Auf dem anderen Gleis liegt eine zweite. Wir

müſſen uns im tiefen Schnee auf unſere Füße ſtellen und, vom Sturm gepeiſcht, nach der Station luſtwandeln. Dabei glückt mir's noch, den einzigen Träger, der beim Zuge iſt, mit meinem kleinen Handkoffer zu beladen. In der Bahnhofreſtauration iſt kein Unterkommen für die Nacht, an Weiterfahren nicht zu denken; der Ort Dahlen liegt ein gut Stück von der Bahn entfernt, die Straße dahin iſt dermaßen verweht, daß von den ſie eingrenzenden Bäumen nur die Spitzen ſichtbar ſind. Ich erobere jedoch einen Schlitten und bin eben im Begriff einzuſteigen, als ich eine mir bekannte Leipzigerin, Frau Konſtanze Möbius, mit einem Vogelbauer in der Hand und einem Pinſcher auf dem Arm, weinend daherkommen ſehe. „Was jammern Sie denn?" rufe ich die ſonſt ſo beherzte Frau an. „Danken Sie doch Gott, daß uns nichts Schlimmeres geſchehen iſt und daß er Ihnen in mir eine Gefährtin ſchickt! Und nun ſetzen Sie ſich zu mir in den Schlitten, damit wir ins Trockene kommen!"

Im „Anker" gabs's noch zwei Zimmer für uns, freilich erſt um 9 Uhr abends. Bis dahin mußten wir unter Tabaksqualm im Gaſtzimmer ſitzen und unſere verſchneiten Kleider am Körper trocknen laſſen. Wenigſtens hatte ich Nachtzeug und Decken bei mir und konnte auch meiner Leidensgenoſſin damit aushelfen. Um die Nachtruhe war's freilich übel beſtellt. Der Sturm umheulte mein Fenſter und im benachbarten Zimmer hielt ein Geſangskränzchen bis lange nach Mitternacht mit rührendem Eifer ſeine Übungen ab. Bis zum anderen Abend mußten wir ausdauern; dann nahm uns beide ein Extrazug auf, der für die zur Freilegung der Strecke herbeigerufenen Arbeiter geſtellt wurde. Es war keine bequeme Expedition. Man hißte uns in einen Güterwagen hinauf, der uns bis zur Unglücksſtelle brachte. Dann mußten wir an den auf den Gleiſen liegenden Lokomotiven vorbeiklettern, um in einen der bereitſtehenden Wagen dritter Klaſſe zu gelangen, in dem wir wohlbehalten, wenn auch tüchtig erkältet, unſere abenteuerreiche Fahrt beendeten.

Dem Geburtstag Auguste Götzes zu Gefallen, nahm ich Ende Februar noch einmal einen Schneekampf auf, der sich diesmal jedoch harmloser anließ. Darnach blieb ich einige Wochen in Dresden hängen. Dort sah ich in einem Philharmonischen Konzert Anton Dvořák seine F-dur-Symphonie und ein Orchester-Notturno dirigieren. Das Äußere des böhmischen Künstlers ist urslavisch wie seine Musik, die sich in den letzten Symphoniesätzen recht unbändig, derb, gar nicht symphonisch gebärdet. Ich hörte unter anderem das edel stilvolle Streichquartett Eduard Rappoldis, dessen Gattin sich selbstlos die Propaganda für Draeseke zur Aufgabe stellte.

Bei einem Musikabend Auguste Götzes entzückte mich ihr Vortrag von Liszts Melodram „Der traurige Mönch." Wundersam schmiegte sich ihr weiches und doch so klangvolles Organ, das schon Charlotte Wolters Bewunderung hervorgerufen hatte, der Musik an. Vom vielgerügten zwiespältigen Wesen des Melodrams spürte man da nichts.

Unter den anwesenden Musikern fand ich den ehemaligen Liszтschüler Ludwig Hartmann als Gewaltigen der Dresdner Presse wieder. Auch lernte ich den Romanschriftsteller Wolfgang Kirchbach und den Monodramendichter Richard von Meerheimb kennen. Am meisten freute ich mich der Begegnung mit dem Bildhauer Gustav Kietz, dem treuen Freund und vorzüglichen Porträtisten Richard Wagners.

Die 800jährige Wettiner Jubelfeier lockte mich im Juni abermals nach Elbflorenz. Heiter und farbenprächtig prangte die schöne Stadt. Zwischen einem unabsehbaren Menschengewoge bewegte sich ein Festzug durch die Straßen, wie Sachsen seinesgleichen noch nicht gesehen hatte. Von besonderem Beifall begrüßt wurden die im Gewand längstvergangner Jahrhunderte erscheinenden Ritter-, Turnier- und Jagdgruppen, die Volkstypen der Altenburger Bauern, der Wenden mit ihrem Hochzeitszug, die alte kursächsische Post, wie sie zu Zeiten der sächsischen Polenkönige den Hof-

verkehr zwiſchen Dresden und Warſchau vermittelt hatte, hauptſächlich aber die graziöſen Rokokofiguren. die die Meißner Porzellanmanufaktur darſtellten. Als Schlußſtück der Feier flammte am Abend am Neuſtädter Elbufer ein „römiſches Feuerwerk" auf. In märchenhaftem Glanz ſtieg die Girandola über dem im Widerſchimmer erſtrahlenden Elbſpiegel empor und in einer Ruhmeshalle verglomm die Herrlichkeit.

Bei uns Leipzigern blühte indes der Liſztverein weiter. Er leiſtete ſeine diesjährige brillanteſte Tat in einem Theaterkonzert im Juni, in dem Nikiſch „Taſſo" und Fauſt-Symphonie prachtvoll vorführte, Stavenhagen und Frau Baumann die Soli vertraten. Liſzts Enkelinnen Iſolde von Bülow und Eva Wagner hatten ſich aus Bayreuth, Liſzts Neffe, Profeſſor Franz von Liſzt, aus Marburg eingeſtellt. Mir war der Beſuch des ebenſo liebenswürdigen als bedeutenden Mannes eine beſondere Freude und Ehre.

Auch ein anderer Gelehrter von Namen erſchien zu dieſer Zeit bei mir. Der Philoſoph Profeſſor Moritz Lazarus aus Berlin bat mich, einige Abſchnitte ſeines Buchs „Das Leben der Seele" zu leſen, in dem er Stellen aus meinen „Studienköpfen" zitiert und beſprochen hatte, und ihm ſodann meinen Eindruck über das von ihm Geſagte mitzuteilen. Der geiſtreiche Weltmann kam mehrmals wieder und wir wechſelten Briefe.

* * *

In dieſem Sommer hatten Similde und Suſanne Gerhard mit Hettingers ein Stelldichein in St. Anton an der Arlbergbahn verabredet. Mich trieb es wieder einmal in die wilden Schluchten des Ötztals, wo Auguſte Götze ſich im einſamen Sölden eingeniſtet hatte. Zum Verweilen verirren ſich wenige hierher. Man ſtreift es im Vorbeiwandern zu kurzer Raſt; denn Mannigfaltigkeit ſucht man

hier ebenso vergeblich als Behaglichkeit. In Ermangelung eines Ruheplatzes flüchtete sich meine der dramatischen Dichtung zeitweise mit nicht geringerem Eifer als der Musik hingegebene Freundin Götze in ein nahes Heustadel, wo sie ihren „Demetrius", nämlich eine Ausführung des Schillerschen Entwurfs, dichtete. Was da fertig wurde, las sie mir vor, und da sie behauptete, daß ich ein gutes Ohr für Verse hätte, half ich ihr öfters beim Feilen. Zum Erklimmen zwei hochgelegener Almen machte sie mir Lust. Auf der einen, der Gaislachalm, spielt Wilhelmine Hillerns vielgelesene „Geier-Walli", die auch zum Teil in Sölden ihren Schauplatz hat. Die andere, die Windachalm, liegt am Übergang zum Bildstöckljoch im Stubaital. Aber da die Dichterin stets mit der Zeit im Kampfe lag, erreichten wir unser Ziel beide Male erst nach Sonnenuntergang, sahen oben nur noch den erlöschenden Purpur der Gipfel und fanden nur dank meiner kleinen Reiselaterne mit ungebrochenen Gliedern den steilen Abstieg in den „Styx" hinab, wo unser guter Stern uns ein paar heimkehrende Führer gerade in den Weg schickte. Auch den an 3000 Meter hohen Brunnenkogel erstiegen wir und genossen, im Unterkunftshaus droben nächtigend, eine imposante Aussicht über die Gletscherwelt des Ötz- und Stubaitals.

Früh brach der Winter im Ötztal herein. Wir flohen nach München. Ibsens „Volksfeind" ging im Residenztheater in Szene. Den problematischen Dr. Stockmann, den die einen als Lustspielfigur, die anderen als tragischen Helden zeichnen, gab Schneider als keinen von beiden. Ich war noch nicht bewandert in des nordischen Dichters Welt; mich störte der ungelöste Schluß, der den Hörer mit einem Fragezeichen entläßt.

Auguste Götzes Übersiedlung nach Leipzig stand bevor. Noch ehe sie im Sommer Dresden verließ, hatte sie den Entschluß gefaßt. Der Einklang zwischen den beiden Leiterinnen der angesehenen Gesangschule war gestört. Jede wollte sich ihren Fesseln entwinden. Da gab es nichts mehr

zu vermitteln. Mit der geistvollen Molly von Kotzebue — der Enkelin des Dichters — hatte ich mich befreundet. Sie war leichtflügeliger, praktischer, eine bessere Lebenskünstlerin als ihre ältere Gefährtin. Die Verantwortung auf mich zu nehmen, diese aus ihrem bisherigen Wirkungskreis heraus in meine Nähe zu locken, hütete ich mich wohl. Überdies versicherte mir eine ihrer Freundinnen: „Bereuen wird die Götze ihrer Natur nach auf alle Fälle, was sie tut, ob sie nun geht oder bleibt.“ Die Gabe der Zufriedenheit — das hatte ich Tag für Tag erlebt — war ihr nicht in die Wiege gelegt worden. Es ging ihr wie Schuberts Wanderer: „Dort, wo du nicht bist, ist das Glück.“ Versagt, wie das Glücklichsein, war ihr, die nicht in Harmonie mit sich selber lebte, aber auch das Glücklichmachen. Schwerblütig und schwermütig, exzentrisch, imaginär, sich krank wähnend, voll brennenden Ehrgeizes, leicht verletzlich, erblickte ihre fortwährend spielende dramatische Phantasie Widerstand und Hemmnisse, wo keine waren. Jede, auch die kleinste Sorge vergrößerte sich ihr zur Zentnerlast, die sie dann, sich selbst zu befreien, mit naivem Egoismus dem Freund auf die Schulter lud, damit er sie trage. Und man trug sie, um Gustas Genialität und ihres warmen Herzens, wie um des Schönen willen, das von ihr ausging.

Ich war ihr beim Wohnungsuchen, beim Abbrechen in Dresden, beim Einrichten in Leipzig behilflich. Doch kam sie schon mit trüben Vorgefühlen hier an. Das unlängst erfolgte Debut einer ihrer Schülerinnen als Pamina war zwar befriedigend, aber minder glänzend als das vorjährige Orpheusdebut verlaufen. Es hieß, Stägemann habe die talentvolle junge Sängerin eingeschüchtert, so daß sie ihre reichen Mittel nicht entfaltete und hinter den Kulissen von einer Ohnmacht befallen wurde. Darüber überwarf sich die Götze mit dem Direktor, und dieser Zwiespalt, der ein dauernder blieb, schädigte sie doppelt, insofern er nicht allein ihren Schülerinnen, sondern auch ihren Stücken die Leipziger Bühne verriegelte, während das Dresdner Hoftheater sich

gleich ihrem erſten Drama aufgetan hatte. Genug, dieſes Verhältnis erleichterte Guſtas Einleben in Leipzig nicht. Wohl knüpften ſich zu ihren vielen alten Beziehungen neue. Ich warb ihr Freunde unter meinen Freunden, Schülerinnen ſtrömten ihr zu. An ihnen erprobte ſich in kurzem ihre ſeltene Kunſt der Stimmbildung, die Sicherheit ihrer Diagnoſe, ihre fabelhafte Begabung, kranke und verbildete Organe zu heilen und zur ſchönſten Entfaltung zu bringen, wie ſie ſie beiſpielsweiſe an Fanny Moran-Olden — die Stockhauſen als wenig ſtimmbegabt und muſikaliſch abgewieſen hatte — und an Hermine Finck, nachmals Eugen d'Alberts dritte Gattin, bekundete, welch letztere ich ihr mit gebrochenem Organ zuführte, und die ihr jeden Ton in ihrer Kehle dankt. Guſtas Schulaufführungen vor geladenem Kreiſe, namentlich die von Opernſzenen, denen ihr Poetengeiſt ſtets ein apartes ſinniges Gepräge zu verleihen wußte, wie ihre literariſchen Abende, an denen ſie eigene oder fremde, meiſt dramatiſche Dichtungen oder Melodramen meiſterlich zu Gehör brachte, trugen ihr laute Bewunderung ein. Trotzdem fühlte ſie ſich enttäuſcht. Es kam, wie die ihr ſehr zugetane Frau Livia Frege mir vorausgeſagt hatte: „Die ſo bevorzugte Stellung, die Auguſte in Dresden aufgibt, wird ihr Leipzig nicht erſetzen können.“ Da ergoſſen ſich denn zahlreiche Klagen der Peſſimiſtin über mich. Es gab faſt täglich zu beruhigen, zu tröſten. Und ſo blieb es die folgenden Jahre, ſo daß ich in meinem Tagebuch aufſeufzte: „Welch entſetzliche Unruhe iſt durch Auguſte Götze in mein ſo harmoniſches Leben gekommen!“ Dabei will ich dankbar der künſtleriſchen Genüſſe, der vielfältigen Anregung, der Schärfung meines Urteils über geſangliche Leiſtungen, der Erweiterung meines dramatiſchen Horizontes, als Frucht meines Umgangs mit ihr, eingedenk ſein. So auch der Begegnung mit intereſſanten Leuten in ihrem Hauſe. Als bleibender Gewinn erſtand mir durch ſie die mir ſehr wertvolle Freundſchaft mit Dr. Adolf Lobe, damals Landgerichts- heute Reichsgerichtsrat in Leipzig, und ſeiner lieben, alles

Schöne und Gute mit regem Verständnis erfassenden Gattin, Frau Else. Ein scharfsinniger, ja genialer Jurist, warmherziger Kunstfreund, geistreich-witziger Gesellschafter, alles in allem ein Mann seltener weitblickender Art, wurde er der beste Berater meiner Unkenntnis in praktischen Dingen, und ich beklage nur, daß unsere Wege sich nicht früher begegnet sind. — —

Mein Tagebuch gedenkt in diesem Jahre noch zwei hervorragender Musikabende, in erster Linie einer großartigen Wiedergabe des Requiems von Berlioz durch den nun von Hermann Kretzschmar geführten Riedelverein. Mit jedem wiederholten Hören wirkt dies erschütternde Todesdrama, das an innerer Stilgröße und tonmalerischer Kraft, an Phantasieglut und Kühnheit der Mittel und Maße unter den Werken der Gattung nicht seinesgleichen hat, mächtiger auf mich. Was mir einst als bizarr, grell, hyperromantisch erschien, zwingt mich jetzt, als die Tat eines aller traditionellen Fesseln spottenden Dichtergeistes, unwiderstehlich in seinen Bann.

Im Gewandhaus trat noch vor Jahresende Marcella Sembrich auf. Ich glaube, ich hörte sie da zum ersten Male. In Arien aus „Figaro" und „Lucia" zeigte sie ihre vollendete Virtuosität; ihr Triller, ihr Portament, ihr Staccato sind bei der wohltuenden Ausgeglichenheit der Register, die Wonne aller Freunde kolorierten Gesanges. Der sinnliche Reiz, das Süße, Samtweiche ihrer Stimme kamen im „Nußbaum" und im „Veilchen" zum Ausdruck. Sie ist urmusikalisch; auch als Klavier- und Violinspielerin hätte ihr ein glücklicher Weg offengestanden. Daß sie mehr Musikerin als Poetin ist, verrät ihre Behandlung des Wortes, die hinter der des Tons zurücksteht. So ist sie auch als Sängerin ungleich größer denn als Darstellerin.

Zu Weihnachten wurde mir unversehens eine Gesellschaft für meinen Saal beschert. Auguste Götze brachte mir eine schöne weiß und graue Katze mit, die sie vor unsrer Haustür im Garten jammernd gefunden hatte. Vergebens

ſuchte ich durch Anzeigen und Anfragen in der Nachbarſchaft ihre verlorene Herrſchaft ausfindig zu machen. Das liebe Tier ſchmiegte ſich mir und Similde ſo zutraulich an, daß ich es behielt. Es dankte mir die Aufnahme durch lebenslange Anhänglichkeit und Treue und hat mich endgültig belehrt, daß die ſogenannte Falſchheit des graziöſen Geſchlechts ein Märchen iſt.

1890

Als ich in den Jahren 1883 und 1884 zum Beſten meiner „Muſikerbriefe" den erſtaunlichen Handſchriftenreichtum der Wiener Hof- und der Berliner königl. Bibliothek durchſuchte, entdeckte ich eine große Anzahl Beethovenſcher Briefe und Billette, die ich als bisher ungedruckt feſtſtellte und als ſolche auf den Originalen mit Bleiſtift bezeichnete. Für meine damalige Aufgabe war dieſe Brieffülle nicht verwendbar. Ich behielt mir die Veröffentlichung der von mir genommenen Abſchriften für eine andere Gelegenheit vor, ohne unpraktiſcher Weiſe zu bedenken, daß andere Sucher und Finder mir indes zuvorkommen könnten. Tatſächlich zogen denn auch mehrere Jahre ſpäter Dr. von Frimmel in Wien und Dr. Kaliſcher in Berlin von meiner törichten Verſäumnis Vorteil, ſo daß mir nur fünfzig, teils von ihnen überſehene, teils von mir anderwärts aufgefundene Briefe und Zettel zur erſtmaligen Mitteilung verblieben. Ich überließ ſie den „Hamburger Signalen" zum Abdruck, deren Verleger und Redakteur, Herr Hugo Pohle in Hamburg, mich gelegentlich einer perſönlichen Begegnung bei Ruſt, um Beiträge für ſein Blatt erſucht hatte. Zu deſſen Leſerkreiſe gehörte ich nicht, wußte ſomit auch nichts von einem Strauß, der ſich in den Spalten der Zeitung zwiſchen Hans von Bülow und dem Berliner Muſikſchriftſteller Wilhelm Tappert zu dieſer Zeit abſpielte. Im Januar 1890 erſchien

der erste Teil meines Beitrags. Alsbald überraschten mich die nachstehenden Zeilen:

„Verehrtes gnädiges Fräulein!

Der Umstand, daß Sie der Musikzeitung ‚Hamburger Signale' Ihre wertvolle Mitarbeiterschaft zu widmen begonnen haben, veranlaßt mich zu einer Bitte. Diese besteht einfach darin: bei einer neuen (sechsten?) Auflage Ihres dritten Bandes ‚Studienköpfe' die Widmung an den Unterzeichneten gütigst weglassen zu wollen. Eine Wiederholung dieser Auszeichnung muß ebenso dringend als gehorsamst ablehnen

Ihr hochachtungsvoll ergebenster Diener

Hans v. Bülow.

Hamburg, 20. Jan. 1890."

Hierauf antwortete ich:

„Hochgeehrter Herr!

Es geschehe nach Ihrem Wunsche. Wenn mein Buch zum siebenten Mal erscheint, wird es ohne die bisherige Widmung hinausgehen ... Betreffs meiner Gesinnungstüchtigkeit brauche ich mich, glaube ich, vor niemandem auf der Welt zu verantworten. Hätte ich aber voraussetzen können, daß Sie von allen Verehrern Ihrer seltnen Künstlerschaft, zu denen ich mich stets zählen werde, unbedingte Gefolgschaft bei Ihren zahlreichen persönlichen Scharmützeln verlangen, ja sogar da verlangen, wo man nichts von diesen weiß, so hätte ich Ihnen mit der Bitte beschwerlich fallen müssen, mir ein konvenables Blatt zu nennen, mit dem Sie noch nicht auf Kriegsfuß gestanden haben."

Bei der nächsten Auflage des betreffenden Bandes unterblieb natürlich die Widmung; dagegen bereicherte ich sie durch Bülows Biographie.

Durch Auguſte Götze kam ich viel mit Frau Moran-Olden zuſammen. Eine Tragödin großen Stils, ergreifend als Alceſte, Fidelio, Medea, Iſolde, Brunnhild, dabei gleich meiſterlich im kolorierten Geſang als Donna Anna, Norma, unnachahmlich als Kätchen („Widerſpenſtige") oder Frau Fluth, war ſie, ein Dämon an ſich ſelbſt verzehrender Leidenſchaft, außerhalb der Bühne die Genußfreudigkeit, Flottheit und Ausgelaſſenheit ſelbſt. Nichts Beluſtigenderes, als ſie, ſich auswendig begleitend, ganze Operettenakte ſingen, oder Edwin Bormanns Gedichte und Traveſtien in Leipziger Mundart rezitieren zu hören. So geringes Wohlgefallen ich an derlei Parodien habe, das Genie dieſer Frau wußte ſie ſchmackhaft zu machen.

Auch mit Frau Schimon-Regan, der Nichte und Schülerin der großen Unger-Sabatier, verkehrte ich in den Jahren, als ſie am Leipziger Konſervatorium unterrichtete. Sie ließ ſich gern von mir begleiten, lud Similde und mich auch zuweilen zu einem von ihr ſelbſt bereiteten, echt italieniſchen Riſotto ein. Die Bahn der dramatiſchen Sängerin oder der großen Koloraturſängerin, der ihre Meiſterin ſie zuzuführen ſtrebte, hatte ſie ſelbſt, bei nicht weitreichenden Stimmitteln und ſubtilem lyriſchen Talent, nicht als die ihr naturgemäße erkannt und ſich vielmehr auf die Arietta, das naive oder innerhalb einer mittleren Gefühlstemperatur verharrende Lied beſchränkt, in dem ſie auserleſen Feines leiſtete.

Der 21. März dieſes Jahres war ein Trauertag für Deutſchland: Bismarck, des deutſchen Reichs Begründer, der aus Blut und Eiſen mit gewaltiger Hand unſere Einheit zuſammengeſchmiedet, der Unentbehrlichſte, der Weiſeſte, der Größte aller, der Stolz und Ruhm unſeres Volks für alle Zeiten, wurde ſeines Amtes enthoben! Wem blutete da nicht das Herz? Wer beklagte den Verluſt des Unerſetzlichen nicht mit bitteren Tränen?!

Zu dieſer Zeit tauchte ein neues ſtrahlendes Geſtirn am deutſchen Kunſthimmel auf und ward am 29. März zuerſt in Leipzig bewillkommnet. Es kam weit her über's Meer aus Venezuela, und zum erſten Male traf der Name Tereſa Carreño an unſer Ohr. Haltung und Weſen der ſchönen impoſanten Frau, ihr edler Stolz, dem das Großzügige ihrer pianiſtiſchen Meiſterſchaft entſprach, verrieten ihre vornehme Herkunft aus einem alten ſpaniſchen Marqueſengeſchlecht; ihr Vater hatte als Finanzminiſter der Republik gewirkt. Eine erſte Ehe mit dem berühmten Geiger Sauret lag ſchon hinter ihr. Sie warb nicht um die Gunſt des Publikums, ſie brauchte nur die Hand auf die Taſten zu legen, um es ſich als Siegerin zu unterwerfen. Man beugte ſich vor der elementaren Macht dieſer Vollblutnatur, dieſes äquatorialen Temperamentes, aus dem die Vulkane ihrer ſüdamerikaniſchen Heimat zu flammen ſchienen. Was ſie gab: Griegs Konzert, die Weber-Liſztſche Polonaiſe mit Orcheſter, Soli von Beethoven, Schumann und Chopin, fanatiſierte die Hörer. Der anweſende, mit Lob nicht eben verſchwenderiſche Grieg ſagte ihr, er habe erſt durch ſie gelernt, daß ſein Konzert ſchön ſei.

Bei den Schriftſtellerinnen Claire von Glümer und Auguſte Scheibe, die, eng befreundet, einen gemeinſamen Haushalt in Blaſewitz bei Dresden führten, war ich einer Couſine der Glümer Frau Gräfin Roſalie Sauerma begegnet. Ihre geniale Perſönlichkeit wie ihr Künſtlerruf zogen mich ſeit dem erſten Augenblick lebhaft an, und Liſztſche Briefe, die ſie mir ſandte, erhielten uns weiter in Verbindung. Als unvergleichliche Harfenvirtuoſin, „die idealſte Vertreterin ihres ſchönen Inſtrumentes", wie Hans von Bülow ſie nannte, hatte ſie einſt unter ihrem Mädchennamen Roſalie Spohr — Louis Spohrs Nichte — die Welt entzückt; ſich aber nach wenigen Jahren, zufolge ihrer Verheiratung mit dem Grafen Xaver von Sauerma-Zülzendorf, aus dem öffentlichen Kunſtleben zurückgezogen. Ihr Haus war, auch nachdem ſie den Gatten verloren, eine Pflegeſtätte der Muſik,

ein gastfreier Sammelplatz für Künstler und Kunstfreunde. Als solchen lernte ich es kennen, als ich im April 1890 einer Einladung zu ihr nach Berlin folgte. Nun hörte ich sie und begriff, daß man sie als „den Liszt der Harfe" gefeiert hatte. Ich kannte die bedeutendsten Harfenvirtuosen meiner Zeit; gleichwohl erfuhr ich erst jetzt, welchen Zaubers dieses schwierigste der Instrumente fähig ist, wenn ich es bald wie Elfengeflüster, bald wie Heldengesang ertönen hörte. Das Spiel der Gräfin charakterisiert vornehmlich Tongröße und Fülle, die namentlich in den Bässen zu ungeahnter Wirkung kommt; dazu ein überaus weicher und doch weittragender, unendlich nuancenreicher Anschlag. Er ist ihr ausschließliches Eigentum; denn sie rupft nicht wie die andern die Saite von vorn — was einen kurzen schrillen Ton erzeugt — sondern versetzt sie „durch Vorbereitung", nämlich durch vorheriges Anlegen der Finger, statt in elliptische, in kreisförmige und somit in stärkere Schwingung. Mit ihrer Harfe ist sie verwachsen; täglich übt sie so systematisch, als ob es einem öffentlichen Auftreten gälte. So enorm aber ihre Virtuosität ist, so bravurös ihre Oktavengänge, ihr Glissando, ihr fabelhaft entwickeltes Flageolet erscheinen, bezwingender als alles ist die Poesie, die aus diesem Spiele spricht und, wie sie schon die oberflächlicheren Virtuosenstücke adelt, sich am eigentlichsten bei Wiedergabe Bachscher und Beethovenscher Tonwerke, die die Meisterin ihrem Instrumente gewann, kund gibt. Stundenlang lauschte ich dem Zaubergetön ihrer Harfe und niemals lieber, als wenn sie ein Beethovensches Adagio sang. Wundersam verklärt erklang zumal der erste Satz der Cis-moll-Sonate unter ihrer Hand. Er empfing eine noch höhere Weihe durch den kostbaren Schatz des Hauses: Stielers berühmtes Beethovenbildnis, das von der Wand herabblickte. Dies Bild mit den tiefsinnigen, wie in eine andere Welt gerichteten Augen zieht mich magisch an. Es ist das einzige, zu dem Beethoven öftere regelrechte Ateliersitzungen — wir wissen sicher von vier — gewährte. Andere Maler mußten ihm die günstigen

Augenblicke für Aufnahme ſeiner Züge mehr abſtehlen, als daß ſie ihnen ausreichend geſchenkt wurden; denn des Titanen Geduld war keine titaniſche. An Kunſtwert wie an Ähnlichkeit iſt nach meinem Empfinden keins der Originalporträts dem Stielerſchen Bild von fern vergleichbar, das Überſinnliche des Genies gelangt in ihrer keinem annähernd zum Ausdruck. Ich widmete dem Bildnis, von dem die Photographiſche Geſellſchaft in Berlin nachmals eine vorzügliche Reproduktion veröffentlichte, einen Aufſatz, in dem ich die Urteile der Zeitgenoſſen darüber, ſo weit ich ſie in Erfahrung bringen konnte, zuſammenſtellte.

Das Haus der Gräfin iſt ein Taubenſchlag, in dem namentlich an ihrem Empfangstag, dem Mittwoch, zahlreiche Träger bedeutender Namen ein- und ausfliegen. Kein Tag, der mir nicht eine neue Bekanntſchaft brachte oder eine ältere auffriſchte. Da iſt Exzellenz Baron Cram-Burgdorf, der braunſchweigiſche Geſandte, ein Muſenfreund und trefflicher Cauſeur, beweglich an Geiſt und Körper. Da die Schriftſtellerin Frau Eliſe von Hohenhauſen, eine freundliche, etwas ſchwerhörige alte Dame mit grauem Lockenſcheitel, in ihrer Jugend die Freundin Annette von Droſte-Hülshoffs, deren Briefwechſel mit ihr bekanntgegeben wurde, im Alter die Freundin des Prinzen Georg von Preußen, des Dichters unter den Hohenzollern; dort der berühmte Begründer des Staatsſozialismus Adolf Wagner mit ſeiner Familie, auch der älteſten, an den Wiener Profeſſor Bennborf verheirateten Tochter, die den hübſchen Koſenamen „die Sonne" trägt. Da der klaſſiſche Celliſt des Joachimquartetts Robert Hausmann und ſeine Mutter, die uns vereint manch muſikaliſchen Abendſchmaus bereiten; da der Landſchafter Profeſſor Scherres und ſeine Gattin, die Pianiſtin Flora Friedenthal, die mich bei einem Künſtlerdiner die geiſtvolle Nachbarſchaft Julius Schulhoffs genießen ließen. Dann wieder die als „liebenswürdigſte Frau Berlins" angeſprochene Malerin Louiſe Begas-Parmentier, mit der ich von unſerer erſten Begegnung her venetianiſche Er-

innerungen auferstehen lasse und die uns in ihrem stimmungs- und farbenfrohen Atelier ein reizendes Fest gibt. Heinrich de Ahna, der herrliche Geiger und Quartettführer mit dem seelenvollen Gesangston, lädt uns zu einer großen Matinee. Dort sehe ich unter anderen den mir von Bayreuth bekannten amüsanten Ludwig Pietsch, auch Herzogenberg wieder. Er sagt mir, daß er Leipzig nicht vergessen könne. Es sei eben die Stadt, wo man Musik lebe, in Berlin mache man Musik neben vielen anderen Dingen. Seine Frau besucht in diesen Tagen meine Gastfreundin und spielt uns Klavierstücke Schumanns und ihres Gatten vor; als die Gräfin ihr dafür auf ihrer Harfe dankt, gibt auch sie der Meinung aller Ausdruck, daß sie noch nie solches Harfenspiel vernommen habe. Die Gräfin gibt selbst eine höchst gelungene Soiree. Graf Hochberg, der Hoftheaterintendant, ist mein angenehmer Tischherr. Ich spreche ihm mein Entzücken über eine eben gehörte Tristanvorstellung und besonders über die poesievolle Isolde der Sucher aus. „Das ist auch ihre beste Rolle", meint er, „leider wird sie nicht lange mehr singen können." Graf Hochberg singt mit hübscher Baritonstimme, sich auswendig begleitend, fremde und eigene Lieder, die Wirtin spielt, Frau Scherres spendet mit de Ahna die Kreutzersonate, mit Hausmann Chopins selten gehörte Cellosonate. Es war ein anregender Abend.

Auch Wesendonks Haus unter den Zelten soll sich mir öffnen. Da die Hausfrau krank zu Bett liegt, empfängt uns der ritterliche Hausherr und geleitet uns in die Galerie, die, an Werken alter italienischer und niederländischer Meister reich, auch neuere Kostbarkeiten von Makart, Böcklin, Feuerbach, Lenbach umfaßt. Eine Büste Richard Wagners, Porträts seiner zarten blonden Muse, der Herrin des Hauses, nehmen mein besonderes Interesse gefangen. Mit feinem künstlerischen Geschmack ist der ganze fürstliche Wohnsitz ausgestattet.

Ein Besuch bei Alexander Meyer-Cohn, dem Eigentümer der ersten Autographensammlung Deutschlands, läßt mich

viel Schönes sehen. Dazu all die Museen, Galerien, Ausstellungen, die Pergamonausgrabungen und der rekonstruierte Pergamonaltar, die Bibliothek, die römischen Panoramen. Ich blicke beim endlichen Abschied auf genußvolle Wochen zurück.

Der Gräfin war ich im Zusammenleben sehr nahe gekommen, und schon stand ein erneutes Begegnen mit ihr in Aussicht. Meine Wiener Freunde, Baron Wehlis, hatten sich als diesjährige Sommerfrische Traunkirchen erkoren und daselbst die sogenannte große Spaun-Villa — es gab daneben noch eine kleine — gemietet. Dahin luden sie mich ein. Auf denselben Ort war schon früher, wegen der Nähe der ihr befreundeten hannoverschen Königsfamilie, die Wahl der Gräfin Sauerma gefallen. Nachdem ich daheim die Einweihung des Saales im neuerbauten Holsteinstift mitgefeiert, auch durch Veröffentlichung von Erinnerungen an Adolf Henselt einer Pietätspflicht gegen den im verflossenen Oktober Heimgegangenen genügt, sowie auf Rusts Wunsch dessen Biographie für Fritzschs Musikalisches Wochenblatt geschrieben hatte, begab ich mich gegen Mitte August auf den Weg nach dem grünen Traunsee.

Bereits im Aufbruch begriffen, erreichten mich Rusts liebe Zeilen:

„Rolandseck, 10. August 1890.

Hochgeehrtes Fräulein!

Sie haben mir durch Übersendung Ihrer Rust-Biographie eine sehr große Freude bereitet, wofür ich den aufrichtigsten, innigsten Dank sage. Ich finde sie ganz meisterlich geschrieben und fesselnd von Anfang bis zu Ende. Wie Sie das überreiche Material, scheinbar spielend, bewältigt haben und in einer so knappen, übersichtlichen Form darzustellen vermochten, ist wirklich bewundernswert und zeigt Sie als vollendete Beherrscherin eines ebenso schönen, wohllautenden als klassischen Stiles. Auch meine liebe Frau, wie auch Mariechen, haben Sie hoch erfreut durch die glänzende

Illumination meines Lebenslaufes, und so sagen wir in der reinsten Harmonie eines Dur-Dreiklangs noch einmal herzlichsten Dank" ...

★ ★

★

Traunkirchen, das sich malerisch auf einer von einem Kirchlein gekrönten Halbinsel in den klaren See hinausstreckt, war mir schon früher im Vorüberfahren als ein Kleinod der österreichischen Gebirgslande erschienen. Die alte, auf der Höhe gelegene Spaun-Villa, ein ehemaliges Nonnenkloster, dessen Kapelle mit den hohen Kirchenfenstern zum Salon umgewandelt worden war, und das durch Vorbau einer geräumigen Veranda einen Zuwachs an weltlicher Behaglichkeit gewonnen hatte, heimelte mich gleich beim Eintritt an. Ich meinte hier Schuberts Odem zu spüren. Beherbergte dies Haus doch einst Josef von Spaun, einen der ältesten und getreuesten Freunde des herrlichen Liedersängers, und war noch gegenwärtig im Besitz seiner Töchter Baronin von Roner und Baronesse Marie Spaun verblieben, die sich nur für den Sommer in den weitläufigen Pfarrhof zurückzogen. Mich nahm ein lauschiges, vom Garten umhegtes, ebenerdiges Zimmer auf. In der grünen Stille ließ sich's gut arbeiten; denn jenseits des Zauns führte nur der nicht häufig betretene Weg zum Kalvarienberg empor.

Die Gesundheit Frau von Wehlis war, seit ich sie zuletzt verlassen, leider nicht besser geworden. Unfälle von Herzschwäche geboten ihr Ruhe und Schonung. Sie mußte sich eine Beschränkung ihrer Bewegungsfreiheit gefallen, auch jede Treppe hinauftragen lassen. Zum Glück gewährte die günstige Lage Traunkirchens stündlich Gelegenheit sich mittels Dampfschiff- oder Boot-, Wagen- oder Bahnfahrten ohne Beschwernis der mannigfaltigen Umgebung zu erfreuen. Überdies gehörte meine Freundin noch einer Generation an,

die ein reges Luft- und Bewegungsbedürfnis nicht als berechtigt anerkannte, vielmehr als „Luftfexerei" belächelte. Sagte ich ihr einmal zu meinem und ihrer anwesenden Enkel Besten, daß für gesunde Menschen eine halbe Stunde des Spazierenschleichens am Tage nicht ausreiche, so begegnete ich energischem Widerspruch. Doch unternahm ich mit den drei liebenswürdigen Geschwistern Hopfen, deren ältester es bereits zum Dr. jur. und Referendar gebracht hatte, aber nachmals zum Militär abschwenkte, manche weitere Wanderung, wenn auch unter den Augen der nervösen Hausfrau die Ausübung des am Achensee von mir mit Eifer betriebenen Rudersports hier für mich ausgeschlossen blieb. Ganz ruhig war sie nur, wenn sie die Häupter ihrer Lieben sicher im Hause geborgen wußte.

Wehlis hatten die halbe Welt zu Freunden. Wo sie auch sein mochten, immer bildete sich ein Kreis um sie; von allen Seiten, so auch jetzt von Gmunden, Ischl, Aussee, fanden sich Bekannte ein. Unter ihnen Hasner, mit dem mir kein späteres Wiedersehen vergönnt ward, denn schon das nächste Frühjahr nahm den seltenen Mann, dessen feine Rede wir ferner nur noch in den von ihm hinterlassenen „Denkwürdigkeiten" (Cotta 1892) vernahmen, aus der Welt. In unsrer Nähe wohnte Graf Lamezan, der seine Menschenliebe beim Wiener Ringtheaterbrand so großherzig bewährt hatte und dem in Bewunderung die Hand zu drücken mich besonders freute. Auch Baron Artur Löwenthal, ein Verwandter Frau von Wehlis, kam mit seiner Gattin Anka, einer vom Maler und Nordpolfahrer Payer geschulten Porträtistin, viel ins Haus. Er ist ein Sohn der Sophie Löwenthal, die Lenaus Seele bis zur Umnachtung dämonisch in Fesseln hielt und deren kristallblaue Sirenenaugen ich noch in ihrem Alter in jugendlicher Leuchtkraft erstrahlen sah.

Schon vor mir war Gräfin Sauerma eingetroffen und hatte sich, wie bei meinen Freunden, so bei den hervorragendsten der Angesessenen und Fremden am Orte eingeführt. Sie stellte mich sogleich der Fürstin Panchoulizeff,

der Eigentümerin der eleganten Villa vor, die von der Höhe des kleinen Vorgebirgs herab, das Traunkirchen bildet, die Landſchaft beherrſcht. Eine Ruſſin höheren Alters, mehr durch Geiſt als Schönheit ausgezeichnet, vereint ſie mit ihrer Schweſter die verſchiedenſten Nationalitäten und Elemente in gaſtlicher Weiſe um ſich. Augenblicklich beſchäftigten ſie die Vorbereitungen zu einem Wohltätigkeitskonzert, dem ſie durch Mitwirkung der Gräfin Prokeſch aus Gmunden — als Friederike Goßmann einſt die naiv-verführeriſchſte der „Grillen" — erhöhte Zugkraft zu ſichern gewußt hatte. Die kleine Frau, die mich freundlich aufforderte, ſie zu beſuchen, trug ein Anderſenſches Märchen und ein paar Gedichte von Mathilde Weſendonk vor, die zu hören die Dichterin von ihrer Villa Traunblick bei Altmünſter herübergekommen war.

Mehr als die Rezitationen intereſſierte mich das Urbild der Iſolde. Obſchon eine Sechzigerin, die ihr freilich keiner anſah, eine zarte, in duftiges Grau gekleidete Mondſcheingeſtalt mit einem verſchleierten Sehnſuchtsblick im Auge, von diſtinguiertem, ſelbſtſicheren, wohl ein wenig gemachtem Weſen, das nicht von ſtarkem Temperament ſprach. Auf Vorſtellung durch Gräfin Sauerma, wurde ich, anmutigſt begrüßt, mit dieſer eingeladen, und ein paar Tage darauf fuhren wir ſelbander etwa dreiviertel Stunde ſeeentlang nach Villa Traunblick. Auch dieſer Landſitz iſt mit ſeinem ſich über ein weites wellenförmiges Terrain ausbreitenden, an maleriſchen Plätzen und Ausblicken reichen Garten und Wäldchen, gleich dem Berliner Winterquartier des Ehepaars, ein köſtlicher Beſitz. Der Empfang iſt der liebenswürdigſte, die Unterhaltung, die, von Wagner und Liſzt ausgehend, viele bedeutende Perſönlichkeiten aus deren Kreis, vorzugsweiſe muſikaliſche und literariſche Themen ſtreift, iſt fließend und angenehm; ſpirituell wäre zu viel geſagt. Frau Weſendonk geleitet uns zu ihren niedlichen Enkeln in die nahe gelegene kleine, von ihrem Sohn bewohnte Villa, deſſen junge graziöſe und witzige Frau, Evi geborene Gräfin Heſſenſtein, ſodann, ſamt Gatten und dem ebenſo ſtattlichen als ſym-

pathiſchen Herrn Weſendonk ſenior, das ſpäte Mittagsmahl mit uns teilt. Mondespracht leuchtet unſrer Heimfahrt. Trotz verſprochener Wiederkehr, kam es für mich nur noch zu einem die Hausfrau verfehlenden Abſchiedsbeſuch. Nie wieder führte mich das Leben mit Mathilde Weſendonk zuſammen.

Gleich Traunkirchen will auch Gmunden, ſo lange noch die Sommergäſte herumſchwirren, ſein Wohltätigkeitskonzert haben. Gräfin Prokeſch lädt uns dazu ein und wir ſchiffen über den See. Da iſt das romantiſche Schloß Orth, nach dem der vielbeſprochene Erzherzog Johann von Öſterreich-Toscana ſich benannte, als er ſich nach eigenem Willen ſeiner erzherzoglichen Würden entkleidete und, von einem abenteuerlichen Hang in dunkle Fernen getrieben, ein dunkles Ende fand. Der große freskengeſchmückte Saal des Schloſſes dient heute als Konzertraum. Die verwitwete Königin von Hannover, deren Scheitel ſchon im Altersſchnee erglänzt, erſcheint mit ihrer Tochter, der hochgewachſenen Prinzeſſin Mary und dem Herzogspaar Cumberland, um den guten Zweck zu fördern. Auch toscaniſche Herrſchaften finden ſich aus Altmünſter und Ebenzweier ein. Gräfin Prokeſch ſpricht einen Prolog und lieſt Stielers gemütvolles „Winteridyll“ vor. Klavier- und Violinſpiel vervollſtändigt das Programm.

An Hausmuſik fehlt es uns in Traunkirchen nicht. Der junge Baron Hermann Roner, Schüler Joachims, iſt ein vortrefflicher Geiger, der, einſt als Wunderkind angeſtaunt, große Hoffnungen erweckte, zufolge eines Armleidens jedoch vom Künſtlerberuf abzuſtehen gezwungen iſt. Wir muſizieren häufig zuſammen. Nur muß ich mich erſt daran gewöhnen, daß ſich dabei eine Schar muſikdurſtiger Hörer einſtellt, oder leiſe einſchleicht. Baroneſſe Marie Spaun zeichnet mich meuchlings, indes ich am Klavier ſitze, und ich darf eine künſtleriſche Zeichnung unſrer lieben Spaun-Villa von ihrer Hand als Andenken mit mir nehmen. Die Harfe der Gräfin Sauerma höre ich täglich; ja meine Finger

lernen sogar, sich selber ein klein wenig mit ihr zu befassen.

Eines Tages geleitet Baronin Roner einen Freund ihres Hauses zu mir: den Musikgelehrten Dr. Max Friedländer — jetzt Professor an der Universität Berlin und Geheimrat —, der, ein ausgezeichneter Sänger, sich vorzugsweise der Schubertforschung zugewandt hat. Wir kannten uns schon. Zu einem vor etlichen Jahren von ihm in Leipzig gehaltenen Vortrag über den Liederfürsten hatte er die Güte, mich persönlich einzuladen. Herzlich freute ich mich jetzt des, wenn auch nur kurzen Wiedersehens. Während eines gemeinsamen Spazierganges tauschten wir unsere Ansichten über die neuerlich erschienene, viel Staub aufwirbelnde Broschüre Mariam Tengers „Beethovens unsterbliche Geliebte" aus, deren in die Augen springende unrichtige Angaben sofort berechtigtes Mißtrauen gegen ihre weiteren Mitteilungen bei mir hervorgerufen hatten. Da die pseudonyme (Frau Baronin Roner als Fräulein von Trussoszy bekannte) Verfasserin sich auf Josef von Spaun als ihren Gewährsmann beruft, lag mir daran zu erfahren, ob Spaun tatsächlich in näheren Beziehungen zu Beethoven gestanden hatte, wofür bisher kein Beweis vorlag. Durch Spauns Töchter wurde dies verneint und hervorgehoben, daß auch die von ihrem Vater noch kurz vor seinem Tode beendete „Familienchronik", in der er seiner wesentlichen Erlebnisse gedenkt, gänzlich darüber schweige. Ich durfte mich durch Einblick in diese Aufzeichnungen selbst hiervon überzeugen, bei dieser Gelegenheit auch von Spauns darin enthaltenen letzten Mitteilungen über Schubert, die mehrfache Angaben von dessen Biographen Heinrich von Kreißle richtig stellen, Abschrift nehmen. In den „Signalen" (1891, Nr. 50) habe ich sie — die nicht mit den früher erwähnten, erstmals durch mich veröffentlichten Spaunschen „Erinnerungen an Schubert" zu verwechseln sind — nachmals zum Abdruck gebracht.

* * *

Es war ein heißer Sommer in Traunkirchen und wochenlang ſchauten wir ungetrübte Himmelsbläue. Einmal jedoch überfiel uns ein in Hagelſchlag übergehendes Gewitter, wie ich ihrer ſelten eins erlebte. Zu Haufen lagen im Garten die ſchweren Eisſtücke, die Blumen und Geſträuch traurig verwüſtet hatten. Die armen geängſteten Schwalben flogen in Scharen an unſere Fenſter, Einlaß begehrend, und zutraulich kamen ſie herein und ſuchten ſich auf den Schränken im Vorderzimmer ein ſicheres Nachtquartier, um in erſter Morgenfrühe davonzuflattern. Nun begann es plötzlich zu herbſteln. Schneeflocken miſchten ſich dem Regen und Nebel. An der Harfe der Gräfin Sauerma ſprang in der feuchten Luft eine Saite nach der andern. Da war ihres Haltens nicht länger. Auch Wehlis Enkel verließen uns, in der Spaun-Villa wurde es einſam. „Laßt uns nach Baden ziehen!“ ſchlug der Hausherr vor — und alsbald wanderten wir in Baden bei Wien herum und blickten, ſtatt zum kühnen Profile des Traunſteins, zu den ſanften Linien grüner Waldberge empor.

Jetzt, wo der September ſchon ſcheidet und die Kurgäſte ſich verzogen haben, läßt ſich's wohl ſein in der heiteren Gartenſtadt. Beſſer als im Julienhof kann man nicht verpflegt werden, auch kaum angenehmer wohnen als in der nahen Villa, die uns, ſamt dem Trieſter Statthalter Baron Pretis und ſeiner Familie, birgt. Wir verkehrten ſo gemütlich zuſammen. Wer ahnte, daß, noch ehe zwei Monate ins Land gingen, der auf der Höhe des Lebens ſtehende, wahrhaft liebenswerte Mann ſeine Wohnſtatt in der kalten Erde finden würde?

Zu keiner Zeit im Jahre ſtrahlen die dichten Wälder, die Baden umſtehen, ſolch leuchtenden Farbenglanz aus wie eben jetzt. Es iſt eine Wonne, durch die vom lichten Gold bis zum Purpurrot flammende Herbſtpracht zu wandern.

Heute geht die Fahrt nach Mayerling, dem Schauplatz der ſchreckensvollen Tragödie, die Öſterreichs Herrſcherhaus im vergangenen Jahre ſeines genialen jungen Thronerben

beraubte. Weder Lage noch Ortschaft sind reizvoll. Inmitten Feld und Wiesen ein paar von Stallungen und Gärten umgebene Häuser, die einst die Gäste des Kronprinzen und vor Errichtung des Jagdschlosses auch ihn und seine Gemahlin aufnahmen; auf einer Anhöhe daneben, an Stelle des niedergelegten Jagdschlosses, ein neues, von Karmelitern bewohntes Klostergebäude, aus dessen Vorderseite eine gotische Kapelle heraustritt, deren Hochaltar den Platz bezeichnet, wo man die entseelte Hülle des Kaisersohns fand — so schaut das heutige Mayerling aus. Enthält die Geschichte der Habsburger wohl ein dunkleres Blatt als jenes, das von dem rätselhaften Ereignis Kunde gibt?

Wir fahren weiter nach dem ungleich schöner gelegenen alten Zisterzienserkloster Heiligenkreuz. Über die Friedhofsmauer ragt auf weißem Marmorblock ein graues Granitkreuz hervor, darauf wir lesen: „Marie Freiin von Vetsera, geb. 19. März 1871, gest. 30. Januar 1889. Wie eine Blume sproßt der Mensch auf und wird gebrochen." Gräber sind stumm, sie hüten ihre Geheimnisse. Ich habe darnach in Wien die Darstellung all der Geschehnisse aus der Feder der Mutter der hier Begrabenen gelesen, die nach ihrem Erscheinen im Buchhandel unterdrückt und verboten wurde. Wer aber will sagen, wie weit sie sich mit der Wahrheit deckt? — —

Fast täglich führte unser Weg ins Helenental, das schönste der Täler Badens. Eine in einen Felsen, den „Beethovenstein", eingefügte Gedenktafel, die später durch das Reliefbild des Meisters ersetzt wurde, nennt dort die Stelle, wo Beethoven in den Jahren 1824 und 1825 — also zur Zeit, da die letzten Quartette in ihm reiften — mit Vorliebe verweilte. Sie liegt abseits der Straße in einer Talenge am Bach, hinter Erlen halb versteckt, in lauschiger Stille. Baden war ein Lieblingsaufenthalt unseres erhabensten Tonmeisters. Oft kehrte er hier ein. Das Eckhaus der nach ihm benannten Gasse und der Rathausgasse ist der Geburtsort der neunten Symphonie, das nahe Mödling die Ursprungs-

ſtätte eines groſzen Teils der Miſſa ſolemnis. Im unfernen Gaſthof „zu den zwei Raben“ ſaſz ihm eine kleine Bande origineller Spielleute, für die er ein paar Tänze ſchrieb, Modell für die Tanzſzene ſeiner Paſtoralſymphonie. Auf Schritt und Tritt begegnet man hier Beethovens Spuren, und es reizt mich, ihnen, wie in Traunkirchen den Erinnerungen an Schubert, nachzugehen. Darum ſuche ich auch den Chroniſten und Stadtarchivar Badens, Dr. Hermann Rollett, auf und laſſe mir von ihm allerlei Beethoveniana erzählen. Für den Muſiker und Muſikfreund iſt Baden, wo auch Mozart vor hundert Jahren, gelegentlich des Kurgebrauchs ſeiner Conſtanze, ſein hehres Ave verum erſann, geweihter Boden.

Vierzehn ſonnenverklärte Nachſommertage gingen uns dort dahin; dann bezogen Wehlis und für's erſte auch ich mit ihnen das Wiener Winterquartier. Mit Frau von Wehlis Schweſter, Generalin von Dobner, die nach Verluſt ihres Gatten einer Zerſtreuung bedurfte, fuhr oder wanderte ich allmorgendlich aus und ſchaute mir Altbekanntes oder Neuerſtandenes an, denn ich wollte mit dem mir lieben Wien auf vertrautem Fuſze bleiben. Mich verlangte, die Ruheſtätten der groſzen Tonkünſtler zu ſehen, die, nach Übertragung ihrer Reſte aus den nun der Zerſtörung anheimfallenden alten Friedhöfen der Vororte, 1888 und 1890 in die ungeheuere Totenſtadt des entlegenen Zentralfriedhofs, in Ehrengräbern einander nachbarlich geſellt ſind. In einen Halbkreis geordnet ſtehen ſie vor uns; in der Mitte das Grabdenkmal Mozarts — das in Ermangelung ſeiner unauffindbaren Aſche errichtet ward —, daneben links die von einem weiſzen Marmorobelisken mit dem Namen „Beethoven“ überragte Gruft des Gewaltigſten aller, rechts, mit einem ſinnigen Marmorrelief geſchmückt, Franz Schuberts Grab, ein wenig zurückliegend das Glucks, gleichfalls von einem Obelisken bezeichnet. Wie himmliſche Muſik ſcheint's aus dieſer Gräber Tiefen zu klingen. Auch Bruckner, Brahms, Wolf, Strauſz hat man in der Folge hier gebettet.

Das Beethoven-Muſeum in dem mir vertrauten Heiligenſtadt muß ich ebenfalls beſichtigen. Es enthält Bildniſſe des Großen, Abbildungen der zahlreichen Häuſer, in denen der Ruheloſe gewohnt, verſchiedene Einrichtungsgegenſtände, die ihm einſt gedient, und manches, was zu ſehen der Mühe lohnt.

Oft bot ſich mir auch Neues in nächſter Nähe. Vollendet nach innen wie außen ſtand nun der ſtolze Bau des naturhiſtoriſchen Muſeums, deſſen Intendant Hauer mich früher mit der Wilt bei noch unfertiger Einrichtung herumgeführt hatte. Der gegenüberliegende, den Kunſtſammlungen beſtimmte Zwilling dieſes Muſeums, an den Schloß Belvedere ſeinen koſtbaren Inhalt abgeben ſoll, hat ſich der Allgemeinheit noch nicht aufgetan. Hätte nur über dem Maria Thereſia-Denkmal zwiſchen beiden Muſeen ein beſſerer Stern gewaltet! Was werden, angeſichts dieſes Mißverhältniſſes zwiſchen der Hauptfigur und den wie Nippes erſcheinenden Reiterhelden zu ihren Füßen, kommende Geſchlechter vom Kunſtgeſchmack des heutigen denken? In wieviel glücklicherer Geſtalt kommen da Grillparzer und Liebenberg in den Neuſchöpfungen Kundmann-Weyrs und Silbernagls auf die Nachwelt.

Über dem Burgplatz wächſt ein neuer Flügel der Kaiſerburg empor. Weiter unten am Ring, von dem doppeltgeflügelten Kunſttempel hat nun das erſte Schauſpiel deutſcher Zunge Beſitz ergriffen. Im alten unſcheinbaren Burgtheater am Michaelerplatz, das mit der Glorie ſeiner hundertjährigen Tradition dem Wiener ans Herz gewachſen iſt, hat man am 12. Oktober 1888 den Vorhang zum letzten Male fallen ſehen. Pracht und Vornehmheit zeigt das neue Haus ſchon von außen, auch wenn zu bedauern bleibt, daß der große Meiſter Semper, der die Pläne entwarf, deren Ausführung einer ſie willkürlich umgeſtaltenden Hand überließ. Das Innere ſchwelgt in Prunk an Gold, Geſtein und farbigem Bilderſchmuck. Die Treppenaufgänge, das Foyer, der ſchimmernde Saal überfluten uns mit Licht und Glanz.

In Shakeſpeares „Wintermärchen" ſah ich eine vollendete Vorſtellung, die namentlich in Darſtellung der Wolter als Hermione außer allem Vergleiche ſteht. Noch immer bleibt dieſe einzige Künſtlerin unbeſtritten die erſte deutſche Tragödin, die königlich alle überragt, die mit ihr um die Palme ringen. Man meinte wohl in Adele Sandrock, die ſoeben im neuen deutſchen Volkstheater in der „Hochzeit des Valeni" Beifallsſtürme entfeſſelt, die einſtige Nachfolgerin der Wolter zu erkennen. Doch vermochte ihr Talent nicht zu derartigem Höhenwuchs auszureifen.

Als unübertreffliche Leiſtung an der Burg gilt ſeit Jahren Schillers „Wallenſtein" und die Vertretung der Titelrolle durch Sonnenthal, deſſen Maske allein ſchon den Ruf eines Kunſtwerks genießt. Wer wollte das Stilvolle der Wiedergabe leugnen? Aber es iſt für meinen Geſchmack daran zu viel der Kunſt, zu wenig der Natur, und ſoll Kunſt nicht erhöhte Natur ſein?

Unter dem neuen Direktor Burckhardt hält mit dem „Volksfeind" Ibſen und die naturaliſtiſche Schule jetzt ihren Einzug in die Burg, obwohl die Künſtler ſich dagegen wehrten. Als zugkräftigſte Novität im Volkstheater erweiſt ſich Anzengrubers „Viertes Gebot", das bei Sudermanns „Ehre" Patenſtelle vertritt und verwandte Motive behandelt, doch, ungeachtet graſſer Effekte, ſittlich befriedigender wirkt, obgleich die Geiſtlichkeit von der Kanzel der Stephanskirche herab dagegen eiferte.

Genug, die moderne realiſtiſche Richtung hat ſich, wie der Berliner, ſo der Wiener Bühne bemächtigt. Die Zeitſtrömung bringt ſie mit ſich; ſo ſehr man es beklagen darf, wenn das Grundprinzip des Schönen verneint wird in der heutigen Kunſt.

Die Hofoper hat mit einem gewagten Experiment Glück gehabt, indem ſie, nach Vorgang der Weimarer Bühne, Liſzts Oratorium „Die heilige Eliſabeth" zu ſzeniſcher Darſtellung brachte. Den Abſichten des Komponiſten lag eine ſolche fern. Ich weiß es aus ſeinem eigenen Munde. Er ließ nur

den ihm befreundeten feinſinnigen Weimarer Intendanten Baron Loën, als er den Plan faßte, mit echt Liſztſcher Liebenswürdigkeit gewähren. Mit keinem Gedanken an den Apparat der Bühne denkend, ſchrieb Liſzt ein geiſtliches Werk; er ſetzte eine Heiligenlegende in Muſik, deren Perſonen er allerdings in charakteriſtiſcher Weiſe individualiſierte und ihnen ein dem Oratorium bis dahin fremdes dramatiſches Leben einhauchte. Das eben legte anderen die Idee einer ſzeniſchen Verlebendigung nahe, die ſich denn auch, zumal bei einer ſo ſinn- und glanzvollen Inſzenierung wie in Wien, von ungeahnt großer Wirkung erwies. Edel und ſtilvoll geſtaltet vor allen Fräulein von Ehrenſtein die von goldener Glorie umfloſſene Heilige. Das Werk gewann ſich die Liebe der Wiener und kehrt alljährlich am Eliſabethtage wieder.

Zwei Novitäten noch führte die Hofoper während meines Aufenthaltes mit Glück ins Treffen: den „Barbier von Bagdad" von Cornelius und Maſſenets „Manon". Des erſteren, auch hier bald verſchwindenden gedachte ich bereits früher. Die Muſik zu „Manon" iſt trotz Wagnerſchen Einfluſſes echt franzöſiſch: graziös, kokett, raffiniert, mitunter phraſenhaft, doch meiſt intereſſant und in der leidenſchaftlichen Liebesſzene des dritten Aktes von ſtarker Wirkung. Das Ganze iſt mit Van Dyck und der Renard in den Hauptrollen eine Glanzvorſtellung der Wiener Oper.

Im Konzertſaal eroberte ſich bei den Philharmonikern die geniale Carreño nun auch die Wiener. Dem Roſéquartett war ich für Brahms' neues, wohltuend lichtvolles Streichquintett Op. 111, dem Hellmesbergerſchen für Dvořáks Klavierquintett beſonders dankbar. Eines Sonntags verherrlichte Marianne Brandt den Gottesdienſt in der Karlskirche. Wer unter den Anweſenden beklagte da nicht, daß dieſe Künſtlerin von Gottes Gnaden, im Vollbeſitz ihrer Mittel aus der Öffentlichkeit ſcheidet, um fortan nur noch durch Ausbildung junger Talente mit ihr in Zuſammenhang zu bleiben? Sie iſt bei feinem, in die Tiefe gehenden

Geiſt überaus liebenswürdig und wieneriſch natürlich, ſo ganz ohne feierliches Gröſsenbewuſstſein. Ein Feſt war mir's, ſie zu begleiten, und, wie es Reichen ziemt, gibt ſie gern und kargt nicht mit dem koſtbaren Gute, über das ſie in erſtaunlicher Vielſeitigkeit verfügt: Schubertſche, Schumannſche, Wagnerſche, Liſztſche Lieder, Geſänge aus „Orpheus", „Prophet", und, als eine ihrer bewundertſten Leiſtungen, Orſinis Trinklied aus „Lucrezia" mit genialen eigenen Kadenzen. Das war einer meiner beneidenswerteſten Wiener Tage.

Auguſt Stradal, einer der letzten Schüler Liſzts, ein vortrefflicher Pianiſt und vielbegehrter Bearbeiter, lädt mich zu einer Matinee in ſeinem Hauſe ein. Er ſpielt Werke ſeines Meiſters — unter ihnen ein feines, faſt überſinnliches Tongeſpinſt „En rêve". Seine junge Frau, ſtimmlich von Karoline Pruckner ausgebildet, ſingt Lieder Liſzts. Zu einer Anzahl ſeiner Tongedichte hat ſie Verſe erſonnen und herausgegeben. Unter vielen Anweſenden ſehe ich Adalbert von Goldſchmidt und das unzertrennliche Brüderpaar Thern.

In jenen Tagen kam mir Bauernfelds vielbeſprochene Reſi zuerſt vor Augen. Der alte Raunziander hatte das Glück, noch in ſeinen letzten Lebensjahren eine Dienerin zu finden, die ihn ſorglich betreute, ihn, wenn er eingeladen war, zu ſeinen Freunden geleitete und ſpäter wieder abholte, da es um ſein Augenlicht ſchwach beſtellt war. Wir hielten die originelle Perſon anfangs für naiv; doch wuſste ſie genau, was ſie wollte, und übte, nachdem ſie ſich unentbehrlich gemacht hatte, eine ziemlich energiſche Herrſchaft über ihren Pflegling aus. Als fromme Tyrolerin, die ſich ſtreng zur Kirche hielt, machte ſie ſich's insbeſondere zur Gewiſſensſache, ihn von der Notwendigkeit zu überzeugen, daſs er nach Jahrzehnten wieder zur Beichte und Kommunion gehe, widrigenfalls ſie nicht bei ihm bleiben könne. Dies Entweder-Oder beunruhigte den alten Herrn, wie er dies mehrmals zu uns äuſserte, ernſtlich. Schlieſslich gab er nach und behielt dafür ſeine Reſi bis ans Ende ſeiner

Tage. Für ihre Dienste dankbar belohnt, ist sie 1911 in Carthaus im Tyroler Schnalsertal verstorben.

Mit meinen Freunden hatte ich die Freude, in der gemeinsam durchlebten Zeit den achtzigsten Geburtstag des an Geist und Körper erstaunlich frischen Hausherrn zu feiern.

1891

Meine an Musik gewiß nicht arme Vaterstadt wurde in diesem Winter durch einen Zyklus „Akademischer Orchesterkonzerte" mit historischem Programm bereichert. Der Musikhistoriker Professor Hermann Kretzschmar, ihr Urheber und Leiter, ließ sich dabei zum Besten seiner Hörer von dem Grundsatz leiten, vielfach vergessene oder nicht genügend gewürdigte Werke zu allgemeiner Kenntnis zu bringen. So führte er eine reizend naive Symphonie Dittersdorfs, die Abschiedssymphonie und die konzertierende Symphonie „Le midi" von Haydn, die zweite C-dur-Symphonie C. M. von Webers, die sechste Symphonie Schuberts vor, brachte auch die den Leipzigern damals ziemlich fremde Phantastische Symphonie von Berlioz ihrem Verständnis näher und nahm sich des „Parsifal" und Liszts an. Leider bestand das verdienstvolle Unternehmen nur einige Winter hindurch.

Als Kuriosum interessierte in einem Extrakonzert im Gewandhause Beethovens selten zu hörende „Schlacht bei Vittoria" mit ihrer merkwürdig charakteristischen Tonmalerei. Die Hallesche Singakademie sang uns unter ihrem lisztkundigen Führer Otto Reubke die „Heilige Elisabeth" vor und der Riedelverein ließ u. a. die alten Thomaskantoren zu Worte kommen.

Unter den im Gewandhaus auftretenden Gästen gedenke ich vornehmlich Lillian Sandersons, die, bei keineswegs glänzendem, auch wenig umfangreichen Organ — sie verfügte kaum über das zweigestrichene fis — vermöge

groſſer Vortragskunſt bedeutende Wirkungen erzielte. Mit ihrer Art, das Wort plaſtiſch im Ton zu verkörpern und das Hauptgewicht auf Ausprägung des Textes zu legen, betrat ſie zuerſt einen Weg, der ſpäter die erſtaunlichen Erfolge des wenig ſtimmbegabten Ludwig Wüllner als Geſangsdeklamator ermöglichte. Um Verbreitung der ihr überaus günſtig liegenden Lieder Auguſt Bungerts erwarb ſie ſich ganz beſondere Verdienſte. Kurz nach ihr erſang ſich mit reicheren, ob auch nicht außergewöhnlichen Mitteln, Alice Barbi, die Beſitzerin eines weichen, vorzüglich gebildeten Mezzoſoprans, durch poeſievolle Auffaſſung und Nobleſſe der Wiedergabe alter italieniſcher Geſänge und Schubertſcher und Brahmsſcher Lieder Beifall und Sympathien. Sie gehörte, bis ihr Lebensſchiff in den Hafen der Ehe einlenkte, zu den ausgeſprochenen Lieblingen unſeres Publikums.

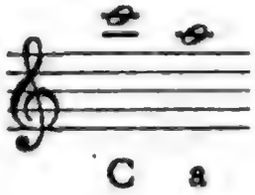
Opernneuigkeiten wurden uns mit Verdis „Othello", der den greiſen Schöpfer der neueren italieniſchen Oper an Wagners Genius verjüngt und vertieft und dennoch ſein Selbſt bewahrend zeigt, und der Pariſer Bearbeitung des „Tannhäuſer" zuteil, die weniger ſtileinheitlich als die urſprüngliche, aber unendlich reicher an Phantaſtik, Glut und Leidenſchaft iſt. Vorträge von Rednern wie dem Berliner Stöcker (über innere Miſſion und ſoziale Frage), Bulthaupt (Bach und Händel), Carl Werner (bei einer Bilderſchau von Stätten des gelobten Landes) und Maurenbrecher, (zum Geburtstag Bismarcks), gaben den vorwiegend muſikaliſchen Genüſſen ein Gegengewicht.

Similde lud, wie alljährlich ein oder mehrere Male, einen gröſſeren Freundeskreis zu einem muſikaliſchen Nachmittag ein. Von Ruſt empfing ich darauf die humoriſtiſche Zuſage:

„Leipzig, 8. April 1891.

Hochgeehrtes Fräulein!

Hier iſt unſer zweiſtimmiges Ja!

Die Frau:  Der Mann:

Überſetzt: die Frau freut ſich,
der Mann brummt (NB. wie immer);

doch wird er auch höhere Töne jodeln, wenn er nicht zu ſpielen braucht. Aber wirklich: Ich ſehe ſeit 3—4 Monaten ſo ſchlecht, daß es mir unmöglich iſt auch nur leichte Sachen ohne Stocken abzuſpielen. Wenn Sie, hochverehrte Freundin, ſowie Fräulein Similde mich nur als Hörer, Schwätzer, Eſſer und Trinker bräuchen können, dann bin ich, wie Sie wohl wiſſen, ſtets beehrt und gern bei Ihnen und bei Ihrer hochverehrten Freundin. Wir, d. h. La und fé, empfehlen uns mit beſten Grüßen und hoffen dieſer geheimnisvollen Sphinx alle Ehre zu machen in gemütlicher Heiterkeit und Fröhlichkeit.

Ihr alter Freund

Wilhelm Ruſt."

Keine Zumutung rief den verehrten Freund an den Flügel. Die Begleitung der Liedergaben von Frau Schimon-Regan, Thekla Friedländer und Amalie Friedrich, mit welch letzterer namentlich ich häufig muſizierte, fiel mir gleicherweiſe zu als der Klavierpart der von Auguſte Götze tief eindrucksvoll geſprochenen Liſztſchen Melodramen.

Faſt den ganzen Mai verbrachte ich bei meinem Bruder Conſtantin in dem in ſelten üppiger Frühlingsblütenpracht prangenden Dresden. Ein dortiger Bildhauer Arnold Kramer, der bei Hähnel und Echtermeyer ſtudiert hatte, bat mich ihm zu ſitzen, und mein Ebenbild in Form einer Büſte und eines Reliefmedaillons machte bald in Ausſtellungen in Dresden und Leipzig Glück.

In Elbflorenz hörte ich zuerſt die im Sturmſchritt die Runde um die Welt machende „Cavalleria ruſticana" Mas-

cagnis, mit der der Verismus in die Oper einzog. Ein grellfarbiges Bild echt italieniſchen Volkslebens, von einem raſſigen Temperament in Töne gefaßt, erhob den bisher unbekannten Tonſetzer mit einem Schlag zum Helden des Tages, dem raſch ein Schweif von Nacheiferern hinterdreinzog. Die weiteren Erzeugniſſe des im Unmaß gefeierten Maeſtro ſorgten indes für Ernüchterung und eine entſprechendere Wertung ſeiner Schaffenskraft. Jedenfalls wirkte die „Cavalleria“ unter Schuchs beſchwingter Leitung mit ſeiner Gattin als Lola, Anthes, Scheidemantel und Malten als Turiddu, Alfio und Santuzza, wie ein leibhaftiges Stück italieniſcher Wirklichkeit und täuſchte über das leichte Gewicht ſeiner muſikaliſchen Bedeutung hinweg.

Am 4. Auguſt vereinigte ſich unſere Familie, die nächſten Verwandten meiner Leipziger Schwägerin ſowie Similde inbegriffen, in Meißen, um daſelbſt, wo mein Bruder Hermann für die damalige Laura Pohl zuerſt Feuer gefangen hatte, als ſie mich während meines Aufenthaltes bei ihm beſuchte, beider ſilberne Hochzeit zu feiern. Es war das letztemal, daß wir Geſchwiſter uns alle vollzählig und glücklich zuſammen fanden.

Mitte Auguſt reiſten Similde und ich nach Tyrol, wo Auguſte Götze uns in Sölden erwartete. Similde kannte das Ötztal nicht, deshalb hatte ich ihr zugeredet. Nichtsdeſtoweniger ſtellte ſich mein gut gemeinter Vorſchlag bald als ein verfehlter heraus. Meine beiden Freundinnen verſtanden und liebten ſich nicht ſonderlich, und ich beſtrebte mich vergebens, ſie einander innerlich näher zu bringen. Das pathetiſche Theaterkind Guſta, in dem immer ein Anflug von tragiſcher Heldin ſpukte, das ſtets geneigt war, aus der Welt des ſchönen Scheins mancherlei ins Alltagsleben zu übertragen, ſtand der durch und durch natürlichen

Similde, die, bei allem Sinn für Ideales, zu ihrem und anderer Frommen mit beiden Füßen auf der Erde blieb, in Menschen und Dinge stets das Beste hineinsah und mit dem Sonnenschein im eigenen Gemüt auch andere durchstrahlte, kühl gegenüber. Auguste vermißte bei ihr die Anerkennung, nach der sie dürstete, und mit der Similde im allgemeinen nicht zu kargen pflegte, und fühlte sich einen passiven Widerstand entgegengesetzt, der sie reizte, so behutsam er zutage trat. Genug unser Dreiklang ließ an Reinheit zu wünschen übrig. Im Herzen trug Similde Sorge um die in Leipzig schwer erkrankte, hoch von ihr verehrte Frau Livia Frege; darum sah sie alles in trüberer Beleuchtung denn sonst. Das primitive Sölden war ihr zu ernst und zu eng; die Spaziergänge, die ich allmorgendlich allein mit ihr unternahm, deuchten ihr einförmig, der Mangel an Ruheplätzen ungemütlich, und meine Einladung, sich auf der Friedhofsmauer neben mir niederzulassen, ging ihr auf die Nerven. Einzig ein Ritt nach Gurgl und seinen prachtvollen Fernern trug mir, zumal er als Duo ausgeführt ward, Beifall ein. Eine Besteigung des Brunnenkogels wäre uns bei plötzlich eintretendem dichten Bergnebel beinahe verhängnisvoll geworden; doch geleitete uns unser erprobter Führer unversehrt hinab. Es war Simildes Abschied; denn als ein Brief ihrer Nichte Susanne deren bevorstehendes Eintreffen in Innsbruck meldete, fuhr sie eilends in aller Morgenfrühe davon.

Binnen wenigen Tagen holte ich sie mit Suschen vereint in Steinach am Brenner ein, mit welch schönem Stück Erde wir uns rasch befreundeten. Wir stiegen viel herum, auch zur Waldrast bei Matrei hinauf, die uns jedoch von unten viel besser als von oben gefiel, und vergaßen auch nicht unsers geliebten Achensees. Von da führte meine Straße nach Meran, wo meine Freunde Baron Wehlis meiner harrten. Mit zweien ihrer Enkel, Helmut und Lili Hopfen, hatten sie sich in Obermais in der behaglichen Villa Riedl angesiedelt, die der menschenfreundliche Bayernherzog Karl

Theodor sich mit Vorliebe zum Quartier wählte. Da vergingen uns, dank der Gunst eines köstlichen Nachsommers, wonnige Wochen. Nie erschien mir Meran schöner als jetzt im Schmuck seiner letzten Blütenherrlichkeit, seines strotzenden Fruchtsegens. Nie kam ich der Romantik seiner Täler und Höhen, seiner Schlösser und Burgen mehr auf die Spur denn diesmal, wo ich ihr, wenn es weiteren, für meine Freundin zu entfernten Zielen galt, in Gesellschaft der Geschwister Hopfen und des liebenswürdigen Baron Schwarz-Senborn aus Wien nachging. Schloß Tyrol und Burg Meran, Schloß Planta, Schönna, Trauttmansdorff, Lebenberg, St. Valentin, Naiftal — eine Fülle landschaftlicher Eindrücke ersteht mir in der Erinnerung beim Nennen dieser Namen. Auch meinen Achenseefreunden Baron Matzingers begegnete ich hier wieder und lernte Heinrich von Poschinger, einst Bismarcks Faktotum und Herausgeber einer umfänglichen Bismarck-Literatur, kennen.

Leider warf ein tragisches Ereignis in diese Sonnenzeit seinen dunkelen Schlagschatten: die Nachricht vom grauenvollen Selbstmord meiner armen Wilt. Durch einen Sturz aus dem Fenster eines vierten Stockwerks hatte sie in einem Anfall geistiger Umnachtung ihr Leben freiwillig geendet. Vor Jahren hatte ich ihr das Zyankali, das sie bei sich führte, entrissen — nun war sie dem von mir gefürchteten Schicksal dennoch verfallen. Unser Briefwechsel war allmählich eingeschlafen. In Wien sah ich sie seit ihrer Übersiedlung nach Graz, wo ihr Schwiegersohn Theaterdirektor war, nicht mehr. Im vergangenen Sommer brachte mir Baronesse Eberstein, die sie in Leopoldskron bei Salzburg besuchte, Grüße von ihr und riet mir dringend, sie, da sie offenbar gemütskrank sei, dort aufzusuchen. Doch meiner Reise waren bereits andere Linien vorgezeichnet, und ich ahnte nichts von einer ernsten Gefahr. Sofort schrieb ich nun an Gänsbacher und empfing alsbald Aufschluß.

Eine Spätsommerliebe zu einem um vieles jüngeren Mann hatte, wie ich schon wußte, die Alternde mit elemen-

tarer Gewalt erfaßt. Vergebens kämpften ihre Vernunft, ihr Wille dagegen. Lebenslang hatte ihr leidenſchaftliches Herz nach Liebe Verlangen getragen. Sie hatte, ob auch mit einem Gut ohnegleichen begnadet, kein Talent zum Glück. Sie ſuchte darnach und konnte es nicht finden. An dieſer Tragödie ging ſie, eine der größten Sängerinnen, die die Welt beſeſſen, zugrunde.

In meiner Heimat war die Wahl des neuen Univerſitätsrektors auf meinen Bruder Hermann gefallen. Seinem Antritt dieſer höchſten der akademiſchen Würden wohnte ich im Feſtaktus am 31. Oktober mit ſchweſterlichem Stolze bei, hörte ihn, mit Hermelin, Purpurmantel und goldener Kette bekleidet, ſeine Rede über „die Aufgaben der klaſſiſchen Philologie in der Gegenwart“ halten und war ſodann in ſeiner Wohnung bei Empfang der nahe an hundert zu Roß und Wagen anlangenden Deputationen gegenwärtig. Die Würde des Magnifikus brachte vermehrte geſellſchaftliche Verpflichtungen mit ſich. Auch der ſächſiſche Prinz Johann Georg, der in Leipzig ſtudierte, wurde zu meinen Geſchwiſtern geladen. Er unterhielt ſich ſehr angenehm mit Similde und mir über italieniſche Kunſteindrücke und ſah mit uns die alten Flaxmanſchen Zeichnungen zu Dantes göttlicher Komödie an, die ſein Großvater König Johann unter dem Namen Philalethes bekanntlich meiſterlich überſetzt hat.

Künſtleriſche Darbietungen vielfältiger Art drängten ſich in die letzten Monate des Jahres zuſammen. Die Geſellſchaft des Münchner Gärtnertheaters trug uns Roſeggerſche und Anzengruberſche Volksdramen, ein Gaſtſpiel der Weimaraner Ibſens „Nora“ zu, deren Ausgang Zündſtoff in die Gemüter warf. In dem einer rumäniſchen Sage entnommenen „Meiſter Manole“ zahlte Carmen Sylva als dramatiſche Dichterin der Kuliſſenwelt ihren Tribut. Wohl-

gefallen konnte das nur graß, nicht tragiſch wirkende Schauſpiel nicht erwecken. Mozarts hundertjähriger Todestag wurde auf der Bühne wie im Konzertſaal feierlich begangen. Ein ſchwaches Feſtſpiel von Wilhelm Henzen huldigte öffentlich, ein anſpruchsloſes von Auguſte Götze vor geladenem Kreiſe dem „Helios der Muſik".

Eine einaktige Oper „Wem die Krone", Dichtung und Muſik von Alexander Ritter, zeigte ſich anregend und intereſſant, nur mit einem im Verhältnis zum Stoff zu ſchweren, mehr Wagner als ihm angehörenden Orcheſterapparat beladen. Nach Sperlingen braucht man nicht mit Kanonen zu ſchießen.

Geſanglich ſpendete Andrade Vornehmes, und vier Abende Amalie Joachims, die nach einem von Heinrich Reimann bearbeiteten Programm „Das deutſche Lied von ſeinen Anfängen bis zur heutigen Zeit" — darunter wertvolle Ausgrabungen — vorführten, wurden zum Ereignis. Damals ſprach ich die von mir verehrte, wahrhaft ariſtokratiſche Künſtlerin zum letzten Male. Der Glockenton ihres wundervollen Alts hatte der Zeit den unvermeidlichen Zoll entrichten müſſen. Der Zuſammenbruch ihres ehelichen Glücks, den ſie ſchuldlos erduldete, hatte ſie vorzeitig altern laſſen, und ihre Sehnſucht nach Wiederaufnahme der lang verlaſſenen Bühnenlaufbahn blieb ungeſtillt. Auf Konzertpodium und Lehrzimmer ſollte ihre Tätigkeit beſchränkt bleiben; doch die Größe ihrer Auffaſſung adelte jegliche ihrer Leiſtungen. „Was ich künſtleriſch anſtrebte?" ſchrieb ſie mir, „es war immer das Höchſte, und mein Ideal flog ſtets höher und höher! Was ich erreichte? Wie wenig iſt das! Habe ich aber nur einmal einem Menſchen das Schöne und Edle näher gebracht — ſo habe ich nicht vergeblich gerungen!"

Bismarck in Jena

1892

Beethovens Unsterbliche Geliebte hielt seit Erscheinen der diesen Titel tragenden Broschüre Mariam Tengers die musikalische und literarische Welt in Atem. Die pseudonyme Verfasserin brachte darin nichts wesentlich Neues. Man schenkte ihren Mitteilungen Beachtung, insoweit sie sich mit den Grundzügen der Enthüllungen des Amerikaners A. W. Thayer deckten, des Ersten, dem wir eine auf selbständige, ebenso scharfsinnige als gewissenhafte Forschungen gegründete Beethovenbiographie danken. Diese seine Enthüllungen gingen dahin, daß nicht — wie man nach Schindlers Angabe seit fünfzig Jahren glaubte — die schöne Eigentümerin der Cis-moll-Sonate Gräfin Giulietta Guicciardi, sondern vielmehr mit größter Wahrscheinlichkeit deren Cousine Gräfin Therese Brunsvik die als „meine unsterbliche Geliebte" von ihm angeredete Adressatin des berühmten Liebesbriefes sei, der, von Beethovens Hand „Montags am 6. Juli", ohne Jahres- und Ortsangabe mit Bleistift geschrieben, sich, in einem geheimen Fache verwahrt, in des Meisters Nachlaß vorfand. Hieran anknüpfend, gab Mariam Tenger — obgleich sie behauptete, die seit elf Jahren der Öffentlichkeit vorliegenden Ergebnisse Thayers *nicht* zu kennen — in Form sogenannter „persönlicher Erinnerungen" allerlei romanhafte Ausschmückungen zum Besten, die sie, die in der Beethovenkunde gänzlich Unbewanderte, mit den naivsten Inkorrektheiten verquickte.

Kritiklos nahm die Kritik im allgemeinen die Erzählungen Meriam Tengers auf. Meines Wissens wies ich zuerst (in einem Aufsatz der „Leipziger Zeitung", der später in mein Buch „Klassisches und Romantisches" überging,) auf die erstaunliche Verwechslung Beethovens bald mit Mozart, bald mit Schubert und viele andere Unrichtigkeiten hin. Jetzt trat der Berliner Beethovenforscher Alfred Kali-

scher mit einer Broschüre „Die Unsterbliche Geliebte Beethovens. Giulietta Guicciardi oder Therese Brunsvik?“ (Dresden, Bertling 1891.) auf den Plan. Er fertigte nicht nur die Romantizismen Mariam Tengers ab, er griff auch die scharfsinnigen Schlußfolgerungen Thayers an — laut denen der berühmte, von Kalischer nach 1801 oder 1802 versetzte Liebesbrief dem Jahre 1806 angehören müsse, zu welcher Zeit Giulietta Guicciardi schon seit drei Jahren Gräfin Gallenberg gewesen sei — und erklärte von oben herab: „Giulietta Guicciardi bleibt die Unsterbliche Geliebte Beethovens, so lange nicht unabweisbare Dokumente dagegen sprechen.“

In einem Aufsatz in der „Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung“ (vom 17. Dezember 1891) erlaubte ich mir, meine Zweifel an Berechtigung der Einwände Kalischers gegen Thayer auszusprechen und die Zeugenschaft Beethovens, Gerhard von Breunings und des Grafen Gallenberg, des Sohnes von Giulietta Guicciardi, gegen verschiedene Argumente Kalischers ins Feld zu führen. Ich schloß mit den Worten: „Im übrigen darf man es Thayer überlassen, die von ihm vertretenen Rechte Thereses Brunsviks weiter zu verfechten und zu Kalischers Einwürfen Stellung zu nehmen. Es gibt in Sachen der Beethovenbiographie keine höhere Autorität als ihn, dem wir alle für das große, leider noch nicht zu Ende geführte Werk seines Lebens zu wärmstem Danke verpflichtet sind.“

Hierauf nahm Thayer, dem ich meinen kleinen Artikel schickte, zu meiner Genugtuung selbst das Wort und bekundete, daß er seine im dritten Band seiner Beethovenbiographie begründete Ansicht bezüglich der Gräfin Brunsvik und der Datierung des Liebesbriefs im Jahre 1806 mit Entschiedenheit aufrecht erhalte. Ich gebe, da die Erläuterung der verschiedenen von ihm berührten Punkte an dieser Stelle zu weit führen würde, der sachliche Inhalt seines Schreibens überdies zunächst in der „Leipziger Zeitung“ (30. Jan. 1892), später in meinem Buch: „Beethovens Unsterbliche Geliebte.

Das Geheimnis der Gräfin Brunsvik und ihre Memoiren" (Breitkopf und Härtel 1909) von mir veröffentlicht wurde, nur Anfang und Ende des Briefes deutsch wieder:

„Trieſt, 22. Januar 92.

Teuerſte verehrte Frau,

Herzlichſt habe ich Ihnen für Ihren Artikel über Kaliſcher, für das meinen Arbeiten freigebig zuerkannte Lob und für Ihre energiſche Verteidigung meiner Anſichten gegen Kaliſcher zu danken. Erſt lange Jahre, nachdem der Verdacht gegen den Guicciardi-Roman in mir aufgeſtiegen war, bot ſich mir die Möglichkeit, zu beweiſen, was mir inzwiſchen zur vollen Überzeugung geworden. Mit wie allgemeiner Zuſtimmung meine Meinung und die dafür dargelegten Gründe ſodann aber aufgenommen wurden, und wie wenige nur ſie nicht teilten, das wiſſen Sie.

Der Zuſtand meiner Augen verbietet mir, Ihnen einen langen Brief zu ſchreiben. Doch genügt eine kurze Hindeutung auf das Weſentlichſte. Daß Herr Kaliſcher die Lismoll-Sonate als ein an Giulia Guicciardi gerichtetes muſikaliſches Liebesgedicht zu betrachten ſcheint, überraſcht mich. Es muß ihm doch ſicherlich bekannt ſein, daß Seumes kleine Dichtung ‚Die Beterin' der Gegenſtand der Sonate war, oder richtiger, die Anregung zu derſelben gegeben hat. Wollen Sie, bitte, bevor wir weiter gehen, den erſten Teil des ‚Liebesbriefs' durchleſen. . . .

Alles, was wir von Beethoven betreffs der Sommer 1801 und 1802 wiſſen, ſpricht gegen die Reiſe nach jenem Badeort; was wir von dem Sommer 1806 wiſſen, ſpricht für dieſe.

An Herrn Kaliſcher iſt es nun, den Beweis zu liefern. Kann er eine ſolche Reiſe in den Jahren 1801 oder 1802 nachweiſen und tut er dies — ſo ſpräche ein Punkt zu ſeinen Gunſten.

Mit großer Hochachtung vor der Schriftstellerin La Mara, bin ich, verehrte Frau, aufrichtigst der Ihrige

Alexander W. Thayer."

★ ★

★

Der Februar trug mir zwei ungeahnte Ehrungen ins Haus. Mein verehrter Freund Rust erwies mir die Auszeichnung, mir eine von ihm herausgegebene herrliche Lautensonate seines Großvaters, des mit Recht als Vorgänger Beethovens in hohem Ansehen gestandenen Dessauer Hofmusikdirektors Friedrich Wilhelm Rust, zu widmen und diese Widmung mit den gütigen Zeilen zu begleiten:

„Leipzig, den 6. bis 8. Februar 1892.

Hochgeehrtes Fräulein!

Es gereicht mir zu besonderer Ehre und Freude Ihnen beifolgendes Werk meines Großvaters, den Sie so hoch verehren, widmen und überreichen zu dürfen. Sie entsinnen sich wohl noch, wie ich Ihnen die Sonate mit Herrn von Dameck vorspielte und Sie über die wundervolle Modulation in der Durchführung des ersten Satzes (von der Dominante in G-moll nach Es-dur) staunten. Mögen Sie sich auch fernerhin daran erfreuen, wie ich mich allezeit Ihrer streng wissenschaftlichen und meisterlich geschriebenen musikalischen Werke erfreue. Möge Ihnen das schöne Werk meines Ahnen sagen, wie dankbar Ihnen allezeit sein Enkel sein und bleiben wird für die rosige bengalische Flamme, in welcher sein Bild in Ihrer brillanten Zeichnung erstrahlt, obwohl ich mich darin selbst kaum erkenne. Es war allerdings ein schöner Lebensberuf, für Meister wie J. S. Bach und F. W. Rust mit dem Segen Gottes gewirkt zu haben und dafür mit dem berühmtesten Kantorstuhl der Welt belohnt zu werden. Möchte ich mich aber auch fernerhin einer

ſo ausgezeichneten, würdigen Freundin, wie Fräulein Marie Lipſius iſt, erfreuen, auf die ich mich als Künſtler allezeit verlaſſen kann.

In größter Hochachtung bin und bleibe ich
Ihr dankbar ergebener
Prof. Dr. Ruſt, Kantor."

Meine zweite Februarüberraſchung kam aus Rom. Dort hatte Frau Fanny Birkenruth, von deren Zuſammentreffen mit Similde und mir in Venedig ich erzählte, ſich dauernd angeſiedelt und war von Julius Duboc, dem geiſtſprühenden Philoſophen, an Malwida von Meyſenbug empfohlen worden. Beide Frauen ſchloſſen ſich raſch einander an, und da Fräulein von Meyſenbug an den Augen litt, machte ſie von Frau Birkenruths Bereitwilligkeit, ihr des öfteren als Vorleſerin zu dienen, gern Gebrauch. Daß die Wahl dabei auf mein jüngſtes Buch gefallen war, nahm die von mir verehrte Verfaſſerin der vielgeleſenen „Memoiren einer Idealiſtin" zur Veranlaſſung, die liebenswürdigen Worte an mich zu richten:

„Rom, 22. Februar [1892].

Verehrtes Fräulein,

Erlauben Sie daß ich, die Unbekannte, der Unbekannten und doch Bekannten einen herzlichen ſchweſterlichen Gruß ſende. Wir arbeiten beide in demſelben Sinn, auf demſelben Feld, aber Sie mit größerem Erfolg auf dem ſchöneren Teil desſelben. Ich möchte Sie darum beneiden, denn Muſik war von je die Lebensluft meiner Seele, und hier muß ich in dieſer Beziehung darben. Ja, darin iſt Deutſchland, trotz Eis und Schnee, Italien überlegen.

Mit großem Intereſſe höre ich jetzt aus Ihrem intereſſanten Buche die Briefe Spohrs mit an, die unſere gemeinſame Freundin mir vorlieſt. Ich habe Spohr und Hauptmann noch gekannt und eine alte, längſt verſunkene Welt ſteigt damit vor mir herauf. Überhaupt wie viele Erinne-

rungen hätten wir miteinander auszutauſchen, wenn wir uns einmal ſehen könnten! Kommen Sie einmal nach Rom, das iſt nicht mehr als recht und billig, da Sie die viel Jüngere ſind. Damit würden Sie große Freude bereiten

Ihrer M. Meyſenbug."

Seitdem ſpannen ſich Beziehungen zwiſchen uns weiter, die, durch ein perſönliches Gegenüber in Rom befeſtigt, bis an das Lebensende der „révérende mère de la libre pensée", wie Liſzt die ſeltene Frau nannte, währten.

Als mir vorzugsweiſe intereſſante muſikaliſche Vorkommniſſe innerhalb der erſten Monate dieſes Jahres hält mein Tagebuch feſt: das Auftreten Moritz Roſenthals — deſſen raſſiges Virtuoſentum, bei hoher Anſchlagskultur und einer alle Möglichkeiten erſchöpfenden Technik, alle gegenwärtigen Kollegen in Schatten ſtellen zu wollen ſchien — Silotis, eines der feinſten und maßvollſten unter den jüngeren Klavierbeherrſchern, d'Alberts und ſeiner mit ihm um die Palme ringenden Gattin Tereſa Carreño, Rubinſteins und Richard Strauß'. Des letzteren ſymphoniſche Dichtung „Tod und Verklärung", die er uns neben den „Idealen" und „Mazeppa" ſeines Weimarer Vorbildes im Liſztverein zu hören gab, bewillkommneten die Leipziger damals mit Recht als vielverheißende Tat eines jungen, kühn aufſtrebenden Genius, deſſen muſikaliſche Erfindung allerdings hinter ſeiner erſtaunlichen Orcheſtervirtuoſität zurückſteht. Ungleich phyſiognomieloſer als Tonſetzer ſtellte ſich der als Dirigent von Liſzts „Dante-Symphonie" bewundernswerte Felix Weingartner im Vorſpiel zu ſeiner Oper „Malawita" dar. Ein Abend machte uns mit Erzeugniſſen amerikaniſcher Komponiſten: Buſh, Paine, Arens bekannt, ohne uns Neutönendes vorzuſetzen.

Auch nach Weimar, das ich ſeit des geliebten Meiſters Hingang nicht wieder betreten hatte, begab ich mich, um dem Debut der von Auguſte Götze geſchulten Hermine Finck als Fidelio beizuwohnen. Es fiel ſo erfolgreich aus, daß Hans von Bronſart, der einſtige Liſztſchüler, jetzt Weimarer Hoftheaterintendant, nicht ſäumte, die Debutantin ſofort ſeiner Bühne zu gewinnen.

Die liebe Hofgärtnerei, die Zeugin ungezählter glücklicher Stunden meines Lebens, ſah ich, nun zum Liſztmuſeum umgewandelt, darin Pauline Apel, des Meiſters ehemalige Wirtſchafterin, als Hüterin waltet, wieder. Ich ſuchte Frau Merian-Genaſt, Hans und Ingeborg von Bronſart, Adelheid von Schorn auf, wo noch Spuren Liſztſchen Daſeins leiſe in der Luft hingen. Der Nimbus, der ehedem hier für mich über allem lag, war verflattert; — mit Alltagsaugen ſchaute mich alles an, ſeiner einſtigen hohen Weihe beraubt.

Bei einem meiner zahlreichen Bachgeſpräche mit Profeſſor Ruſt, die nicht ſelten noch ſchriftlich weitergeführt wurden, kam die Rede auf das hinſichtlich ſeiner Echtheit von Spitta beſtrittene Lied „Willſt du dein Herz mir ſchenken", das Amalie Joachim neuerdings in aller Erinnerung zurückgerufen hatte. Mit der Aufſchrift „Aria di Giovannini" teils von Bachs, teils von ſeiner zweiten Frau Anna Magdalena Hand geſchrieben, ſteht es in deren Klavierbuch vom Jahre 1725, und Zelter, deſſen langjähriger Beſitzer, deutete den Namen Giovannini als italiſierten Schäfernamen Johann Sebaſtians. Ruſt ſchloß ſich ſeiner Meinung an. Dagegen nahm Spitta das von ihm als unbachiſch bezeichnete Lied für den italieniſchen Komponiſten und Violiniſten Giovannini in Anſpruch, der um 1740 in Berlin, um 1745 in London als Graf Saint Germain gelebt hatte. Mein Gedanke, der Sache durch Vergleich des Liedes mit anerkannten Tonſtücken Giovanninis näher zu kommen, fand Ruſts Beifall. Ich verſchaffte mir die von Spitta genannte Gräfeſche Odenſammlung von 1741—43, die ſieben von Giovannini in Muſik geſetzte Lieder enthält, konnte

jedoch von der durch Spitta hervorgehobenen musikalischen Stilverwandtschaft mit dem in Rede stehenden Lied nur bei einem einzigen derselben etwas wahrnehmen. Auffällig machten sich bei drei der Oden Deklamationsfehler in Gestalt auf leichte Silben fallender schwerer Noten bemerkbar — dilettantische Sünden, von denen „Willst du dein Herz mir schenken" nichts gewahren läßt. Auch Spittas Einwurf, daß Bachs dichterischer Geschmack durch Texte eines Neumeister, Franck und Picander bestimmt worden sei und die Dichtung des fraglichen Liedes sich „weder formell noch ideell mit dem Stande der deutschen Literatur von 1750 bis 1780 vereinbaren lasse", konnte ich ein der Gräfeschen Sammlung entnommenes leichtflüssiges, überaus natürliches Gedicht entgegenstellen. Die gewonnenen Ergebnisse, denen ich durch Mitteilung weiterer Rustscher Argumente erhöhten Wert geben durfte, legte ich in einem in der „Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung" am 8. März 1892 veröffentlichten Aufsatz dar, es dem Leser anheimgebend, ob er sich für Rusts oder Spittas Meinung entscheiden wolle.

Rust schrieb mir darüber schon am folgenden Tage:

„Herzlichen Dank und aufrichtige Bewunderung über Ihren Artikel, der eben so ruhig als scharf in der Ausführung gehalten ist und mir als Bachkenner zu höchster Ehre gereicht."

Der Bach- und Beethovenforscher, Dr. Erich Prieger, der mich in Leipzig und Wien öfters besuchte und zeitweilig in lebhaftem Briefwechsel mit mir stand, äußerte sich:

„Bonn, 10. März 1892.

Sehr geehrtes Fräulein!

Für die Zusendung Ihres Beethoven- und Bach-Aufsatzes sage ich verbindlichsten Dank. Ich habe beide mit großem Interesse gelesen. Der Liedfrage haben Sie eine

neue interessante Seite abgewonnen. Gegen die Behandlung erlaube ich mir eine Bedenklichkeit auszusprechen.

Ich kann mich nie mit einer Parallelisierung zweier so ganz verschiedener Persönlichkeiten wie Rust und Spitta einverstanden erklären. Dem letzteren wird damit eine Ehre erwiesen, die ihm nicht zukommt. Wer so etwas niederschreiben kann, wie das J. J. (Lukas-Passion), der sündigt gegen das oberste Gebot jeder Wissenschaftlichkeit: gegen die Wahrheit. Wer gar ein so elendes Werk wie jene Passion noch bewundern kann, der ist nicht fähig J. S. Bachs Grösse und Tiefe nachzufühlen. Der Mann hat seine Verdienste im Herbeitragen von Material. Darüber hinaus kann ich nicht folgen.

Zur Sache selbst möchte ich noch bemerken, daß ich das Lied wegen der Baßführung nicht für echt halten kann, ganz abgesehen davon, daß es musikalisch nicht sehr viel wert ist . . .

Mich Ihnen bestens empfehlend Ihr sehr ergebener

Erich Prieger."

Zum Verständnis des Schreibens ist zu sagen: Spitta hatte als Beweis für die Echtheit der Lukaspassion angeführt, daß Bach das auf seiner Abschrift derselben befindliche Zeichen J. J., das ist Jesu Juva, mit Hilfe Jesu, nur auf seinen eigenen Werken, nie auf seinen Abschriften fremder Kompositionen anzubringen pflegte — was nicht der Wahrheit entspricht.

Kurze Wochen darnach hatte ich Dr. Prieger einen herben Verlust anzuzeigen. Erschütternd traf mich in der Morgenfrühe des 3. Mai die Kunde, daß mein hochverehrter Freund Professor Rust in der vergangenen Nacht sanft entschlafen sei. Unscheinend gesund hatte er sich am Abend zur Ruhe gelegt, um nicht wieder zu erwachen. Gott hatte seinem harmonischen Leben ein kampfloses Ende bereitet, und der Ausdruck seligen Friedens lag auf seinem edlen Antlitz, als ich den nun Verklärten wiedersah. Am offenen

Sarge des geliebten Lehrers, der wie ein Vater für jeden unter ihnen gesorgt und sie zu kaum zu übertreffender Leistungsfähigkeit herangebildet hatte, nahmen die Thomanersänger am Abend des 4. Mai mit seinem eigenen Chor „Selig sind die Toten, die im Herrn sterben", von ihm Abschied. Da nahm auch ich das Bild des Geschiedenen zum letzten Mal in meine Seele auf. Am 5. Mai gaben wir ihm mit Tausenden das Geleit zum Johannisfriedhof. Wieder erklangen seine Töne aus Thomanermunde. Das Gewandhausorchester brachte dem Leiter der Kirchenmusik, das Konservatorium dem verdienten Lehrer die letzte Huldigung dar. Pastor Pank, Professor Jungmann, Rektor der Thomana, Dr. Günther, Direktor des Konservatoriums, zeugten in bewegter Rede von der künstlerischen und menschlichen Bedeutung des nun verstummten ersten der lebenden Musikgelehrten.

Sein Nekrolog für die „Leipziger Zeitung" und die „Hamburger Signale" war der letzte Dankeszoll, den ich ihm entrichtete. Der treuen Genossin seines Lebens und seiner Arbeit, deren unablässige Fürsorge seinem häuslichen Glück und Behagen gewidmet gewesen war, blieb ich in Freundschaft verbunden. — —

Eine seit langem auf ihr lastende Ehrenschuld tilgte unsere Musikstadt durch die am Himmelfahrtstag stattfindende feierliche Enthüllung des Denkmals, das, vor dem Neuen Gewandhaus errichtet, die Gestalt Felix Mendelssohns, als des Meisters, der nächst Bach am meisten zu Leipzigs musikalischem Ruhme beigetragen hat, der Nachwelt überliefert. Dr. Günther und Oberbürgermeister Georgi führten dabei das Wort. In dem sich anschließenden Festkonzert vernahmen wir Mendelssohns 114. Psalm, sein von Joachim gespieltes Geigenkonzert und den namentlich in den Orchestersätzen schon stark verblaßten „Lobgesang".

* * *

Unterdessen bereiteten sich in Jena, unter hervorragender Beteiligung meines Bruders Adelbert, große Dinge vor. Es war die Zeit, wo ganz Deutschland durch die unerhörte Kränkung, die dem größten seiner Söhne, Bismarck, auf dessen Wiener Reise mit dem berüchtigten Uriasbrief Caprivis angetan worden war, tiefste Beunruhigung erlitt. Welcher Deutsche fühlte da den gerechten Zorn, der den Altkanzler durchzitterte, nicht im eigenen Herzen widerbeben? Demonstrative, nie zuvor erlebte Ausbrüche unbegrenzter Begeisterung, Dankbarkeit und Anhänglichkeit für den Reichsbegründer, wie sie in München, Augsburg, Dresden zutage traten, waren, jeglichen mit Genugtuung erfüllend, die unausbleibliche Folge.

Auch die alte thüringische Musenstadt wollte ihren besonderen Teil an dieser Genugtuung haben. Am 26. Juli schrieb mir Adelbert: „Sonnabend Abend kommt Fürst Bismarck nach Jena. Hast Du Lust, Dir die Festlichkeiten anzusehen? Da er im Bären quartiert, so sind unsre Fenster ein sehr gesuchter Artikel und die Zahl der „guten Freundinnen" wächst zur Legion; aber für die Familie bleiben zwei Fenster reserviert und dort wäre Platz für Dich. Du sollst uns herzlichst willkommen sein."

Ich ließ mir's bei meiner glühenden Bismarckverehrung nicht zweimal sagen, und am Morgen des 30. Juli fuhr ich, in Gesellschaft meiner Schwägerin Laura und der Leipziger Professor Ribbeck, Dr. Lichorius und Bruder, voll Froh-, ja Übermuts dem kommenden großen Ereignis entgegen. Es ging lustig zu unter uns. Da trat in Großheringen ein Fremder ein. Seine markanten Gesichtszüge, von tiefschwarzem Haupt- und Barthaar umrahmt, das sich von einer weißen Weste stark abhob, deuchten mich bekannt. Hatte ich sie, sei es im Bild, sei es in Wirklichkeit, nicht schon gesehen? Vergebens riet ich hin und her, indes der Herr mit unverkennbarem Anteil unseren lebhaften, auch viele gemeinsame Freunde streifenden Gesprächen folgte. Zu spät erst kam mir die Erleuchtung: „Schweninger ist's!" flü-

sterte ich meiner Schwägerin zu, und als ich auf seinem Handgepäck die Initialen E. S. entdeckte, wußte ich, daß ich auf richtiger Fährte war. Doch profitieren konnte ich von meiner Entdeckung leider nicht mehr. Eben fuhren wir in Jenas blumengeschmückten Bahnhof ein. Wir wurden von meinem Bruder, der schwarzbärtige Herr von einem medizinischen Kollegen empfangen.

An selber Stelle trafen wir nach kurzen Stunden wieder zusammen. Blitz und Donner und strömender Regen begleiteten, unter brausenden Hochrufen und der angestimmten „Wacht am Rhein", des Großen Einfahrt im bekränzten Extrazug. Ihm entstieg er mit seiner Gemahlin, seinem Sohn Graf Herbert und dessen jungvermählter Frau und schritt ins Fürstenzimmer, dahin ihm die empfangenden Herren: der Vorsitzende des Gemeinderats und mein Bruder, dem meine beiden Schwägerinnen und ich uns anschlossen, folgten. Da stand er in nächster Nähe vor mir, der größte Mann des Jahrhunderts, und ich durfte ihm in das wunderbar beredte Antlitz mit der kühn gemeißelten Denkerstirn, den in tiefste Tiefen blickenden blauen Augen schauen, indes ihn der Gemeindevertreter in angemessener, mein Bruder in schwungvoller Rede begrüßte. Wie jauchzte meine Seele auf bei Adelberts Worten: „Das ganze deutsche Volk mit seinem Kaiser an der Spitze kann Ew. Durchlaucht zurufen: „Was wär' ich ohne Dich geworden, was würd' ich ohne Dich wohl sein?!"

Die Erwiderung durfte ich unserm Nationalhelden von den Lippen lesen. Seine Redekunst war keine durch äußeren Glanz bestechende. Ich habe volltönender und feuriger, in hinreißenderem Flusse sprechen hören, als aus diesem ehernen Munde, der Europa Gesetze vorschrieb. Was Bismarcks Rede unwiderstehlich machte, war ihre schlichte Wahrheit und Tiefe, die Fülle der Erfahrung, die ungeheure Überlegenheit des Geistes und Überzeugungsgewalt, die in meist kurzen, langsam, mit sonorem Organ, doch ohne Emphase gesprochenen Sätzen ihren schlagenden Ausdruck fanden.

„Es iſt für mich ein erhebendes Gefühl“ — ſo ungefähr führte er, wechſelnd auf ſeinen Stock geſtützt, aus — „dieſen Ausdruck nationalen Dankes auf klaſſiſchem Boden zu empfangen. Die Univerſität Jena iſt klein, aber berühmt. Ihr und Thüringens Ruhm beruht auf ihren deutſchen Herzen. Die Spaltung Thüringens in verſchiedene Territorien iſt eine echt deutſche Eigentümlichkeit, aber ſie hat ſein Volk nie dem großen Allgemeingefühl entfremdet. Thüringens Lande ſind umrankt von Geſängen und Sagen, vor und nach Luther können ſie auf ein reiches dichteriſches Leben zurückblicken. Ohne Poeſie und Romantik, zentraliſiert, würde der Deutſche zum Franzoſen herabſinken. So verbreiten ſie überall Aufklärung im Volke und ſind Pflegerinnen urdeutſcher Eigenſchaften in ſeiner Mitte. Ich könnte hier noch viel ſagen, doch danke ich Ihnen nur noch herzlich für Ihre freundlichen Worte und bitte um Entſchuldigung, daß ich ſchlechtes Wetter mitgebracht habe.“

Mit der Fürſtin fuhr Adelbert ins Hotel zum Bären, wo Verehrer Bismarcks die Zimmer aufs ſchönſte ausgeſtattet und geſchmückt hatten. Zu den vor dem Hauſe verſammelten Tauſenden ſprach der Fürſt vom Balkon herab wiederholt herzliche Dankesworte. Von der benachbarten Wohnung meines Bruders hörten wir ihn unter anderem ſagen: „Ich freue mich, daß in Thüringen ſo viele Herzen für mich ſchlagen trotz der Verdächtigungen und Erſchütterungen, denen ich ausgeſetzt geweſen bin.“ Deputationen erſchienen, denen er in herrlicher Weiſe erwiderte. So beiſpielsweiſe: „Man kann die Politik eines großen Staates, an deſſen Spitze man ſteht, ſeiner hiſtoriſchen Beſtimmung entſprechend leiten; das iſt das ganze Verdienſt, das ich für mich in Anſpruch genommen habe. Politik iſt an ſich keine logiſche, keine exakte Wiſſenſchaft, ſondern die Fähigkeit, in jedem wechſelnden Moment der Situation das am wenigſten Schädliche oder das Zweckmäßigſte zu wählen. Man hat geſagt, ich hätte viel Glück gehabt in meiner Politik. Ich kann dem deutſchen Reiche nur wünſchen, daß

es Kanzler und Miniſter haben möge, die immer Glück haben."

Ein Fackelſpalier umgab den Platz und ſetzte ſich ſodann als Zug in Bewegung: Freudenfeuer leuchteten ringsum von den Bergen herab. Eine Flammenſchrift: „Hoch Bismarck!" ſtrahlte in Rieſenlettern auf ſteiler Felſenwand. Und unter Hochrufen und Gewittergrollen ging der Tag zu Ende.

Den ſonntägigen Morgengruß brachte dem Fürſten die noch aus Luthers Zeiten beſtehende Kurrende mit dem Lutherchoral „Ein' feſte Burg". An eine Umfahrt durch die Stadt, die in ihrem reichen Schmuck eine einzige Via triumphalis bildete, ſchloß ſich der Höhepunkt der Feier: das Marktfeſt. Jenas ehrwürdiger Marktplatz war zum Feſtſaal geworden, auf dem ſich unter Gottes freiem Himmel, inmitten einer vieltauſendköpfigen Menge, ein ſtudentiſcher Kommers abſpielte. Dem für Bismarck und die Seinen errichteten Zelt gegenüber, hatte mein Bruder für uns ein paar Fenſter erobert, aus denen wir einen umfaſſenden Umblick genoſſen und dabei keinen Laut der verſchiedenen Anſprachen verloren. Denen des Bürgermeiſters und der Jenenſer Burſchen- und Finkenſchaft erwiderte der Fürſt in einer politiſchen Rede, darin er als Hauptpunkte ungefähr berührte: „Die friedericianiſche-preußiſche Monarchie war eine großartige, in ſich einige Schöpfung, aber ſie hatte ihre Zeit ausgelebt. Unſere Kriege mit Öſterreich und Frankreich waren notwendig. Ich halte es jedoch für frivol oder ungeſchickt, wenn wir uns in weitere Kriege hineinziehen laſſen, ohne durch fremde Angriffe dazu gezwungen zu werden. Wir haben unſere ganze Aufmerkſamkeit im Innern der Konſolidierung der Reichseinrichtungen zugewandt, doch die Aufgabe kann nur vollendet werden, wenn wir ein ſtarkes Parlament als Brennpunkt des Einheitsgefühls haben. Wir müſſen nationale Politik treiben und können nicht regiert werden unter der Leitung einer einzelnen der beſtehenden Fraktionen, am allerwenigſten von der des Zen-

trums. Ich bin eingeschworen auf eine weltliche Leitung eines evangelischen Kaisertums und dem hänge ich treu an, und wenn man mir den Vorwurf macht, ich triebe antimonarchische Politik, so möchte ich doch auf unsere bestehende Verfassung aufmerksam machen, nach welcher die Verantwortlichkeit für alle Regierungsmaßregeln nicht bei dem Monarchen, sondern bei dem Reichskanzler und den Ministern ruht. Diese Auffassung ist eine uns in Fleisch und Blut liegende gewesen, lange ehe wir Verfassungen hatten. Man kann ein treuer Anhänger seiner Dynastie, des Königs und des Kaisers sein, ohne von der Weisheit der Maßregeln seiner Kommissare überzeugt zu sein. Ich bin letzteres nicht und werde diese meine Überzeugung auch nicht zurückhalten."

Bei einem Rundgang durch die jubelnde Versammlung wurden dem Gefeierten nach studentischem Komment ein Ziegenhainer Stock, ein Bierkrug und eine Pfeife dargereicht, die er dankend entgegennahm. Dann verlief sich nach wiederholten Gesängen die ungeheuere Menge.

Wir eilten zum Frühstück im Bären. Die für uns bestimmten Plätze an der Tafel Bismarcks, wo Adelbert zwischen ihm und Graf Herbert saß, waren, da Adelberts Frau sich zu lange mit ihrer Toilette zu schaffen gemacht hatte, bereits von anderen eingenommen; doch stellte mein Bruder uns sogleich dem Fürsten vor, der uns freundlich die Hand reichte und ein paar Worte an uns richtete. Wir mußten uns mit einer Nebentafel, wo ich die Jenenser Herren Professor Baumgarten und Dr. Kind zur Seite hatte, begnügen. Doch bei jedem Hoch, bei dem die Sektgläser hell aneinanderklangen, stieß das meine mit dem des Fürsten zusammen, der mir heiter eine Kußhand zuwarf. Professor Schweninger erneute zu meiner Freude seine stumme Bekanntschaft von gestern mit mir. „Ich war nur zu bescheiden, mich zu erkennen zu geben und am Gespräch zu beteiligen" sagte er; „aber ich habe mit Vergnügen zugehört,

zumal da die Freunde, von denen Sie sprachen, auch die meinen sind. Ganz besonders erfreute mich Ihr Enthusiasmus für den Fürsten.“ Meine lebhafte Versicherung: „Begeisterter wie ich kann wohl niemand den Einzigen verehren!“ trug mir einen Handkuß von ihm ein. Als Bismarck sodann aufbrach und alle den Scheidenden umdrängten, zahllose Hände sich ihm entgegenstreckten, wehrte der fürsorgliche Arzt ihrem Eifer. „Nicht zu viele Hände, das ist nicht gut für den Fürsten!“ rief er. Dabei ergriff er liebenswürdig meine Hand und legte sie, unter der seinen verborgen, in die des Herrlichen. Wie ich ihm das dankte!

Auf dem Bahnhof, angesichts von Ehrenjungfrauen, mit denen Tyras, der Reichshund, noch geschwind Bekanntschaft machte, folgte ein letztes Lebewohl. Aus dem Wagenfenster reichten der Fürst und sein Sohn meinen Geschwistern und mir noch einmal die Hand. Auch Schweninger grüßte mit ihnen heraus. Dann gehörte das große historische Ereignis der Vergangenheit an.

Wir besuchten Bismarcks Zimmer im Bären. Ich raffte ein grünes Zweiglein, als Rest der verstreuten Blumen, zum Andenken auf. Darnach fuhr ich, beglückt über das Erlebte, mit Laura nach Leipzig zurück.

Vier Tage darauf atmete ich mit Similde in Steinach am Brenner die in diesem drückend heißen Sommer doppelt erquickende Tyroler Bergluft. Adelbert hatte bei unserem Scheiden Lust bezeigt, mir dahin nachzukommen und täglich sah ich voll froher Erwartung seiner Anmeldung entgegen. Da schreibt mir Lorle, seine Frau, er habe sich einer Operation unterziehen müssen und liege noch in der Klinik. Am 19. August nachmittags entsetzt mich die Drahtnachricht: „Adelbert sehr schlecht.“ Ich frage sofort an, ob ich

kommen ſolle; doch erſt in der nächſten Morgenfrühe ſagt mir der Telegraph: „Adelbert ſanft entſchlafen.“ Eine weitere Depeſche meldet mir ſeine ſchon auf den 21. Auguſt feſtgeſetzte Beerdigung. Auf meine Bitte um Verſchiebung, da ich nicht mehr rechtzeitig einzutreffen vermöge, antwortet mein Bruder Hermann: „Verſchiebung der Beſtattung unmöglich, darum beſſer Du bleibſt.“ Die überall herrſchende, ſelbſt in unſere Bergzuflucht gedrungene Tropenglut, die die Ausbreitung der Cholera zum Gefolge hat, duldet keinen Aufſchub; ſie verwehrt mir, meinem geliebten Adelbert die letzte Liebe zu erweiſen. Wie gelähmt, wirr im Kopf und in der Seele, bleibe ich noch kurze Zeit. Bald ſtehe ich neben Lorle auf dem Jenaer Friedhof und lege Edelweiß auf Adelberts Grab. Der palmen- und blumenüberdeckte Hügel birgt das ganze Lebensglück ſeiner von ihm auf Händen getragenen Frau, birgt ein gut Teil auch des meinen. Wie keinem anderen meiner Brüder ſtand ihm meine Seele offen. Viel hatte ich im Leben von ihm empfangen und mit welch koſtbaren Stunden hatte er mich noch bei unſerem letzten Zuſammenſein beſchenkt, bevor wir ahnungslos für immer auseinandergingen! Ja ahnungslos! Wie ſo wahr ſagt der große Auguſtinus: „Den Schleier der Zukunft wob die Hand der Barmherzigkeit!“

Laut erſcholl die Klage um den Hingang „des erſten proteſtantiſchen Theologen der Gegenwart“. Sie klang erhebend an unſer Herz; uns über den Verluſt des teueren Lebens tröſten konnte ſie nicht. Adelberts Freund Profeſſor Otto Baumgarten vollendete das Werk des Verklärten, deſſen Korrekturen ihn noch auf dem Sterbelager beſchäftigt hatten: die dritte Auflage ſeiner berühmten Dogmatik. In demſelben Freund fand die durch Schwerhörigkeit doppelt vereinſamte Witwe einen treuen Berater und Beiſtand, der ihr durch ſeine Berufung nach Kiel nur leider bald entrückt wurde. — —

Wenige Wochen nach meinem Bruder nahm mir der Tod auch einen verehrten Freund. Im Oktober legte ſich

Baron Wehli nach längerer Leidenszeit in Aussee zur ewigen Ruhe. Er ward nach Heiligenstadt bei Wien heimgebracht.

* * *

Unablässiger denn je gab ich mich meinem eigentlichen Lebenszweck: der Herausgabe der Liszt'schen Briefe hin. Meine ausgesandten Bitten begegneten meist freundlichem Willfahren. So schrieb mir mit willkommener Beisteuer u. a. Alexander Ritter, der Gatte einer Nichte Richard Wagners:

„Fünfhundert Briefe eines solchen Menschen und Künstlers!! Eine Gabe von ganz unermeßlichem Kulturwert. Zu jenen, welche Ihnen warmen Dank dafür zollen, wird immer gehören

Ihr in vorzüglicher Hochachtung ergebener
A. Ritter.

München, d. 6./5. 92."

Emile Ollivier, der mir später erwünschte Dienste leistete, schrieb zunächst nur:

„25. Juni 92. Paris.

Madame,

Die in meinem Besitz befindlichen Briefe Liszts sind weit von hier entfernt, auf dem Lande. Sie sind an Mme. d'Agoult und ihre Töchter gerichtet, was Ihnen deren intimen und nicht für die Veröffentlichung geeigneten Charakter bekundet. Die an mich gerichteten dünken mich nicht interessant. Sollten sich jedoch, wenn ich im September wieder aufs Land komme, für Ihren Zweck geeignete darunter finden, so werde ich sie Ihnen zur Verfügung stellen.

Wollen Sie meine angelegentlichsten Grüße entgegennehmen.

Emile Ollivier."

Auch Gounods Hand blieb leer. Sie gab mir nur die Zeilen:

„22. Juni 92.

Madame,

Erſt heute geht mir Ihr Schreiben vom 19. Juni zu. Ich bedauere, zu der intereſſanten Veröffentlichung von der Sie mir ſagen, nichts beitragen zu können. Ich beſitze keinen einzigen Brief von Liſzt, ſo nah ich ihn gekannt und ſo ſehr ich ihn bewundert habe.

Empfangen Sie, Madame, die Verſicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung.

Ch. Gounod."

Als um ſo freigebiger zeigten ſich andere. Von Dr. Max Kalbeck hatte ich erfahren, daß Hanslick im Beſitz Liſztſcher Handſchriften ſei. Eine außerordentliche Überraſchung bereitete mir nun die nachſtehende Zuſchrift:

„Wien, 23. Nov. 92.
(Wohllebengaſſe 1.)

Gnädige Frau!

Soeben erhalte ich Ihr wertes Schreiben und beeile mich, Ihnen zwei Briefe Liſzts an mich für Ihr Buch zu ſenden. Ich gebe ſonſt dergleichen Autographe nie aus Händen; aus beſonderer Hochachtung für Sie und Ihre ſchriftſtelleriſchen Leiſtungen will ich eine Ausnahme machen. Ich bitte nur, die Briefe mir möglichſt bald rekommandiert zurückzuſchicken und ſeinerzeit ein Rezenſionsexemplar Ihres Buches.

Der erſte von Liſzts Briefen vom Januar 1856 bezieht ſich auf das von Liſzt dirigierte Mozart-Jubiläumskonzert in Wien und meine Kritik, in welcher ich den Mangel an Courtoiſie rügte, womit man Liſzt (der doch eigens zur Leitung dieſes Konzerts gebeten war) ſeitens des Publikums und des Komités behandelte.

Der zweite Brief vom Sept. 1859 bezieht sich auf meine Kritik seines Buchs „Les Bohémiens et leur musique" in der Wiener (alten) „Presse."

Hochachtungsvoll
Ihr ergebenster
Dr. Ed. Hanslick."

Enthusiastisch äußerte sich Wladimir Stassoff; ihm sei an anderer Stelle das Wort überlassen. So erschien denn meine Sammlung um die Weihnachtszeit. Mehr als alle anderen Zeichen der Zustimmung beglückten mich die von der Tochter meines Meisters ausgehenden lieben Zeilen:

„Sehr geehrte Frau,

Sie haben mir durch die Zusendung von den Briefen meines Vaters eine große Freude bereitet und ich möchte mit meinem Dank für die freundliche Aufmerksamkeit zugleich es auch aussprechen, wie hoch ich die Gesinnung schätze, die sich in der mühevollen, Sie so ehrenden Arbeit kundgibt.

Meines Erachtens kann keine Biographie so prägnant das Bild meines Vaters, in seiner lebens- und liebevollen Eigenart, wiedergeben, als diese fleißige Sammlung.

Haben Sie wiederholten Dank für diese schöne Weihnachtsgabe und seien Sie, sehr geehrte Frau, meiner herzlichen und hochachtungsvollen Ergebenheit versichert!

L. Wagner.

Bayreuth, d. 21. Dez. 92."

Weitere Briefe von und an Liszt

1893—1895

Dem Großherzog Carl Alexander von Weimar, Liszts hohem Gönner und Freund, hatte ich die ersten beiden Bände der Briefe des Meisters gewidmet und mit einem Schreiben begleitet. Ihm ward die huldvollste eigenhändige Erwiderung zuteil.

Welch warmem Anklang die Briefe seitens der fortschrittlich gesinnten Musiker begegneten, davon möge beispielsweise das warme Wort Felix Mottls zeugen:

„Innigen Dank, hochverehrte Frau, für das wundervolle Erinnerungswerk an unseren unvergeßlichen, geliebten Meister Liszt! Ich bin ganz selig durch die Lektüre desselben!"

Zurückhaltender verhielt sich das große Publikum, dem die französische Originalsprache vieler Briefe unbequem sein mochte. Dadurch wohl in erster Linie erklärt sich's, daß der äußere Erfolg dieser wie der weiteren Bände, die ich herausgab, ein verwunderlich geringer blieb. In der Schätzung Liszts aber vollzog sich, dank derselben, allmählich ein erkennbarer Umschwung. Man lernte seine menschliche und künstlerische Größe, den ungeheueren Einfluß, den er auf seine Zeit und die Fortentwicklung der Tonkunst geübt, endlich gerechter werten.

Genug, ich schritt auf dem begonnenen Wege weiter. Fortgesetzt sammelte ich, namentlich in Frankreich, wo mir vornehmlich die Herren Charles Malherbe, Archivar der Opéra in Paris, und Alfred Bovet in Valentigney gütig Hilfe leisteten.

Zum 5. Februar wurden meine Geschwister und ich zu einer vom „Verein für Thüringer Geschichte und Altertumskunde" veranstalteten Gedenkfeier für unseren Adelbert nach

Jena eingeladen, und wir stellten uns selbstverständlich vollzählig ein. Es war eine ergreifende Feierlichkeit. Hofrat Richter entwarf ein herrliches Bild der Persönlichkeit des Verstorbenen und seines Lebens, das er von seinem Herkommen, seiner Kindheit und Jugend an schilderte. Professor Nippold besprach Adelberts wissenschaftliche Bedeutung. In jeder theologischen Disziplin habe er — so hob er hervor — bahnbrechend gewirkt. Auch als Philosoph und Philolog würde er das Katheder geziert haben. Ein eminenter Historiker, sei er zugleich ein Lehrer von sittlicher Größe gewesen. In ihm verehrte man „den Erneuerer der protestantischen Dogmatik, den größten Theologen seit Schleiermacher". Die ihm auch von seinen Gegnern gezollte Anerkennung und Schätzung sei ein Beweis dessen.

* * *

Den Musikfreunden Leipzigs gab das Jahr 1893, gleich dem vorhergehenden Gelegenheit, Jubelfeste zu begehen. Im Dezember 1892 hatte man bei Anwesenheit Rubinsteins das Andenken an sein vor fünfzig Jahren erfolgtes erstes Auftreten im Gewandhaus daselbst durch Aufführung dreier Bilder aus seiner geistlichen Oper „Moses" gefeiert. Der „Moses" sagt uns vornehmlich bei Schilderung der Ankunft der ägyptischen Königstochter Schönes, bei Verkündung der zehn Gebote Imposantes. Nur erleidet die geniale Versinnlichung dieser letzteren, zufolge ihrer neunmaligen Wiederholung, eine bedauerliche Abschwächung an ihrer Wirkungsgewalt.

Das Leipziger Konservatorium blickte am 9. März 1893 auf ein halbes Jahrhundert ruhmreichen Bestehens zurück. Von seinem Gedeihen legte es vor eingeladener Zuhörerschaft an einem Abend im eigenen Hause mit Aufführung der neunten Symphonie, an einem zweiten in der Alberthalle mit zum teil humoristischen Darbietungen Zeugnis ab.

Sieben Monate später erfüllten sich 150 Jahre seit Gründung der Gewandhauskonzerte. Das große Ereignis brachte drei musikalische Festabende mit sich, an deren erstem die Leipziger Sterne Bach, Mendelssohn, Reinecke, an deren weiteren Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert, Schumann leuchteten.

Endlich feierte auch der langjährige Leiter der Gewandhauskonzerte, Kapellmeister Reinecke, im November sein goldenes Künstlerjubiläum.

Neben diesen Jubelabenden hatten wir einem von Daniel de Lange geleiteten gemischten a-capella-Chor aus Amsterdam selten gehörte altniederländische Meisterwerke zu danken. Der Liszтverein bevorzugte nächst seinem Taufpaten vor allen Berlioz und führte u. a. aus dessen „Trojanern" Szenen vor. Er nahm sich Bruckners an, gab auch Siegfried Wagner Gelegenheit, sich als Orchesterinterpret seines Vaters und Großvaters, sowie seines Lehrers Humperdinck verdienten Beifall zu erwerben.

Eins der Akademischen Konzerte erkor Edvard Grieg als Komponisten und Orchesterführer zum Mittelpunkt. Als ich dem nordischen Meister bald darauf bei einer Holsteinfeier begegnete, wurde ich von ihm auf meine Liszтbriefe hin überaus herzlich begrüßt und durfte zu meiner Freude seine warme Anerkennung meiner Arbeit entgegennehmen.

Als eine ungewöhnlich interessante Novität stellte sich des Flamländers Edgar Tinel Oratorium „Der heilige Franziskus" vor. Unter Einwirkung Liszтschen Geistes, voll Schwung und mit dem Glanz moderner Ausdrucksmittel gestaltet, gewann es sich einen starken Erfolg, der in einer festlichen Vereinigung im Hause des Geheimrats von Hase — dem Seniorchef der Firma Breitkopf und Härtel — fröhlich ausklang. Mir verschaffte diese in nächster Nähe die Bekanntschaft des schon durch seinen edel schönen Künstlerkopf auffallenden Vertoners, zugleich mit der des dänischen Opernkomponisten August Enna, der sich durch seine „Hexe" vielversprechend eingeführt hatte.

Von Neuheiten, die unser erstes Konzertinstitut ans Licht brachte, vermerkt mein Tagebuch hauptsächlich die E-moll-Symphonie des am 6. November dieses Jahres verstorbenen Tschaikowsky, die ihr Bedeutendstes im ersten Satze sagt. Ein Liederabend Adalbert von Goldschmidts brachte dessen feine lyrische Gaben mit Hilfe Frau Niklas-Kempners aus Wien zu erwünschter Geltung. Erfolgreich schmeichelte Lilli Lehmann an einem Bungertabend die apart charakterisierten Lieder des sie begleitenden Komponisten in die Gunst der Hörer ein. An einem Franzabend spendete sie Unvergeßliches.

In der Oper hatte der fabelhafte Siegeszug der „Cavalleria" Nachahmungseifer gezeitigt. Leoncavallos „Bajazzo" entfachte einen Meinungsstreit, ob er oder Mascagnis Einakter höher zu werten sei. Auf mehr denn äußere Erfolge waren auch die Bestrebungen dieses neuen Veristen nicht gerichtet. Verismus war Trumpf. Der „wirklichkeitsfremde" Klassizismus sollte abgetan sein. Gleichwohl huldigte ihm, zumal unter den Dichtern, Wildenbruch an der Spitze, noch manch einer.

Auch Auguste Götze hatte sich klassischen Leitsternen ergeben. Ihre Demetrius-Bearbeitung erlebte am 9. April in Weimar ihre erste Bühnenaufführung, der ich mit der Dichterin lauschte. Paul Wiecke als Demetrius war vorzüglich, seine Gattin eine sympathische Xrinia, Frau Lindner-Orban eine gute Marina. Weisers Übertreibungen als Jesimoff und die greisenhafte Marfa der Hettstedt aber schädigten den Eindruck des dritten und vierten Aktes. Am stärksten zündete der fünfte. Man applaudierte bei offener Szene und am Schluß mußte sich die Autorin mehrmals zeigen. Auch der noch wärmer aufgenommenen zweiten Vorführung, bei der der Großherzog mit seiner ganzen Familie erschien und lebhaft Beifall spendete, wohnte ich bei.

Jener Zeit entstammt das an mich gerichtete Schreiben Stassoffs aus Petersburg: „Ehre und Ruhm sei Ihnen,

liebe und verehrte Frau, die Sie unser Europa mit diesen unvergleichlichen Dokumenten beschenkt haben!

In diesem Gedanken erlaube ich mir, Ihnen eine neue Aufgabe zu suggerieren, die meiner Meinung nach unserm großen angebeteten Meister zum Vorteil und Ihnen zur eigenen Ehre gereichen würde. Sie sollten, so meine ich, an die Stelle Mme. Lina Ramanns treten und sogleich, ohne zu zögern, die von ihr begonnene Liszt-Biographie durch eine andere ersetzen. Mich dünkt, das Ergebnis würde ein ebenso bewundernswertes und ruhmvolles wie ihr jetziges sein. Liszt hat stets nicht allein Ihre Persönlichkeit, sondern auch Ihre schriftstellerische Begabung geliebt und bewundert. Genug, ich denke, daß Sie auch diese neue wichtige Aufgabe in würdiger Weise lösen würden."

Stassoffs enthusiastische Anregung in Erwägung zu ziehen, lag mir fern. Überdies wußte ich Fräulein Ramann mit Fertigstellung ihrer Arbeit beschäftigt. Als diese sodann im Dezember, kurz nach Veröffentlichung meines dritten Bandes der Liszt-Briefe „an eine Freundin", hervortrat, tadelte Stassoff „die aus unzulänglichem Material resultierende oberflächliche Behandlung der vierzig fruchtbarsten und wichtigsten Lebensjahre Liszts" und nahm dies zur Veranlassung, von neuem wegen einer Lisztbiographie in mich zu dringen; doch ließ ich mir an weiterer Erfüllung der mir selbst gestellten, nicht geringen Aufgabe genügen.

Auf empfänglicheren, schon vorbereiteten Boden fiel zur selben Zeit ein Vorschlag Dr. Erich Priegers, „die Affäre Therese Brunsvik endgültig aufzuhellen". Bereits zuvor hatte ich mich der Angelegenheit der Unsterblichen Geliebten mit erhöhtem Interesse zugewandt, als mir aus dem Nachlasse Franz von Schobers allerlei Briefschaften aus Schuberts Freundeskreise zur Benutzung überlassen worden waren, unter denen ich einige Blätter mit der Unterschrift „Brunsvik" fand. Sie konnten nur von Gräfin Therese stammen und handelten von der Gründung von „Engel-

gärten", d. i. Kinderbewahranstalten, durch die sich die Gräfin große Verdienste erwarb. Genug, diese Briefblätter hatten mein Interesse an der Autorin derart gesteigert, daß ich mir vorsetzte, die von Thayer in Fluß gebrachte Sache näher zu verfolgen, noch ehe Priegers Aufforderung an mich ergangen war, und lange Jahre ging ich — wie ich später berichten werde — in aller Stille den Spuren der unsterblichen Geliebten nach.

* * *

Im August traf ich mit meinen Geschwistern in dem Tyroler Wildbad Ratzes, einem am Ausgang der Schlernschlucht gelegenen, stillen Waldnest, zusammen. Ein Ausflug in's Suldental folgte. In Christomannos' neuem großen Suldenhotel nehmen wir Wohnung. Ich steige zu den „Rosinenböden" und zur Ersten Kanzel, am Nachmittag zur Schaubachhütte hinan. Soll ich dem Trafoier, oder diesem Suldener Ortlerbild den Vorzug geben? Dem weißen Riesenhaupte glaube ich mich hier nähergerückt. — In Steinach finde ich auf dem Rückweg zu meiner Freude Marianne Brandt, und sie schenkt mir gute Stunden und Tage.

* * *

Der Tod der Fürstin Wittgenstein hatte vor Jahren durch Bezeugung meiner Anteilnahme eine natürliche Annäherung meinerseits an ihre Tochter, Fürstin Hohenlohe in Wien, herbeigeführt, aus der die beglückendsten Beziehungen hervorgingen, die den letzten Teil meines Lebens segnen. Ich erkenne darin voll innigen Dankes ein Vermächtnis, das mir meine gütige Protektorin scheidend hinterlassen.

Als der Erbeserbin Liszts und somit auch seines geistigen Nachlasses, hatte ich mich bezüglich der Herausgabe seiner

Briefe mit Fürstin Hohenlohe zu verständigen. Dabei sah ich mich der denkbar feinfühligsten und objektivsten Auffassung meiner Aufgabe gegenüber. Tief und wohlwollend sprach sich in allem ihre Schätzung Liszts aus. Gleich in einem ihrer ersten Briefe äußert sie:

„Sie tun recht daran, das Testament Liszts — wohl eins der großherzigsten Kunstvermächtnisse — in Ihre Sammlung aufzunehmen. In unserer nüchternen Zeit kann es nicht genug verbreitet werden als Leuchte idealen Kunststrebens."

Die hohe Wahrheitsliebe, die unbestechliche Forderung streng historischer Treue im Bericht von Tatsachen, die zu den charakteristischsten Eigenschaften der seltenen Frau gehören, gaben schon ihren ersten schriftlichen Kundgebungen an mich ein mir über die Maßen sympathisches Gepräge. Über einen in meinem Buch „Klassisches und Romantisches aus der Tonwelt" enthaltenen Aufsatz über die Fürstin Wittgenstein — den ich, zum Teil nach deren direkten Mitteilungen, zuerst als Nekrolog in der Münchner „Allgemeinen Zeitung" veröffentlicht hatte — schrieb sie mir am 23. November 1892:

„Ich habe Ihre Monographie meiner Mutter mit großem Interesse gelesen. Sie enthält jedoch viele Unrichtigkeiten, die mich stören. Meine Mutter war eine höchst leidenschaftliche Natur, von ihrer überschwenglichen Phantasie oft fortgerissen und sonach doppelt zu Übertreibungen neigend. In den letzten Jahren in Rom, wo sie unablässig über manches grübelte, was anders hätte werden können, verwirrte sich auch vielfach ihr Gedächtnis. Liszt strebte mit unerbittlicher Wahrheitsliebe, ihre Erinnerungen auf der Basis der Wirklichkeit zu erhalten, was ihm von ihr den halb ärgerlich gemeinten Ehrentitel: L'ami de la vérité eintrug. Das Geschick dieser lodernden, sich verzehrenden Seele

iſt an ſich tragiſch genug, um jedes äußerlichen romantiſchen Aufputzes entbehren zu können."

Fürſtin Hohenlohe ſelbſt gab mir darnach ſchriftlich „authentiſche Aufklärungen" über die näheren, nur wenigen Eingeweihten bekannt gewordenen Beziehungen Liſzts zu ihrer Mutter, auf deren Grunde ich mit ihrer Erlaubnis am Geburtstag Liſzts, dem 22. Oktober 1893 das Feuilleton „Liſzt und die Fürſtin Wittgenſtein" in der Münchner „Allgemeinen Zeitung" erſcheinen ließ. Meine hohe, dabei ungenannt bleibende Gewährsmännin ſprach mir ſelber am 31. Oktober ihre „Genugtuung" darüber aus, „die einzig wahre Verſion über die Vorgänge in Rom in die Öffentlichkeit gebracht zu ſehen. Sie ſagt:

„Viele werden an dieſe Wahrheit nicht glauben *wollen* — weil ſie ſich ſchon in anderes hineingeheimniſzt haben. Hier und da werden widerſprechende Äußerungen meiner Mutter und ſogar Liſzts gefallen ſein — denn *volles* Licht fällt erſt ſpäter auf pſychologiſche Probleme. Doch bin ich feſt überzeugt, daß Ihre Darſtellung die einzig richtige Deutung dieſes ſchweren Seelenkonfliktes bringt."

Gröſzte Freude bereitete mir nach Erſcheinen des dritten Bandes der Liſzt-Briefe wiederum Frau Wagners liebe Zuſtimmung:

„Liebe und ſehr geehrte Frau,

Empfangen Sie den Ausdruck meines beſten Dankes für die freundliche Zuſendung des dritten Bandes der Briefe meines Vaters.

Wenn ich auch meiner Zeit ſo wenig angehöre, daß mir jede intime gedruckte Mitteilung (Familiennotizen uſw.) immer etwas Befremdendes behält, ſo iſt die hohe Geſinnung und der Enthuſiasmus, welche dieſe Publikation Ihnen eingaben, etwas ſo Seltenes und Erquickendes, daß jedes Bedenken davor ſchweigt.

Empfangen Sie mit meinem Danke auch die Verſicherung herzlichſter Hochachtung und Ergebenheit!

C. Wagner.

Bayreuth, d. 11. Dez. 93."

Mit Schmerz und Sorge erfüllte mich dagegen noch vor Jahresende der tiefſter Verſtimmung entquollene Schriftgruß meines Bruders Conſtantin:

„Dresden, den 29. Dezember 1893.

Liebe Marie!

Ich hatte mir vorgenommen, Dir zu Deinem Geburtstage perſönlich in Leipzig Glück zu wünſchen. Es war mir eine — recht nötige — Freude, die Feiertage mit Euch zu verleben, und ich würde herzlich gern auch den morgenden Tag mit Euch gefeiert haben. Dringende Arbeiten, die ohne Aufſchub fertiggeſtellt werden mußten, wenn ich mir nicht erneuerte Unannehmlichkeit zuziehen will, machen leider meinen Plan zunichte. So empfange denn ſchriftlich meine herzlichſten Wünſche für Dein ferneres Wohlergehen, für immer weiteren Erfolg Deiner Arbeit, für fortdauernde Befriedigung in Deiner Tätigkeit, ungetrübt durch Neid, Mißgunſt, Bosheit und Dummheit. —

Hermann und Laura und die ganze morgende Tiſchgeſellſchaft bitte ich vielmals von mir zu grüßen, und nimm Du ſelbſt entgegen die ſchönſten Grüße von

Deinem Conſtantin."

Es blieb der letzte Geburtstagswunſch, den ich von meinem lieben Bruder empfing.

1894

Von jeher haben Leipzigs Bewohner sich durch hochherzigen Sinn hervorgetan, dem zahlreiche Stiftungen ihren Ursprung danken. Der 2. Januar des Jahres 1894 bereicherte unsere Stadt um eine neue großartige Gründung. Dr. Max Abraham, Chef der weltbekannten Musikfirma C. F. Peters, ein edler Menschenfreund, eröffnete in Anwesenheit des Oberbürgermeisters Georgi, die nach seiten der Wissenschaft wie der Kunst gleicherweise kostbare und reichhaltig von ihm ausgestattete „Musikbibliothek Peters", die nach seinem Ableben in Besitz der Stadt überging. Zu dieser Einweihungsfeier hatte ich eine Einladung erhalten. Nicht wenig erstaunt aber fand ich mich inmitten eines großen Kreises von Herren der Schöpfung, als weibliches Unikum, das bei den verschiedenen Ansprachen neben den anwesenden „verehrten Herren" stets als „verehrte Dame" hervorgehoben wurde. Meine Überraschung steigerte sich noch, als ich, im Begriff, nach beendeter Feierlichkeit rasch zu entweichen, mich durch den liebenswürdigen Herrn des Hauses mit der dringlichen Nötigung zurückgehalten sah, meine Teilnahme auch auf ein nachfolgendes Sektfrühstück auszudehnen. Genug, ich mußte mich mit der ungewohnten Situation abfinden und den mir bestimmten Platz an dem im Nu aufgetauchten Tischleindeckdich einnehmen. Es ging bei allerlei offiziellen Reden und Hochs an unserem Tische sehr unterhaltend und lustig zu, und mein Verhältnis zur Petersbibliothek, mit deren hauptsächlichsten Schätzen ich sofort bekannt gemacht wurde, nahm einen vielversprechenden Anfang. —

Noch bevor der Januar verging, vollzog sich etwas Großes. Wie Erlösung ging es durch die deutschen Lande. Zwischen unserem größten Nationalhelden und dem Träger der durch dessen Kunst geschmiedeten Kaiserkrone, ward es wieder Frieden. Der Held zeigte sich wieder in der Hauptstadt des Reichs, das er als solches geschaffen. Man atmete

wieder frei von dem Druck, der seit den Märztagen 1890 auf allen Seelen gelastet hatte. Gottlob, Bismarck ging nicht von hinnen, ohne mit echter Heldengröße die noch rechtzeitig ausgestreckte Hand zu ergreifen. Daß er noch in unserer Mitte lebte, war seinem Volk eine Gewähr unverminderten Ansehens unter den Nationen. Was konnte uns geschehen, so lange das Herz dieses Gefürchtetsten schlug?

Mittlerweile durchzogen ausländische Künstler unser Vaterland. Sie bewarben sich auch um die Gastfreundschaft unsrer Leipziger Theater. Eine französische Truppe erregte mit einem Mimodrama „Jean mayeux", das psychologisch interessant, doch peinlich aufregend anzusehen war, die Schauluſt. Inmitten einer (bis auf Herrn Andò) ziemlich mittelmäßigen italienischen Gesellschaft strahlte Eleonora Duse, jeglichem Vergleiche ausweichend, als wundersames Gestirn. Ohne die äußeren Mittel von Schönheit der Erscheinung und des Organs, ohne Pathos noch überwuchernde pantomimische Zutaten, wirkt sie unwiderstehlich in der Echtheit, mit der sie ihre Rolle lebt und in ihr aufgeht. Eine Meisterin an Naturwahrheit in Sprache und Geberde, an Grazie und Reichtum des Stimmungsausdrucks, überwältigte sie mich gleich am ersten Abende, als ich sie als Kameliendame sah. Ich versagte mir's nicht, mich auch von ihrem weiteren Auftreten in Sudermanns „Heimat" und Sardous „Feodora" entzücken zu lassen. Die tiefsten Eindrücke verdanke ich den Herzenstönen ihrer Marguerite.

Von dem am reichlichsten mit Theaterblut getränkten der heutigen Bühnendichter ward uns, gleichfalls durch eine auswärtige Gesellschaft, „Sodoms Ende" aufgetischt. Freude haben wohl wenige daran gehabt. Dagegen pilgerte man in Scharen in die Klinger-Ausstellung, die einen wesent-

lichen Teil vom Lebenswerk des berühmtesten heutigen Leipziger Künstlers in Bildwerken, Ölgemälden und Radierungen vereinigt zeigte.

Ein anderer Leipziger Künstler, unser lieber Freund, Professor Carl Werner, ein taten- und lebensfroher Achtziger, beendete am 9. Januar sein ruhmreiches Dasein und wir geleiteten ihn auf seinem letzten Erdengang. Seine beiden Söhne, Leonidas, Hauptmann der Leibgarde der Königin Margherita, und Rinaldo, Aquarellist wie der Vater, kamen mit ihren Gattinnen aus Rom und London herbei.

Am 13. Februar trug uns der Telegraph die Kunde aus Kairo zu, daß Hans von Bülow daselbst, wo er Genesung von schwerem Leiden zu finden gehofft, tags zuvor verschieden sei, nachdem er mit seiner Gattin erst vor kurzem dort eingetroffen war. Des Südens Sonne, die er ersehnte, hatte nur dem Sterbenden geleuchtet. Der Verewigte, der auf Erden keine Ruhe gekannt, wurde übers Meer heim nach Hamburg gebracht, wo ihn am 29. März eine Trauerfeier in der Michaeliskirche und die letzte Stätte im Ohlsdorfer Waldfriedhof erwartete.

Und ein mich noch um vieles näher betreffendes Opfer forderte alsbald der Tod. Ich arbeitete eben an einer neuen Auflage meines ersten Studienbandes, als Similde — es war am 6. April — mir ein an sie gerichtetes Telegramm des Dresdner Malers Professor Robert Krauße, eines Freundes meines Bruders, brachte, das die schwere Erkrankung Lonstantins meldete. Sofort war ich auf dem Weg nach Dresden, nachdem ich meinem Bruder Hermann, der mit seiner Frau die Universitätsferien in Meran verlebte, die beängstigende Nachricht weitergegeben hatte. Am Bett des an einer Herzentzündung Erkrankten, der über mein Kommen Freude bezeigte, fand ich den Leibarzt des Königs, Geheimrat Fiedler, der die alsbald auch ins Werk gesetzte Überführung in das Krankenhaus im ehemaligen Marcolinipalais anordnete. Als ich Lonstantin am folgenden Morgen besuchte, war er im Gartenhaus, neben dem schönen

Neptunbrunnen, auf den er mich noch aufmerksam machte, sorglich untergebracht.

An früher Erzähltes anknüpfend, habe ich nachzuholen, daß der meinem Bruder übertragene Bau eines neuen Kunstakademiegebäudes und eines Ausstellungspalastes auf der Brühlschen Terrasse im Oktober 1886 begonnen worden war. Unvorherzusehende Terrainschwierigkeiten und Sprengungen verlangsamten und verteuerten ihn. Eine Nachbewilligung der erhöhten Kosten seitens des Landtags wurde 1894 erforderlich. Es kam zu unerquicklichen Verhandlungen. Bei alledem vertrat der gegenwärtige Minister meinen Bruder nicht. Eine spätere Auseinandersetzung mit ihm bereitete Constantin so tiefe Erregung, daß er wenige Tage darauf, wie erwähnt, von einer Herzentzündung niedergeworfen wurde. Bei einem erneuten Besuche im Krankenhaus, wo bald nach mir auch meine Geschwister aus Meran eintrafen, fand ich Constantin nicht mehr bei Bewußtsein, und unbewußt tat er in der ersten Viertelstunde des 11. April den letzten Atemzug. Seine Akademiker geleiteten ihren Meister im feierlichen Zug, Fackeln tragend, am Abend des 12. April auf den Trinitatisfriedhof. Unter Teilnahme vieler Tausende ward er am 13. April neben meiner Mutter zur Erde bestattet.

Durch eine Gedenkfeier für Constantin wurde am 1. Juni sein Akademiebau, in dem seine Büste aufgestellt ist, eingeweiht. Prinz Georg — der nachmalige König —, der akademische Rat, Professor Wallot, der Nachfolger meines Bruders, den er bei Ausbruch seiner Krankheit noch als den geeignetsten bezeichnet hatte, viele Künstler, Freunde und Schüler von ihm waren anwesend. Die Teilnahme war groß, die Feier ergreifend.

Die dankbare Liebe seiner Schüler tat sich durch Errichtung eines Obelisken mit seinem Reliefbild an seinem Grabe nicht genug; sie hat ihm auch an der nach ihm benannten Lipsius-Straße 1913 ein Denkmal gesetzt.

Die Ordnung der Papiere Conſtantins bannte mich einige Wochen an Dresden. Anfangs Juni lockte mich eine Aufführung von Liſzts „Chriſtus" mit meiner Schwägerin Laura nach Weimar. Dort verabredete ich mit Geheimrat Gille, damals Kuſtos des Liſzt-Muſeums, die Herausgabe der im Beſitz des letzteren befindlichen ebenſo wertvollen als zahlreichen Briefe hervorragender Zeitgenoſſen an Liſzt, an die ich im Herbſt herangehen wollte.

Mitte Juli vereinte ich mich im Tyroler Steinach endlich wieder meiner lieben Freundin Baronin Wehli, die mit ihrer Schweſter Generalin von Dobner und ihrer Enkelin Lili Hopfen mir dahin vorausgegangen und gleich mir bei meiner Frau Hörtnagl einquartiert war. Tief bewegt empfing ſie mich. Wir beide trugen Trauerkleider. Sie beweinte ihren Gatten, ich hatte zwei Brüder verloren. Viel hatten wir erlebt, viel einander zu ſagen. Schon am nächſten Tage traf uns die Kunde vom Heimgang der edlen Frau Joſefine von Wertheimſtein. Ihre Tochter Franzi blieb als letzte im einſam gewordenen herrlichen Hauſe zurück. Gemeinſame Fahrten führten unter anderen nach Goſſenſaß, wo ich Erich Schmidt, den Berliner Literarhiſtoriker, kennen lernte.

Der ſcheidende Auguſt fand meine Freundin und mich in Bad Tüffer im Süden Steiermarks. Vier Wochen ſpäter verweilten wir in Graz, Wiens Vorſtadt, und kehrten bald ans Donauufer zurück.

Ein neues, mich gefangen nehmendes Bühnenwerk geht mir in Wilbrandts „Meiſter von Palmyra" auf. Ich ſehe Hauptmanns „Hannele" mit der etwas zu reifen Stella Hohenfels in der Titelrolle.

In der Hofoper drängt man ſich, um Gemma Bellincioni und Stagno zu hören, in die „Traviata. Der berühmte Sänger iſt paſſiert. Sie iſt keine ſouveräne Geſangskünſtlerin, weder ihr Material groß, noch ihr Äußeres blendend. Dennoch macht ihre Darſtellungskunſt ſie zu einer Art ſingender Duſe. In Leipzig hörte ich einige Wochen

ſpäter die ſchöne Lilian Nordica in derſelben Rolle. Geſangstechniſch war ſie ihrer italieniſchen Kollegin ebenſo überlegen, wie dieſe ihr im faszinierenden Spiel.

Mein im Juni gegebenes Verſprechen, die Arbeit an den im Liſzt-Muſeum enthaltenen Briefen treibt mich heim. Mit Geheimrat Gille in Weimar zuſammentreffend, gehe ich ſofort an Auswahl der für die Öffentlichkeit geeigneten Schriftſtücke und nehme ſelbe mit mir nach Leipzig, um ſie nach erfolgter Abſchrift wieder in Gilles Hand zu legen. Deren Redaktion, im Verein mit den erforderlichen Anfragen bei den zahlreichen Briefautoren oder ihren Hinterbliebenen, bilden, neben einer neuen Auflage meiner Übertragung von Liſzts „Chopin", meine nächſten Aufgaben.

Des Meiſters Geburtstag ließ der Liſztverein diesmal durch Lamond und Lillian Sanderſon, als Dirigenten durch Emil Steinbach feiern. Eine feſte Stelle im Muſikgenießen unſerer Pleißenſtadt eroberte ſich das böhmiſche Streichquartett mit ſeinem blühenden Ton und raſſigen Vortrag. Der Riedelverein beging den 300jährigen Todestag Paleſtrinas und brachte Albert Beckers — des „Meßbeckers" — ideenreiche B-moll-Meſſe in Erinnerung.

Im Gewandhaus ſchwang Edvard Grieg bei Aufführung ſeines „Sigurd Jorſalvar" den Taktſtock. Eugen d'Albert und ſeine Gattin Carreño ſpielten. Sie wählte ſein zweites Konzert. Ich höre aus ſeinem inſtrumentalen Schaffen zu viel von Brahmsſchem Muſter, zu wenig Muſik ſeiner eigenen Seele heraus. Einer Pietätspflicht genügte unſer altberühmtes Konzertinſtitut am 13. Dezember durch eine Gedächtnisfeier für den am 20. November in Peterhof verſchiedenen Anton Rubinſtein. Außer ſeiner letzten Liedkompoſition appellierten fünf „Vorgänge" ſamt dem Epilog aus ſeiner geiſtlichen Oper „Chriſtus" an unſer Mitempfinden. Eine der Größe und Tiefe des größten Trauerſpiels der Welt gerecht werdende Vertonung vermochte der ruſſiſche Meiſter uns darin nicht zu geben. Ohnehin lag ihm, laut ſeiner eigenen Ausſage, einzig die Kunſtfrage, nicht die

Förderung religiöſer Ziele, wie dem tiefgläubigen Liſzt in ſeinem gleichnamigen Oratorium, am Herzen. Die Hoffnung, ſeinem Werk in Bremen eine eigene Bühne errichtet, ſich ſelbſt als Begründer eines neuen geiſtlichen Bayreuth zu ſehen, verwirklichte ſich nicht. Was Rubinſtein als ſeine eigenſte Domäne entdeckt zu haben glaubte: ein ſzeniſch dargeſtelltes Oratorium, das hatte Rom bereits zu Beginn des ſiebzehnten Jahrhunderts, London ſpäter, dank Händel beſeſſen. In der Oper mußte er ſich durch Wagner, in Oratorium und der poetiſierenden Symphonie durch Liſzt, in der klaſſiſchen Symphonie und Kammermuſik von Brahms beſiegt erkennen. Enttäuſcht und verbittert, mit ſich und der Welt zerfallen, dazu herzkrank und nahezu erblindet durchkämpfte er ſeine letzten Tage — das tragiſche Ende eines Genies, dem der Blick für die ihm ſelbſt geſetzten Grenzen ebenſowenig gegeben war als für den Geiſt und die Bedürfniſſe der Zeit, in der er lebte.

Im Theater trugen in dieſem Winter zwei muſikaliſche Neuheiten heiterer Natur den Preis davon. Zuerſt Verdis „Falſtaff", das beſte Muſter eines muſikaliſchen Luſtſpiels, das wir neben Roſſinis „Barbier" beſitzen. Dann Humperdincks reizendes Märchenſpiel „Hänſel und Gretel", gegen das nur der Einwand des inneren Widerſpruchs zwiſchen Stoff und Behandlung, zwiſchen dem naiven Kindermärchen und dem dafür aufgewandten ſchweren Apparat des großen Wagnerſchen Orcheſters erhoben werden kann. Der Zauber dieſer Oper liegt in den allen vertrauten lieblichen Kinderliedern. Dem erfolggekrönten Vertoner möchte man nur leichtere Flügel und etwas mehr an eigener Erfindung wünſchen.

1895

Ein Singvogel von Weltruf: Marie Luiſe Albani, die Primadonna der Londoner italieniſchen Oper, ließ ſich im Januar im Gewandhaus bewundern. Indes die Klang-

ſchönheit ihrer Stimme war empfindlich getrübt. In der „Caſta Diva" wie in der Flötenarie aus Meyerbeers „Feldlager in Schleſien" erſchien ihre Tiefe hohl, ihre Höhe oft ſcharf, nur ihre vollendete Schulung verlieh ihrer Leiſtung noch Glanz.

Das Wiedererſcheinen von Brahms beſcherte uns eine Brahms-Woche. Er brachte zwei neue Klarinettſonaten und deren Muſterinterpreten, den Meininger Mühlfeld, mit, denen, ſamt ſeinem Streichquintett Op. 111, in einer Abendunterhaltung im Gewandhaus freudigſte Aufnahme bereitet ward. Hinterdrein vereinigten, durch Fritzſch aufgefordert, ſich einige Freunde und Verehrer aus der Reichshauptſtadt und Leipzig, unter ihnen meine Wenigkeit, um den meiſt auch im engeren Kreiſe ſeltſam ſpröden Meiſter. Zu einem Mitglied der Konzertdirektion geladen, blieb er dort nur kurze Zeit, um ſodann wieder bis nach 2 Uhr unter uns zu verweilen, ohne daß die Unterhaltung eine beſonders lebhafte geweſen und Brahms einigermaßen aus ſich herausgegangen wäre. Im Gewandhauskonzert ſpielte d'Albert herrlich beide Klavierkonzerte des ſelbſt taktierenden Tonſchöpfers Auch der Riedelverein feierte ihn durch Vortrag ſeiner Motette „Warum?"

Der Liſztverein, immer um Abwechſlung bemüht, lud den Dresdner Tonmeiſter Nicodé als Dirigenten, den eleganten Wiener Salonlöwen Grünfeld, den Berliner Anſorge und den in Amerika vergötterten Ignaz Paderewsky als Flügelmänner ein. Mich nahm an letzterem vor allem ſein Tonzauber gefangen, der, zumal bei Wiedergabe Chopins in ſeiner duftigen Grazie, die Erinnerung an den Meiſter der Meiſter wach rief, ſo weit auch deſſen dämoniſche Größe außerhalb des Vermögens des polniſchen Künſtlers liegt.

Ein Tſchaikowsky-Konzert ſchenkte uns im März, mit Hilfe des Berliner Philharmoniſchen Orcheſters, der Petersburger Violinmeiſter Leopold Auer und zwar unter eigener Leitung und ſoliſtiſcher Mitwirkung. Das Programm umfaßte die im Finaleſatz ausgeprägt ruſſiſch getönte zweite

Symphonie (C-moll), die reizend-originelle Nußknacker-Suite, das Violinkonzert und als Interessanteſtes die Orcheſterphantaſie „Francesca da Rimini", eine aus engem Anſchluß an Liſzt und deſſen Dante-Symphonie hervorgegangene Illuſtration der berühmten Epiſode aus dem fünften Geſang von Dantes „Hölle".

In der Oper ſtellt ſich, wirkſam durch Reklame eingeführt, Ben Davies als Fauſt vor. Ein prächtiger Tenor, der wirklich zu ſingen verſteht; ſeine Erſcheinung aber iſt unvornehm, ſein Spiel konventionell.

Viel neues Leben regt ſich im Schauſpiel. Ein Enſemble-gaſtſpiel von Mitgliedern des Weimarer Hoftheaters — an der Spitze das Ehepaar Wiecke — läßt uns Hauptmanns aufregende „Einſame Menſchen" ſehen. Das Neue Theater bringt Sudermanns wenig genießbare „Schmetterlingsſchlacht", Halbes vielverſprechende „Jugend", Ibſens ſchönen, wenn auch undramatiſchen „Klein Eyolf". Dazwiſchen trägt uns das Schlierſeer Bauerntheater im „Haberfeldtreiben" und anderen Volksſtücken den geſunden Odem friſcher Hochgebirgsluft zu. Philippis „Wohltäter der Menſchheit", der im dritten Akt leider abfällt, intereſſiert von vornherein um ſeines Schweninger nachgebildeten Helden willen. Im Beſitz eines vorzüglichen Bildniſſes von Bismarcks großem Leibarzt, werde ich gebeten, es Geidner, dem Darſteller der Rolle, zu leihen, der denn auch, dank demſelben, durch eine gelungene Schweninger-Maske die Wirkung ſeines Spiels unterſtützt.

Seinem Original ſchrieb ich bald darauf und bat, der gütige Vermittler ein paar beſcheidener Verſe zu ſein, mit denen ich dem Fürſten zum 80. Geburtstag gratulierte. Liebenswürdige Dankeszeilen belohnten mich für meine Kühnheit.

Eine der musikalischen Aufführungen Auguste Götzes führte mich mit Frau Behn aus Hamburg zusammen, die mich mit ihrem Gatten Dr. Gustav Behn alsbald besuchte. Beide zogen mich lebhaft an, nicht minder die von ihm vertonten feinen Lieder, die er mir vorsang und denen nachmals auch Frau Schumann-Heinks Vortrag im Liszverein Freunde erweckte. Bei ihren wiederholten Besuchen in Leipzig sahen wir uns wieder, bis die sympathische Frau leider jung an Jahren aus der Welt abgerufen wurde.

Durch Behns, wie früher schon durch Zehmes, trat ich mit dem hervorragenden Psychiater Geheimrat Flechsig und seiner interessanten Gattin in Verkehr. Eines Abends zeigte uns der Hausherr einen kürzlich im alten Johannisfriedhof ausgegrabenen Schädel, den man aus mancherlei Gründen, sowie durch Vergleich mit den vorhandenen authentischen Bildnissen Sebastian Bachs, für den des großen Thomaskantors hielt, um dessen Auffindung aus seiner nicht mehr bekannten Grabstelle man sich lange angelegentlich bemüht hatte. Eine im Juni stattfindende Ausstellung gab der Öffentlichkeit Gelegenheit, sowohl den Schädel, als die über demselben von dem Bildhauer Seffner konstruierte Büste, neben verschiedenen Porträts Bachs in Augenschein zu nehmen. Schädel und Gebeine wurden in der Johanniskirche beigesetzt.

Seit längerer Zeit ging ich mit dem Plane um, den Briefwechsel zwischen Liszt und Hans von Bülow herauszugeben. Bülows älteste Tochter, Frau Professor Daniela Thode in Heidelberg, hatte mir zu diesem Zweck den in ihrer Hand befindlichen größten Teil der Briefe beider gütig zugesagt. Vor Jahresfrist etwa war ich nun auch in brieflichen Verkehr mit der Witwe Bülows getreten. Ich hatte ihr für die von ihr begonnene Sammlung der Briefe ihres

Gatten verschiedenes beigesteuert und sodann auch meinerseits, zur Ermöglichung der von mir beabsichtigten Herausgabe, den in ihrem Besitz befindlichen anderen Teil der Briefe erbeten. Zur näheren mündlichen Besprechung der Angelegenheit stellte sich Frau von Bülow im Frühjahr 1895 bei mir ein. Wir verständigten uns rasch und sie versprach mir, bei ihrer Veröffentlichung der Bülowschen Briefe auf die an Liszt gerichteten, zugunsten meines Doppelbriefwechsels, zu verzichten, wenngleich dies ein Opfer für sie bedeute. Sie hat dieses Versprechen, mit Ausnahme einer Anzahl von Briefen, die sie den beiden ersten, noch 1895 erscheinenden Bänden eingereiht hatte, wahr gemacht. Indes sollten bis zur Publikation noch einige Jahre ins Land gehen. —

Inzwischen war die Reisezeit herangekommen. Mit dem beginnenden Juli verfügte ich mich nach Ischl zu Baronin Wehli. Ich fand sie kränklicher und erregbarer denn je. Sie konnte wenig gehen, mußte sich meist tragen lassen. Fast täglich fuhren wir spazieren und ließen uns bei der überm Tale brütenden Glut auf- oder abwärts der Traun Kühlung zurauschen. In Goisern traf Frau von Wehli unvermutet zwei liebenswürdige Freundinnen, die Schwestern Jeannette und Wilhelmine Bundten aus Amsterdam, die unserer Zurückgezogenheit wohltuende Abwechslung verliehen und mir zum Anschluß an einen vergnügten Ausflug auf den Schafberg Gelegenheit gaben. Ich habe sie zu meiner Freude später in Bayreuth wiedergesehen.

Ischl war nüchterner, jedenfalls für uns ärmer an Ansprache geworden. Kaum daß wir mit dem witzigen Baron Wilhelm Dingelstedt, der mir Briefe Liszts an seinen Vater brachte, oder mit Sektionschef von Körber, dem späteren Ministerpräsidenten, eine Stunde verplauderten. Es gab auf der Esplanade oder dem Laufener Weg keine Begegnung mehr mit Brahms oder Johann Strauß; noch tauchten Peppi Gallmayer, Betty Paoli oder Marie Ebner-Eschenbach wie sonst zuweilen dort auf. Dafür konnte mich der Anblick des von der Kaiservilla her an mir vor-

überkommenden rumänischen Königspaares nicht entschädigen.

Gegen Ende September brachte die überraschende Ankunft ihrer Enkelin die herzleidende Frau von Wehli für einige Tage aus dem Gleichgewicht. Man mußte äußerst behutsam mit ihr umgehen; hörte sie doch schon aus einem leisen Seufzer über die drückende Hitze etwas wie einen Vorwurf heraus. Jede mögliche Reibungsfläche galt es vorsichtig zu vermeiden, damit dies liebe, großmütige und doch jetzt so leidende Herz nicht in Aufruhr gerate.

So war es in Ischl, so war es in Wien, dahin Lili Hopfen für kurze, ich für längere Zeit die Baronin im Oktober begleiteten.

Mein liebes Wien empfing mich mit „Siegfried" und ließ mich alsbald den mir noch neuen vortrefflichen Tenoristen Dippel im „Freischütz" hören. Zum erstenmal im Leben sah ich eine poetisch-phantastische, nicht als Kinderspuk, sondern wirklich gespenstisch wirkende Wolfschluchtszenerie. Dann gab es eine köstliche Rarität: Papa Haydns allerliebstes Rokokosingspiel „Der Apotheker". Als echter Humorist in Tönen zeigt sich der Meister des Quartetts und der Symphonie auch in dem Maskenscherz, den er für das Esterhazyer Haustheater seines Fürsten schrieb und der nicht in den veralteten Arien, wohl aber in den Ensemblesätzen (in Bearbeitung von Hirschfeld) sein Bestes gibt. In einer Wohltätigkeits-Matinee ließ Fürstin Metternich durch Dresdener Opernkräfte (Schuch-Proska, Wedekind, Erl, Scheidemantel) das anspruchslose Werk wieder aufleben. Auch die Odilon und Christians führte sie uns in selber Matinee im „Wartesaal erster Klasse" vor.

Das Burgtheater wartete in diesen Wochen mit zwei Neuheiten modernen Wesens auf: Giacosas gut gemachtem, aber peinvollen Einakter „Die Rechte der Seele" und Arthur

Schnitzlers charakteristischem Wiener Sittenbild „Liebelei", das so spielerisch beginnt und so tragisch endet. Ihre ganze Grösse offenbarte Charlotte Wolter, als sie am 4. November, nach einjähriger Krankheit und dem Verlust ihres Gatten Graf O'Sullivan, als Sappho wieder die Stätte ihres Ruhmes betrat. Ich glaube eine ähnliche Triumphszene auf der Bühne nie mit angesehen zu haben, als jene, wo sich über die der Biga Entstiegene, mit den Worten Begrüßte: „Wir haben deinen Anblick lang entbehrt!" unter dem überwältigenden Jubel des Hauses ein unendlicher Blumenregen ergoß. Ihre klassische Schönheit, ihr ergreifendes Spiel an jenem Abend — dem letzten, an dem ich sie sah — bleiben mir in die Seele geschrieben.

Ein besonderes Schaustück überraschte mich bei einer Praterfahrt. „Venedig in Wien" nannte es sich. Da gab es Kanäle und Gondeln, Brücken, Paläste, Fruchtverkäufer und Bilderhändler, italienische Improvisatoren, Sänger, die „Vorrei morire" oder „Funiculi, funicula" zum besten gaben, alles im Stile der Lagunenstadt, der meine Liebe und beständige Sehnsucht gehört. Prächtig unterhielt ich mich, von meiner lieben Elise von Dobner durch das bunte Gewirr geleitet.

Daß ich, sobald ich in Wien bin, auf ein stets künstlerisch reiches Zusammensein mit Marianne Brandt nicht verzichte, versteht sich von selbst. Diesmal mache ich kurz vor meinem Aufbruch aus Wien auch die persönliche Bekanntschaft Hanslicks. Er hatte, seit ich seinen ersten, in diesen Blättern mitgeteilten Brief empfing, sich mir bei verschiedenen Anlässen schriftlich genähert und mich letzthin freundlich auf Briefe aufmerksam gemacht, deren Verwertung ihm angetragen worden war, für die er indessen, persönlich uninteressiert, ein mögliches Interesse meinerseits voraussetzte. Ich hatte Bedenken und lehnte dankend ab. Nun drang meine Freundin Wehli, die mir gelegentlich Mores lehrte, in mich, Hanslick bei meiner Anwesenheit in Wien die Höflichkeit eines Besuchs nicht schuldig zu bleiben. Auf meinen

Einwurf, daß dies mich, die Liszt- und Wagnerverehrerin, bei dem abgesagten Gegner meiner Musikheroen in das garstige Licht der Gesinnungslosigkeit bringen würde, erwiderte sie, daß, da er sich mir gegenüber objektiv verhalte, ich dieselbe Objektivität auch gegen ihn walten lassen müsse. Ich gehorchte. Mit ausgesuchterer Liebenswürdigkeit und Wärme kann man nicht empfangen werden, auch nichts Anerkennenderes über seine bescheidene Tätigkeit zu hören bekommen, als ich von ihm. Er behauptete, sich meine Bekanntschaft längst gewünscht zu haben. Hätte er meine Anwesenheit erfahren, so würde er mir zuvorgekommen sein. Seine Unterhaltung war höchst geistreich, sein Benehmen ritterlich. „Ist das wirklich Wagners Beckmesser?" fragte ich mich und bat dann wieder meinen geliebten Schutzgeist Liszt im stillen, daß er, der mein Inneres kannte, mir den Gang ins Haus seines Gegners nicht als Untreue anrechnen möge.

„Sie werden doch Brahms besuchen?" fragte Hanslick, als ich mich verabschiedete. „Ihm tut man damit keinen Gefallen", meinte ich. Vor kurzem erst hatte man mir erzählt, daß er einem Herrn, der ihn, den eben sein Haus Verlassenden, fragte, ob Dr. Brahms hier wohne, geantwortet habe: „Jawohl, oben im zweiten Stock" und ruhig seines Weges gegangen sei. „Nein, ich bitte Sie sehr, es zu tun", wiederholte Hanslick mit Wärme. „Ich weiß, daß Brahms sich freuen wird, gewiß, ich weiß es. Er schätzt Sie sehr."

Von der Wohllebengasse wanderte ich denn also in die Karlsgasse, wo ich Brahms vor Jahren einmal wegen Lisztscher Briefe aufgesucht hatte, aber abschlägig von ihm beschieden worden war, da er keinen Brief vom Meister besitze. Das war nicht richtig; denn in einem Briefbuch Liszts fand ich später ein Schreiben, darin er Brahms für Zusendung seines zweiten Konzertes dankt, das ihm „beim ersten Lesen etwas graufarbig erschienen" wäre, „bis er allmählich ins Klare und Helle gekommen" sei. — Diesmal traf

ich ihn nicht anwesend, habe ihn überhaupt nicht wiedergesehen.

Interessantes brachte mir ein Besuch von Dr. Erich Prieger aus Bonn. Im Besitz von Beethovens Wiener Verleger Artaria und dessen Erben hatte sich ein unvergleichlicher Schatz von Handschriften des Großmeisters erhalten, den der Eigentümer jetzt zu veräußern wünschte. Die königliche Bibliothek in Berlin, die Hüterin eines Reichtums von autographen Kostbarkeiten, plante, die Artariasche Sammlung zu erwerben, verfügte jedoch zur Zeit nicht über die nötigen Mittel. Da trat Dr. Prieger als großherziger Vermittler ein. Aus Eigenem zahlte er die verlangte Summe — wenn ich mich recht erinnere 100000 Mk. —, um später, nach deren zinsenloser Rückerstattung, den Schatz der Bibliothek zu überlassen. Das bereitete sich soeben bei Anwesenheit Priegers in Wien vor. Er brachte mir das Verzeichnis der mir schon früher vom verstorbenen Herrn Artaria gezeigten Sammlung und forderte mich zu erneutem Anschauen auf. Zugleich ließ er mich ein ihm selbst gehörendes Originalbildnis Beethovens von Klöber sehen, eine Kreidezeichnung, die, wie er sagte, dem Jahre 1818 entstamme, während die vom selben Künstler in der Leipziger Musikbibliothek Peters befindliche 1838 ausgeführt und nach seinem Original geändert worden sei.

Natürlich verfehlte ich nicht, Artaria und seine Beethoven-Kleinodien zu besuchen, bevor diese aus ihrer Heimat auswanderten. Welch ein Reichtum! Und alles von der Hand unseres größten Tonheros geschrieben! Auch Briefe und Skizzenbücher zeigte mir Herr Artaria und hatte die Güte, mir zu guterletzt den Besuch bei Herrn Possonyi, dem Eigentümer der gegenwärtig wohl umfangreichsten aller Autographensammlungen zu empfehlen; ja er selber übernahm es, mich bei ihm anzumelden.

Kurz darauf befand ich mich inmitten einer autographischen Schatzkammer ohne gleichen. Nur Herr Alfred Bovet in Valentigney wohl konnte — wie der künstlerisch

ausgestattete Prachtkatalog seiner Sammlung, den er mir sandte, beweist — sich eines ähnlichen Besitzes rühmen. Schränke ohne Zahl bargen Schriftstücke aus allen Zeiten, allen Gebieten. Historische Größen von den römischen Kaisern deutscher Nation, den alten französischen und englischen Königen und Regenten bis zur Neuzeit; Helden und Staatsmänner, wissenschaftliche, künstlerische Berühmtheiten — allein von Michelangelo eine Menge — dichterische, musikalische. Ich komme nicht heraus aus dem Staunen über diese unabsehbare Fülle, dieses Wunder von Sammeleifer und -Glück, — aber auch von Sammlertragik. Bekennt mir doch der Besitzer, daß diese Leidenschaft ihn zu Grunde richte, daß sie ihm sein Vermögen koste und daß, wenn er damit zu Ende sei, er auch sein Leben enden müsse, denn er könne nur sammelnd, nur in der Befriedigung dieser verhängnisvollen Manie leben. Ob es gekommen ist, wie er vorausah? Ich weiß es nicht und will es nicht glauben.

Wesentlich wichtiger als meine diesmaligen Wiener Erlebnisse, so mannigfaltig sie waren, wurde mir die endliche persönliche Begegnung mit der Fürstin Hohenlohe. Später als ich aus ihrem Bergfrieden in die Stadt gekommen, lud sie mich zu sich, und an einem feuchten Oktoberabend hielt mein Fiaker, nachdem er eine schon halb entblätterte Kastanienallee durchfahren, vor dem Augartenpalais, das dem Fürsten Constantin zu Hohenlohe bei seiner Ernennung zum ersten Obersthofmeister des Kaisers 1867 zur Wohnung überwiesen worden war. Es ist, vom öffentlichen Augarten aus nicht sichtbar, samt dem benachbarten Saalbau die Stätte der in ähnlicher Prachtentfaltung hier nie wiedergesehenen Feste und Bälle*), wo Fackeln den Weg

*) Vgl. „Erinnerungen an das Augartenpalais". N. Fr. Presse, 9. Nov. 1913.

von der Augartenſtraße taghell erleuchteten, wo eine reich livrierte Lakaienſchar mit gepudertem Haar, die Leoparden der Hohenlohes auf ſilbernen Wappenborten, Spalier bildeten in dem mit exotiſchen Gewächſen dekorierten Veſtibül, wo Kaiſer- und Kronprinzenpaar, fremde Souveräne, Erzherzoge und Erzherzoginnen, Würdenträger und Botſchafter mit ihren Gemahlinnen ſich vereinten, wo in einer Flut von Licht die Diamanten funkelten, der berühmte Familienſchmuck des öſterreichiſchen Hochadels ein vielfarbiges Strahlenbouquet ausſtreute. Wo auch in größeren oder kleineren Soireen die Größen der Kunſt, ein Liſzt, ein Wagner, ein Rubinſtein, die Zierden der Wiſſenſchaft und Literatur, die Ritter des Geiſtes aller Nationen, die Sterne des Burgtheaters und der Hofoper Gaſtfreundſchaft genoſſen, wo die vielbeſuchten Donnerstagsempfänge der Fürſtin ſich abſpielen; ſteht ſie nicht im Ruf der feinſtgebildeten Frau der Wiener Ariſtokratie? Schon in ihrer Jugend hat ſie am Muſenhof der Altenburg, im Verkehr mit den gefeiertſten Männern der Zeit, den weiten Weltblick gewonnen, hat ſie an allen Kunſtſtätten Europas ihr Kunſtverſtändnis geſchärft und den feinen Inſtinkt des Schönen entwickelt, der Hebbels Staunen und den Wunſch erregte, „fortan alles, was ich ſchaffen werde, vorerſt in Ihren wunderbar klaren Augen geſpiegelt zu ſehen.“ Sahen nicht auch die Leiter des Burgtheaters Dingelſtedt, Wilbrandt, Sonnenthal, Burkhardt in ihr ihre kundigſte Beraterin? War nicht auch die Berufung Sempers nach Wien ihrer Eingebung zu danken? Ja, man wandelte im Augartenpalais auf der Menſchheit Höhen.

Nicht zu einem der Empfänge, zu einer ſtillen Plauderſtunde nur war ich gerufen worden. Die Fürſtin wollte den Schützling ihrer Mutter und Liſzts kennen lernen. Ich betrat einen nicht großen Rokokobau mit ſchmalen Stiegen und Gängen, die den Blick auf einen offenſtehenden, durch zwei Stockwerke geführten Saal ovaler Form in des Hauſes Mitte frei ließen. In einem hohen Zimmer, darin mir der

reiche Bilderſchmuck, ein blumenüberblühter Schreibtiſch, ein aus Palmen hervorblinkender Spiegel, ein ſchöner Renaiſſanceſchrein mit offenen Flügeltüren ins Auge fiel, ſtand ich der Fürſtin gegenüber. Es war dieſelbe hohe ſchlanke Geſtalt — nur daß ſie zufolge eines getanen Falles jetzt beim Gehen eines ſtützenden Stocks bedurfte —, es war derſelbe wie von Marmor gemeißelte Kopf mit den braunen Samtaugen, dieſelbe weiche Stimme, die ich an der Prinzeſſin Marie in der Altenburg gekannt; auch die bezwingende Liebenswürdigkeit des Weſens, die dem reinen Einklang von Geiſt und Gemüt entſpringt, war ihr treu geblieben.

Unſere Geſpräche ſpannen goldene Erinnerungsfäden hinüber in die alte ſchöne Weimarer Zeit. Die Fürſtin erzählte von ihrer Mutter und deren letzten Lebenstagen. Nach Beendigung ihres großen, ſie durch lange Jahre beſchäftigenden theologiſchen Werkes hatte ſie ſie zu ſich berufen. Beruhigt hatte ſie die nie raſtende Feder aus der ſchon geſchwollenen Hand gelegt, war ſanft und weich geweſen, hatte ſich Zukunftsplänen hingegeben, anſcheinend ohne Ahnung, daß ihre letzte Stunde nahe. Ihre Tochter und der Kardinal Hohenlohe waren noch am letzten Abend bei ihr. Sie wollte ſchlafen, um am anderen Morgen zu kommunizieren, was ſie häufig im Bette tat. Kaum allein gelaſſen, war ihre Seele im ſanften Schlummer himmelwärts gegangen.

Alle Beſtimmungen über Liſzts Nachlaß hatte ſie zuvor ihrer Tochter übergeben. „Du haſt ihn immer verſtanden, oft beſſer als ich ſelbſt“, ſagte ſie. „So wirſt du auch am beſten in ſeinem Sinne zu verfügen wiſſen.“ Sonach begründete Fürſtin Hohenlohe, als Erbeserbin ihrer Mutter, mit der beſcheidenen Summe, die das Vermögen des ſelbſtloſeſten aller Künſtler ausmachte, die Liſztſtiftung und ſtattete die vom Großherzog Carl Alexander von Weimar für ein Liſzt-Muſeum bereitgeſtellten, ehedem vom Meiſter bewohnten Räume in der Hofgärtnerei mit den Handſchriften,

der Bibliothek und dem weitaus größten Teil der Erinnerungsgegenſtände und Geſchenke von fürſtlicher Hand aus, die ſeinen Nachlaß bildeten. Dabei wurden auch Wien und Budapeſt reich bedacht, ſowie die in Liſzts ergreifendem Teſtament vom 14. September 1860 ausgeſprochenen Wünſche treulich erfüllt. Die Vollſtreckerin des Teſtaments behielt ſich ſelbſt nur ein Gebetbuch zurück.

Bei einer anderen ſtillen Teeſtunde, zu der die Fürſtin mich wieder einlud, entwarf ſie mir ein Bild von Liſzts Mutter, indem ſie mir ein paar ſchöne Miniaturen zeigte, die ſie von Mutter und Sohn aufgefunden und erworben hatte. Eine Photographie der erſteren hatte ſie mir ſchon früher geſchickt. „Sie war eine liebe ſchlichte Frau", erzählte ſie. „Ihr heimatliches Kremſer Deutſch vermengte ſich in ihrem Munde mit einem etwas fragwürdigen Franzöſiſch, ſo daß ihr inmitten einer franzöſiſchen Phraſe unverſehens ein deutſches Wort entſchlüpfte, was ihr häufig Liſzts Neckerei zuzog. Die Huldigungen, die Gräfinnen und Fürſtinnen ihrem berühmten Sohn darbrachten, ließen ſie gleichgültig. Selbſt meine Mutter, die ſie während eines Beſuchs auf der Altenburg mit Aufmerkſamkeiten überſchüttete und nach einem auf der Rückreiſe nach Paris in Erfurt erlittenen Beinbruch nach Weimar zurückbrachte und ſie pflegte, war ihr eher unheimlich. Dagegen erwies ſie mir, der ſie zur Firmpatin gegeben wurde, viel Zuneigung, wie ſie auch Liſzts Töchtern, die ihrer Obhut anvertraut waren, ehe Mme. Pateri, die ehemalige Erzieherin meiner Mutter, ihre Weiterbildung übernahm, die liebevollſte Großmutter blieb und geehrt und geliebt, auch nach dem frühen Tode ihrer Enkelin Blandine, in Emile Olliviers Hauſe lebte und ſtarb.

Köſtlich plauderte ſich's mit der Fürſtin und wenn wir auch nicht, wie Liſzt nach ſeinem erſten Geſpräch mit ihrer Mutter, ſagen konnten: „Wir haben in einer Stunde Europa mit Dampf durchplaudert", ſo hatten wir doch, als wir uns trennten, in raſchem Fluge ein gut Stück Ver-

gangenheit und Gegenwart durchflogen. Als mir teure Erinnerung, durfte ich ein überaus lebensvolles Bildnis der Fürstin Wittgenstein, mit dem ihre Tochter mich beglückte, mit mir nehmen.

Ich stand im Begriff Wien zu verlassen. Als aber Frau von Wehlis Arzt Professor Drasche eines Tages zu meinem Schrecken — denn sie hätte es leicht hören können — zu mir sagte: „Bleiben Sie doch bei ihr, sie wird Sie ohnehin nicht lange mehr brauchen", schob ich meine Abreise bis Anfang Dezember hinaus. Ich hätte die Heimat gern auch noch länger auf mich warten lassen, allein meine Freundin meinte, „Ich darf dich nicht länger festhalten. Es wäre Egoismus, dich an mein ödes Haus und an das immer fader werdende Wien zu fesseln. Dazu bist du mir zu lieb. Du brauchst Leben; das kann ich dir nicht schaffen. Nur versprich mir, bald wiederzukommen."

Da half kein Einspruch. Ich ging, nachdem ich mir noch zum Abschied den „Tristan" mit Lilli Lehmann als Isolde gegönnt; so bedenklich mir Drasches Mahnung im Hirn und Herzen nachging. Hatte er aber nicht doch zu schwarz gesehen? Gottlob meldeten die mir aus Wien zugehenden Nachrichten nur Gutes. —

Im Gewandhaus hatte sich eine fundamentale Änderung vollzogen. Anstelle Kapellmeister Reineckes führte Arthur Nikisch das Zepter über das berühmte Orchester. Ein fortschrittlicherer Wind wehte. Wagner, Liszt, Berlioz kamen zu Worte — ich hörte gleich eine sehr belebte Wiedergabe von „Fausts Verdammung" — bis die große Trias später den Vortritt an Brahms abgeben mußte, dem der neue Meisterdirigent neben Bruckner und Tschaikowsky besondere Bevorzugung schenkt.

Zu einer Menzelfeier mit Musikstücken von Friedrich dem Großen, Prinz Louis Ferdinand und dem Gambenmeister Abel, auch zu einem Gastspiel der Comédie française: Coppées „Les Jacobiter" kam ich eben zurecht.

Mein neues Buch: die zwei ersten Bände der „Briefe hervorragender Zeitgenossen an Liszt", hatte mich bei der Heimkehr bewillkommt. Darüber schrieb mir der Großherzog Carl Alexander, dem ich es zugeeignet hatte:

„Weimar, den 20. Dezember 1895.

Empfangen Sie, Mein Fräulein, Meinen herzlichen Dank für die Übersendung des Widmungsexemplares Ihres neuesten Werkes sowie für die Zeilen, womit Sie es begleiten.

Es gereicht Mir zur aufrichtigen Befriedigung, diese stattliche Sammlung, das Ergebnis so ernster, mühevoller Arbeit, nunmehr abgeschlossen zu sehen und sie nach dem Worte des Dichters, ‚in gewissem Sinne Mein' zu nennen. Ist doch, wie Sie in Ihrem Schreiben mit Recht bemerken, der Name Franz Liszts mit Weimars neuester Geschichte untrennbar verbunden, und konnte es doch niemandem mehr als Mir am Herzen liegen, das Andenken des großen Tonkünstlers in einer Weise verewigt zu wissen, wie dies durch Sie, Mein Fräulein, geschehen ist.

Daß Sie Ihren Veröffentlichungen Meinen Namen vorangestellt haben, erfüllt Mich mit besonderer Freude, einmal im Hinblick auf die engen Bande, die Mich persönlich im Leben mit Liszt verknüpft haben, dann aber auch, weil ich in Mir zugleich den Namen der wichtigsten Stätte von Liszts künstlerischer Tätigkeit, den Namen Weimars, geehrt sehe.

Für die Gesinnug, die Sie hiermit an den Tag gelegt haben, glaube ich Ihnen nicht besser danken zu können, als durch den Wunsch, daß die Erwartungen, mit denen Sie dieses Buch in die Welt hinaussenden, sich im reichsten Maße erfüllen möchten.

Ich verbinde mit diesem Wunsche den Ausdruck Meiner aufrichtigen Wertschätzung, in der ich verbleibe

Ihr sehr wohlgeneigter

Carl Alexander."

Wenige Wochen später durfte ich dem mir allzeit wohlgesinnten Fürsten für Verleihung der von ihm gestifteten goldenen Medaille für Wissenschaft und Kunst meinen freudigen Dank darbringen.

Abschied von Wien

1896

In neuzubearbeitenden Auflagen meiner Übersetzung von Liszts „Chopin" und dem zweiten Band der „Studienköpfe" bestanden meine nächsten Aufgaben. Der Liszt-Bülow-Briefwechsel kam gelegentlich eines Besuchs von Frau von Bülow bei mir erneut zur Besprechung und wir vereinbarten, wenn sie mit ihren Vorarbeiten so weit gekommen sein würde, in Hamburg, ihrem Wohnsitz, eine gemeinsam vorzunehmende Durchsicht der beiderseitigen Briefe, deren einen Teil Frau Professor Daniela Thode mir in Heidelberg demnächst persönlich zu übergeben wünschte.

In diesen Tagen trat der als Balzacforscher berühmte, als Sammler und Besitzer kostbarster Autographen uud Dokumente aus dem Kreise Balzacs, Gautiers, George Sands, Muffels, weithin bekannte Vicomte Spoëlberch de Lovenjoul in Brüssel, — der sogenannte Manuskriptkönig, dessen einen ungeheueren Wert repräsentierende Sammlung nach seinem 1907 erfolgenden Tode vom Institut de France

ererbt und in Schloß Chantilly geborgen wurde — mit mir in briefliche, durch Jahre fortgesetzte Verbindung. Er hatte, durch Gevaërt, den gelehrten Direktor des Brüsseler Konservatoriums, für meine Sammlung der Liszt'schen Briefe interessiert, mir durch diesen bereits einen besonders wertvollen Brief gesandt und zeigte mir jetzt den bevorstehenden Empfang weiterer Briefe Liszts an Sainte-Beuve, E. de Girardin, Jules Janin, Balzac, Mme. Hanska und andere an. Dagegen erbat er von mir Auskunft über den Verbleib von Briefen von Balzac, George Sand, A. de Musset und Th Gautier an Liszt, die er im Liszt-Museum und, falls sie sich dort nicht fänden, im Besitz von Fürstin Hohenlohe, Frau Wagner oder den Erben Hans von Bülows vermutete. Vergeblich hatte er sich in der Sache wiederholt an seinen Landsmann Lassen in Weimar gewandt, der seinerseits des Vicomtes Sammlungen für seine persönlichen Zwecke benützt hatte, diesem aber zu seiner Entrüstung nie eine Antwort gab, obgleich er vom Großherzog Carl Alexander beauftragt worden war, die gewünschte Auskunft zu erteilen. Spoëlberchs Unwille hierüber entlud sich in einem höchst charakteristischen Schreiben an mich; doch läßt mich die Rücksicht auf den im Grabe liegenden Lassen von dessen Wiedergabe an dieser Stelle absehen. Ich konnte dem Vicomte vom Vorhandensein einiger Briefe G. Sands im Liszt-Museum durch deren Aufnahme in die von mir veröffentlichten „Briefe an Liszt" den Beweis erbringen, ihm ferner wenigstens zwei weitere der gesuchten Briefe aus dem Liszt-Museum verschaffen und ihm die Versicherung geben, daß sich andere weder dort noch an den von ihm vermuteten Stellen fänden. Durch die von ihm geschickten Briefe Liszts empfing ich kurz darauf einen wichtigen Beitrag zum achten Band meiner Liszt-Briefe, und sein Hinweis auf zwei neue französische Veröffentlichungen brachte es mit sich, daß unser schriftlicher Verkehr des öfteren wieder aufgenommen wurde, wobei ich die Freude hatte, ihm manchen kleinen Gegendienst erweisen zu können.

Der letzte Februar sah mich in Heidelberg bei Frau Daniela Thode, mit Durchsprechung der mir von ihr anzuvertrauenden Briefe beschäftigt. Mühelos verständigten wir uns. Gespräche mit dem ebenso geistvollen als liebenswürdigen Hausherrn, die vom Zufall herbeigeführte Bekanntschaft mit Professor Philipp Wolfrum, dem jetzigen Generalmusikdirektor, eine gemütliche Abendunterhaltung mit den sich um ihren Lehrer scharenden Hörern Professor Thodes ließen den Tag im Fluge vergehen. Ein kurzer Besuch Thodes am anderen Morgen im Hotel, wo er mir, wie schon tags zuvor, warm empfahl, eine größere Liſztbiographie ins Auge zu fassen — und Heidelberg, von dem ich diesmal nur seine regendurchfluteten Gassen gesehen hatte, lag hinter mir.

* * *

Eine lebhafte literarische Bewegung moderner Tendenz griff zu dieser Zeit, nach Vorbild Berlins, in Leipzig um sich. Es begründete sich eine „Literarische Gesellschaft", die an Sonntagsvormittagen im Carolatheater — dem heutigen Schauspielhaus — mit guten, zum Teil vorzüglichen Kräften, unter Regie Dr. Carl Heines, Vorstellungen neuer Stücke in- und ausländischen Herkommens veranstaltete. Wer dem Geist seiner Zeit nicht fremd bleiben wollte, gleichviel ob ihm die Richtung als solche sympathisch war oder nicht, ließ sich die Gelegenheit zu näherer Bekanntschaft nicht entgehen. Da ging denn neben teilweise Abstoßendem, wie Strindbergs „Der Vater", oder Unerquicklichem, wie Beyerleins Sozialisten-Radaustück „Das Siegesfest", symbolistisch Schwindsüchtiges wie Maeterlinks „Der Eindringling" (l'Intruse), erotisch Pikantes wie Schnitzlers Anatol-Fragment — ein maskiertes Ichdrama —, Packendes wie Gunnar Heibergs „König Midas" oder Gerhart Hauptmanns unwiderstehlicher „Biberpelz" in Szene.

Die Hoffnung, daß das dem Unternehmen entgegengebrachte Interesse weiter Kreise zur Errichtung einer ständigen neuen Schauspielbühne führen werde, blieb gleichwohl unerfüllt. So vielversprechend ein Zyklus von Vorstellungen, der im Mai im Theatersaal des Kristallpalastes folgte und uns mit Ibsens „Rosmersholm", Flaischlens „Martin Lehnhardt", Ernst Rosmers (Frau Else Bernstein geb. Pörges) „Dämmerung" Bedeutendes nahebrachte, verlief, er zog nur noch einige „Gesellschaftsabende" mit Vorträgen von Fritz Koegel, Ludwig Fulda, Auguste Wilbrandt-Baudius, Marcell Salzer, Ernst von Wolzogen im Herbst, sowie wenige Aufführungen in den nächsten Jahren im Thaliatheater nach sich. Darnach hatte das dankenswerte Unternehmen endgültig ausgelebt. —

Eine frische Luft wehte, wie im Gewandhaus, so jetzt im gesamten Leipziger Musikleben. Ein wahres Füllhorn von neuem schüttete der Liszтverein über seine Mitglieder aus. Von Dirigenten erschienen Siegfried Wagner, Richard Strauß, der Schweriner Hofkapellmeister Gille, Winderstein und Mahler auf dem Plan, die beiden ersten und der letztgenannte zugleich als Tonschöpfer. Siegfried Wagner bot uns seine symphonische Dichtung „Sehnsucht" (nach Schiller) dar. Strauß führte, neben Eigenem aus früherer Zeit, Liszts „Hamlet" — die seltenst gehörte und schwerst verständliche der symphonischen Dichtungen —, sowie seines Schülers Brecher „Rosmersholm" vor. Mahler machte für seine zweite Symphonie in C-moll Propaganda, die, ob ihrer ungewöhnlichen formalen Anlage und Orchesterbesetzung, bei ihren ersten Aufführungen in Berlin und Hamburg auf Opposition gestoßen war. Sie enthält Schönes und Interessantes bei unverkennbarem Einfluß Beethovens, Schuberts, Wagners. Die Erfindung ist augenscheinlich nicht des Komponisten starke Seite. Und warum bekennt er sich nicht ehrlich zu dem Programm, das seinem Werke zweifellos verschwiegen zu grunde liegt?

Stavenhagen wirkte als beredter Interpret von Liszts gewaltigem „Totentanz", Sapellnikoff vermittelte uns — wie zuvor Friedheim — Liszts H-moll-Sonate in imponierender Weise und seine große Lehrerin Sofie Menter verpflichtete sich die Lisztgemeinde durch ein Extrakonzert zu freudigem Danke.

Der Riedelverein führt außer Bachs Magnificat Berlioz' riesiges Tedeum zum Siege. Im Herbst nimmt er Liszts 13. Psalm und Mozarts Requiem wieder auf und tritt mit Händels „Debora" in Chrysanders „stilreiner Bearbeitung" — das ist mit Beibehaltung des Cembalo als Begleitinstrument — praktisch in die Schranken, also für das gleiche Prinzip, das der Bachverein bei Aufführung der Kirchenkantaten und anderer Werke seines großen Taufpaten verfolgt.

An Extragenüssen mangelt es bei alledem nicht. Felix Weingartner setzt uns mit der Berliner Hofkapelle in Berlioz' Phantastischer Symphonie und Strauß' „Till Eulenspiegel" Finessen vor. Die „American Fisk Jubilee Singers", eine aus sieben Sängern und Sängerinnen nebst einem Begleiter bestehende Gesellschaft ehemaliger Sklaven oder Sklavenkinder, bringt die meist religiös, vorwiegend düster gefärbten Originalvolkslieder der Negersklaven aus den südlichen Staaten Nordamerikas zum Vortrag. Ausgezeichnet ist der Zusammenklang der Stimmen; mir fällt nur die Auflösung alles Rhythmus störend auf.

Frau Zehme läßt einem im Hotel de Prusse veranstalteten Liederabend einen Griegnachmittag im eigenen Heime folgen. Herr Paul de Wit, der Gründer eines lehrreichen Instrumentenmuseums, öffnet sein Haus musikalischen Zusammenkünften. Mich interessiert es, bei einer derselben durch Professor Alexander Winterberger die Klavierharfe vorgeführt zu hören und mir ihren Mechanismus erklären zu lassen. Von Dietz in Paris erfunden, schenkte ihr Liszt bis in seine letzten Jahre seine Aufmerksamkeit.

Im Mai kamen Hans und Ingeborg von Bronſart für längere Monate nach Leipzig und beſuchten mich. Er hatte, zur Exzellenz erhoben, ſeine Intendantenwürde in Weimar niedergelegt und freute ſich nun ſeiner Freiheit, die er ſpäter in München genießen wollte. Als Vorſitzender im Direktorium des Allgemeinen deutſchen Muſikvereins, führten ihn die Vorbereitungen der für Ende Mai anberaumten Tonkünſtlerverſammlung in unſere Stadt.

Mit Reznicek's Oper „Donna Diana" begann, mit Berlioz' Tedeum unter Nikiſch ſchloß das Feſt. Dazwiſchen fielen zwei Matineen für Kammermuſik, in die ſich das Gewandhausquartett mit den Böhmen teilte, und ein Theaterkonzert, letzteres mit vorwiegend ruſſiſchem Programm. d'Albert ſpielte, ſeine Gattin — er hatte inzwiſchen Hermine Finck, Auguſte Götzes Schülerin, als Dritte heimgeführt — ſang. An den Abenden war ich meiſt mit ihnen, Bronſarts und Auguſte Götze zuſammen. Beſondere Freude bereitete mir der Beſuch von Porges. Mit ihm gemeinſam hörte ich genußvoll Berlioz' Tedeum, von dem er mit ſeinem Geſangverein in München eine dreimalige Vorführung durchgeſetzt hatte.

Aus Wien hatte ſeit langen Wochen nur Gutes verlautet, Dennoch traute ich meinen Augen kaum, als ich anfangs Mai zu leſen bekam, daß Baronin Wehli mit ihrer Schweſter Mitte des Monats nach Paris zu reiſen gedenke, um mit ihrem Lieblingsenkel Dr. Helmut Hopfen, der ſich dort Studien halber aufhielt, zuſammenzutreffen und liebe Freunde wiederzuſehen. Den Rückweg werde ſie über Leipzig nehmen. Die in der Wienerin wohl kaum je ganz erſterbende Lebensluſt war demnach hell wieder aufgeflackert, und meiner harrte ein baldiges Wiederſehen.

Drei Briefe erhielt ich aus Paris. Dann trat eine Pauſe ein. Stündlich erwartete ich die Anmeldung meiner Freun-

din. Am 8. Juni wird mir ein Telegramm aus Paris gebracht. Starr vor Schrecken entziffere ich: „Großmama geſtern Mittag ſanft entſchlafen. Helmut Hopfen.“ Auf meine Anfrage erfahre ich, daß die Beerdigung Samſtag in Wien ſtattfindet.

Freitag Abend bin ich zur Stelle, von Wehlis langjährigem Kammerdiener empfangen und nach Hotel Briſtol begleitet. Hier iſt, da die Enkel mit ihrem Vater in Wehlis Hauſe quartieren, Wohnung für mich beſtellt, und der älteſte der Geſchwiſter, Leutnant Fritz Hopfen, erwartet mich.

Unruhe treibt mich in der Morgenfrühe zu Eliſe Dobner. Ich laufe ihr auf der Straße, nahe ihrer Wohnung, in die Arme. Wir gehen miteinander in die Eliſabethſtraße, wo wir Hopfens finden. Dann bringen Eliſe und ich unſere Kränze zu den Michaelern, in deren Totenkapelle die Geliebteſte aufgebahrt liegt. An ihrem Sarge knie ich nieder und ſage ihr für die Liebesfülle, die ſie mir gab, den letzten Dank.

Um 3 Uhr ſind wir in der ſchwarz ausgeſchlagenen Auguſtinerkirche und nehmen an Betpulten vor dem Hochaltar Platz. Unter Läuten der Glocken öffnet ſich zur Seite von Canovas Chriſtinendenkmal die Sakriſteitür: Chorknaben mit Fackeln, Sänger, Prieſter treten heraus, Poſaunen ſtimmen einen Grabgeſang an. Es iſt unbeſchreiblich feierlich und erſchütternd. Von Vermummten wird der Sarg durch das von Teilnehmenden gefüllte Schiff der Kirche getragen und neben uns niedergeſtellt. Dann erklingt das Requiem aeternam. Prieſter weihen den Sarg, das Rauchfaß wird darüber geſchwungen; ein Gebet, Orgeltöne — dann trägt man ihn zur letzten Fahrt unter ſtrömendem Regen hinaus. Im Heiligenſtadter Friedhof, wo Gatte und Tochter der Nachkommenden im Grabe harren, werden ihre irdiſchen Reſte nach kurzem Gebet hinabgeſenkt. Eine handvoll Blumen und Erde iſt das letzte, was unſere Liebe ihr hienieden ſpenden kann. —

Noch eine kurze Abendstunde bringe ich in dem geliebten Hause, das mir so viele Jahre eine zweite Heimat gewesen, mit Hopfens zu. Am anderen Morgen sagt mir die liebe Elise von Dobner nochmals Lebewohl. Sie spricht mir von einer Notiz im „Neuen Wiener Tagblatt" über ihre Schwester, die leider unrichtige Angaben enthalte. Ich verspreche ihr, eine kurze Erinnerung zu schreiben, die alsbald im „Fremdenblatt" erschien. Wir geloben uns scheidend, uns im nächsten Sommer in Tyrol zusammenzufinden. Aber der Himmel führte uns andere Wege. Wir blieben einander treu verbunden und hielten einen regen Briefwechsel aufrecht, bis Elise von hinnen ging. Ein Wiedersehen war uns nicht bestimmt.

Als ich in der Morgenstille des 14. Juni aus Wien schied, fühlte ich, daß ich an den Ort meines Glücks nie mehr für länger zurückkehren würde. Mein Vorgefühl hat mich nicht getäuscht.

Zwei Jahrzehnte waren dahingegangen, seit das Bayreuther Festspielhaus seine Zauberpforten zum ersten Male geöffnet hatte. Nun sollte, nachdem der „Parsifal" inzwischen auch „Tristan", „Tannhäuser", „Meistersinger", „Lohengrin", „Holländer" nach sich gezogen, der „Ring" von neuem seine Wunder wirken. Mit meiner Schwägerin, Frau Jutta Flechsig und Frau Zehme fuhr ich am 18. Juli nach dem gelobten Lande der Musik. Am Bayreuther Bahnhof begrüßte uns Richard Pohl, unser treuer Ritter in diesen Tagen. Beim Weinhändler Grünewald in der Sophienstraße hausten wir, und er sah mich öfters wiederkehren. Nach seinem Tode hat mich sein Bruder Ottmar in der Maxstraße als Festspiel- oder Probengast geerbt.

Mein erster Gang am kommenden Morgen war zu Liszts Grab. In der kleinen romanischen Kapelle, die dem großen

Meister zur letzten Ruhestatt erbaut ward, legte ich weiße Rosen auf die Stelle, wo ich sein Herz suchte. An den Wänden rings hingen noch die unzähligen Kränze mit den Widmungsschleifen von der Beerdigung her. Ich sah auch den meinen unter ihnen.

Der 19. Juli bescherte uns das „Rheingold". Man hatte diese zwanzig Jahre nicht umsonst gelebt in Bayreuth. Die Hüterin des von Wagner in den Grundstein seines Festspielhauses eingeschlossenen Geheimnisses hatte nicht gerastet. In Treuen blieb sie unablässig ihrer idealen Aufgabe hingegeben. Ein Mithelfer war ihr in ihrem, nicht nur als Orchesterleiter, sondern zugleich als Anordner des Dekorativen tätigen Sohn erwachsen. Die wundervoll herausgebildete Rheintöchterszene war ihm zu danken. Vor aller Augen lagen die Ergebnisse, die die seit zehn Jahren in Wirksamkeit getretene Stilbildungsschule gezeitigt. Mehrere ihrer Schüler waren zur Mitwirkung berufen. Auch Ellen Gulbranson, die als Brünnhild im zweiten der vier Zyklen an die Stelle Lilli Lehmanns trat, um sich bis heutigen Tages in dieser Rolle zu behaupten, hat in längerem und wiederholtem Studium die Bayreuther Weihen empfangen. Da ich nur dem ersten Zyklus beiwohnte, hörte ich die norwegische Künstlerin zuerst im November in Leipzig — wo sie auch im Gewandhaus die Schlußszene der „Götterdämmerung" mit großer Wirkung sang — als Walküre, die sie, laut meinem Tagebuch, „hochpoetisch und darstellerisch vollendeter verkörperte, als ich sie noch gesehen".

Lilli Lehmann, die sich zufolge einer Blutvergiftung eben einer Operation unterzogen, sich auch mit Frau Wagner nicht recht verstanden hatte, war verhindert ihr Höchstes zu leisten. Gleich ihr war von den ersten Ringkünstlern vom Jahre 1876 Vogl, der Loge, wiedergekehrt. Zum ersten Male wirkte Frau Schumann-Heink als unvergleichliche Erda und Waltraute, ebenso Breuer als Mime, Frau Brema als Fricka mit — erstere beide seitdem den Festspielen treu anhängend. Grüning als Siegfried, Perron, der immer zum Sentimen-

talisieren neigende, als Wotan, ließen Wünsche offen. Doch nicht in Einzelheiten, im Einheitlichen des Ganzen, im heiligen Feuer für die große Sache liegt Bayreuths Macht begründet. Das fühlt jeder, der gleich mir den Ring in Leipzig, Dresden, München, Wien oder wo immer hörte.

Im Wahnfried, wo mich Frau Thode und Gräfin Gravina empfingen, gab es manches über den Liszt-Bülow-Briefwechsel zu sprechen. Frau Wagner, der immer im Theater Beschäftigten, und ihrem Sohn konnte ich erst am Tage der „Götterdämmerung" für alles Herrliche danken. Mehrere Wochen früher hatten wir in Angelegenheit einer Leipziger Blinden, die in der Bayreuther Schule unterzukommen gehofft hatte und wegen der sich Frau Wagner an mich wandte, Briefe gewechselt und in Anknüpfung daran schrieb sie mir:

„Ich möchte diese Zeilen nicht schließen, ohne Ihnen zu sagen, mit welchem Interesse ich die von Ihnen publizierten Briefe an meinen Vater lese. Ich finde es vorzüglich von Ihnen, bei den von Ihnen gegebenen biographischen Notizen in keiner Weise die weiteren Beziehungen zu meinem Vater zu berühren, sondern die Dinge (leider oft so traurig) allein sprechen zu lassen. Was man aber überall durchfühlt, ist Ihre Liebe und Ihr Verständnis für meinen Vater, und das gibt dem Ganzen den Zug der Wärme, der sonst — bei so vielen Dankverpflichteten — leider fast einzig nur von meinem Vater ausgeht. Durch Sie aber hat man das entgegenschlagende Herz und das versöhnt einen."

Später nach einem weiteren Bericht in der Blindensache empfing ich die mich in hohem Grade ehrenden Zeilen:

„Liebe und sehr geehrte Frau!

Besten Dank für Ihre freundlichen Mitteilungen über die arme Krämer und für alle Bemühungen, denen Sie sich in dieser Angelegenheit unterzogen. Doch auch für Ihre

warmen Worte der Erinnerung an unſere diesjährigen ſo bedeutungsvollen Feſtſpiele. Sie gehören zu denjenigen, die man ſich wahrhaft freut, zu den Zuſchauern und Zuhörern zu rechnen, und durch die Begeiſterung und die Kraft der Idealität, welche Sie in allen Ihren Veröffentlichungen bewähren, gehören Sie zu den Mitarbeitern an unſerem Werk.

Erlauben Sie mir, Ihnen, anknüpfend an das, was ich ſoeben ſagte, den Brief zu entſenden, den ich an die Herren des Vereins als Erwiderung auf zu freundliche Anerkennung ſchrieb.

Wollen Sie zu denen, die ich nicht nennen konnte, auch ſich rechnen, liebe und wertgeſchätzte Frau, und den Ausdruck meiner herzlichen Hochachtung und Ergebenheit empfangen.

L. Wagner.

Bayreuth, 23. 9. 96."

Dieſen Zeilen lag ein in den Bayreuther Blättern veröffentlichter Abdruck des Briefs bei, den Frau Wagner am 31. Juli an die Herren des Wagnervereins gerichtet hatte, darin ſie allen Mithelfern bei Förderung der großen Sache Dank ſagt.

Zwei eifrige Wagnerverehrer lernte ich diesmal in Bayreuth perſönlich kennen: Dr. Guſtav Schönaich, Standthartners Stiefſohn, und Herrn Alfred Bovet aus Valentigney, der mich beim Sammeln Liſztſcher Briefe ſeit Jahren aufs entgegenkommendſte unterſtützt hatte.

* * *

Im Vollgefühle deſſen, was ich an Frau Wagner ſchrieb: „Bayreuth iſt eine einſame Inſel des Ideals im weiten Weltmeer der Kunſt", fuhr ich nach beendetem erſten Ringzyklus, mich von meiner heimkehrenden Schwägerin und deren

Bruder trennend, den Tyroler Alpen zu. In Steinach am Brenner war es mir, in Erinnerung an meinen letzten Aufenthalt mit meiner lieben Freundin Wehli, um so öder zu Mute, als Similde mich nicht dahin begleiten konnte. Da fügte es das Glück, daß Marianne Brandt mit ihrer Schwester eintraf. Wir unternahmen weite Spaziergänge, denen sich zuweilen die liebenswürdigen Schwestern Marie und Nelly von Gomperz aus Wien, die Töchter des früher erwähnten geistreichen Max von Gomperz, gesellten, die gleich mir von Frau Hörtnagl beherbergt wurden.

Eines Abends forderte die Brandt mich auf, mit ihr ein Kasperltheater zu sehen, dessen genialer Wurstel sie Tags zuvor höchlichst belustigt hatte. Ich ließ mir's nicht zweimal sagen und wußte ihr's Dank. Dieser Kasperl war ein echtes Wiener Naturgenie. Auch die schneidige Rhythmik seines Harmonikaspiels fiel uns auf. Sie verlockte die Brandt sogar, hier und da mit einzustimmen und bei köstlichem Humor, wie sie war, Kasperls Spiel noch mehr zu befeuern.

Da die von der Ortsbehörde erteilte Erlaubnis mit diesem Abend zu Ende ging, wir dem talentvollen Strizzi aber eine reichere Ernte als bisher gönnten, erbat ich vom Bürgermeister eine Ausdehnung auf drei weitere Vorstellungen und machte beim Speisen an der Mittagstafel der „Post" so erfolgreiche Reklame, daß der Saal am Abend die Zuschauer kaum aufnehmen konnte. „Die unschuldige Genoveva und König Siegfried" stand auf dem Repertoire, am nächsten Abend „Doktor Faust, der dem Teufel seine Seele verschrieben hat". Dabei kamen die Zuhörer ebenso auf ihre Kosten wie unser Wurstel.

Am dritten Tag geriet das Schwesterpaar Gomperz auf den Einfall, in Hörtnagls geräumiger Veranda nachmittags einen Hausball zu veranstalten und Kasperl dazu aufspielen zu lassen. Das glückte glänzend. Die schneidige Musik fuhr uns allen in die Füße. Marianne Brandt juchzte und sang zu den Kasperlwalzern. Ich, angesteckt von ihrem Übermut, rief: „Wenn die Brandt dazu singt, tanzt La

Mara", und wie gesagt, so getan. „Marie Lipsius, Sie sind ein Teufel!" rief nun die Brandt und tanzte gleich mir. Die fesche Frau Hörtnagl und unsere Gastgeber schwangen gleichfalls ihre Tanzbeine und wir versuchten uns im Tyroler Zweitritt.

So verkürzten wir uns die Regentage. Da die herrliche Sängerin, zur Ruhe für Stimme und Nerven, auf Reisen keine Noten mit sich führte, ließ ich mir Lieder kommen, und sie bereitete uns im „Steinbock", wo sie wohnte und wo sich ein Pianino vorfindet, zwei kostbare Schumann-Nachmittage. Unter den vielen Perlen Schumannscher Lyrik, die ich ihr begleiten durfte, war keine, der sie nicht besondere Feinheiten abgewann.

Von allen Sängerinnen, mit denen mich das Leben in Berührung brachte, weiß ich, die unvergleichliche Viardot ausgenommen, keine ähnlich geist- und temperamentvolle, dabei künstlerisch so tiefdenkende und hochsinnig empfindende wie Marianne Brandt. Auch Liszt stellte sie sehr hoch. „Ich weiß, Sie protegieren die Brandt und mit Recht", sagte er mir einmal. „Ach, Meister, dazu ist sie zu groß, und ich zu klein", war meine Antwort. „Sie hat es ja viel weiter gebracht als ich. Aber ich liebe und verehre sie künstlerisch und menschlich."

Liszts Geburtstag wurde im Gewandhaus mit einer glanzvollen Aufführung seiner Faust-Symphonie begangen, Nikisch mit einem Lorbeerkranz für seine Tat belohnt. Es war ein mächtiger Erfolg. „Daß ihn der geliebte Meister doch erlebt hätte! Zehn Jahre nach seinem Tode schenkt die ausgleichende Gerechtigkeit seinen Getreuen diese beseligende Genugtuung", heißt es in meinem Tagebuch.

Eine ehrwürdige Neuheit wurde uns in Händels „Saul" vorgestellt. Zwischen der das Oratorium eröffnenden Sie-

gesfeier der Israeliten und der es abschließenden wundervollen Totenklage um den gefallenen Helden zieht eine Reihe großartiger Szenen an uns vorüber. Mit Tschaikowskys B-moll-Konzert führte sich eine junge bedeutende virtuose Kraft, Ossip Gabrilowitsch, in unserem berühmten Konzertsaale ein. Von den Philharmonischen Konzerten erhielt eins durch Sofie Menters Mitwirkung, ein anderes durch Leitung Felix Mottls besondere Anziehungskraft. Der geniale Dirigent hauchte allem, was er gab: seiner eigenen Gluck-Suite, Beethoven, Wagner, Berlioz, seinen Feuerodem ein. Teresa Carreño erzielte in einem eigenen Konzert ein Rekordprogramm, indem sie Beethovens Es-dur-, Rubinsteins D-moll- und Griegs Konzert in Größe bewältigte.

Das Jahr, das ich, im Besitze meiner lieben Freundin Wehli, noch so reich, begonnen hatte, fügte mir und mehr noch meiner Schwägerin, vor seinem Abschluß noch einen schmerzlichen Verlust zu. Richard Pohl, der im September seinen 70. Geburtstag gefeiert hatte, starb nach kurzer Krankheit am 17. Dezember in Baden-Baden. Auch zwei, die, von der Welt als Größen bewundert, in mein Leben getreten waren und es mannigfach bereichert hatten: Heinrich von Treitschke und Clara Schumann, waren — dieser am 28. April, jene am 20. Mai dieses Jahres — von hinnen gegangen.

Schloß Friedstein, eine Insel der Glücklichen

1897—1917

Digitized by Google

In unseren nächsten Freundeskreis riß im Februar der frühe Tod von Frau Clara Fiedler, der Gattin Dr. Philipp Fiedlers, eine schmerzlich empfundene Lücke. Ihre sich immer gleichbleibende Liebenswürdigkeit und Anspruchslosigkeit, ihr warmes Herz für ihre Freunde, ihre lebhafte Empfänglichkeit für alles Schöne hatten sie allen lieb gemacht.

Am 2. Februar wurde den musikalischen Leipzigern für den ihnen durch Niederreißen des Alten Gewandhauses entzogenen traditionsreichen Konzertsaal ein an selber Stelle im neuerbauten Kaufhaus gelegener Ersatz geschenkt. In Gegenwart des Königs Albert von Sachsen und einer geladenen Zuhörerschaft empfing er durch Kräfte des Konservatoriums die Weihe.

Der erste Monat des Jahres hatte, mindestens in seinem letzten Teile, vorwiegend im Zeichen Franz Schuberts gestanden; denn ein Jahrhundert vollendete sich am 31. Januar, seit unser größter Liedermeister diese sich ihm leider wenig dankbar erweisende Welt durch seinen Eintritt gesegnet hatte. Das Gewandhaus und der Liszтverein, der Sofie Menter, Sapellnikoff und Frau Schumann-Heink zu seiner Verherrlichung herbeirief, widmeten ihm je einen Abend.

Frisches Blut führte Nikisch den Gewandhausprogrammen mit Smetanas „Aus Böhmens Heim und Flur", dem Waldweben aus „Siegfried", Tschaikowskys E-moll-Symphonie, einem Mahlerschen Symphoniesatz zu. Er rief Paderewsky und die feine Sängerin Camilla Landi zu uns. Der Liszтverein vermittelte, namentlich in Gestalt des Geigers

Fleſch und der warmblütigen Sängerin Johanna Dietz, neue Bekanntſchaften und ließ uns zwei Konzerte der Berliner Hofkapelle unter Weingartner hören. Außerordentliches Intereſſe zog ein Philharmoniſches Konzert mit Charles Lamoureux als Gaſtdirigenten auf ſich. Sein Gluck, Wagner und Berlioz umfaſſendes Programm bezeugte ſeine erſtaunliche Einfühlung in unſere deutſche Muſik und trug ihm begeiſterten Dank ein.

Der Riedelverein zog wieder eine Chryſanderſche Bearbeitung von Händels „Herakles" hervor und entledigte ſich mit zwei Meßſätzen Enrico Boſſis der Pflicht gegen neue Tonſchöpfer. Der Bachverein gedachte Aſtorgas in ſeinem ſelten zu hörenden Stabat mater und feierte des am 6. April heimgegangenen Brahms' Andenken mit ſeiner „Nänie".

Für Liederabende durften wir insbeſondere Raimund von Zur Mühlen und Anton Siſtermanns danken. Eine Enttäuſchung bereitete uns der gefeiertſte der gegenwärtigen Tenöre Italiens, Tamagno, indem er als Manrico im „Trovatore" unſere Bretter betrat. Seine einſt große, ſchöne Stimme iſt paſſiert, er forciert oft, tremoliert und detoniert. Doppelte Preiſe war der Ohrenſchmaus nicht wert. Kurzweil bereitet Smetanas melodiereiche Volksoper „Die verkaufte Braut" nicht nur einem tſchechiſchen, ſondern auch dem deutſchen Publikum. Rosmers poeſieerfüllte „Königskinder" mit Humperdincks fein illuſtrierender Muſik übten neben Gerhart Hauptmanns einigermaßen dunkler, doch dichteriſcher „Verſunkener Glocke", für den Feinſchmecker auch Goethes „Stella" in der erſten ihr vom Dichter gegebenen Faſſung, Anziehung. Letztgenanntes Drama empfingen wir ſamt Ibſens abſtoßender „Wildente" als Taten der Literariſchen Geſellſchaft.

Mittlerweile rüſtete ſich Berlin zur Feier des am 22. März bevorſtehenden hundertſten Geburtstags des erſten deutſchen Kaiſers, und gern folgte ich der Ladung der Gräfin Sauerma, die feſtlichen Tage bei ihr zu verbringen. Das

an sich schon im Alltagsdasein bis zur Atemlosigkeit bewegte Treiben in Berlins Straßen und Plätzen sah man jetzt zum Gipfelpunkt gesteigert. Man war in Gefahr, vom Gedränge der Menschenfluten und Gefährte erdrückt oder niedergerissen zu werden.

Auf einer der am Schlosse errichteten Tribünen waren wir bei Enthüllung des vielbesprochenen Nationaldenkmals gegenwärtig. Über die vom deutschen Volk dafür gestifteten Millionen hatte, der Entscheidung des Komitees entgegen, der Wille Wilhelms II. zugunsten eines Entwurfs von Reinhold Begas verfügt, der, einer hinschwindenden Kunstrichtung angehörend, erst nachträglich, auf empfangene Einladung, als Mitkonkurrent unter den bereits Preisgekrönten aufgetreten war. In gewaltigen Dimensionen angelegt, ein von allegorischem Beiwerk umwuchertes Reiterstandbild, von einer mit Quadrigen bekrönten offenen Säulenhalle im Halbkreis umstanden, wuchs es leider über die Verhältnisse des gewählten Platzes derart hinaus und rückt — obwohl zur Hälfte in das Bett der Spree hineingebaut — so nahe an den Eingang des Schlosses heran, daß man vergebens nach einem Standpunkt sucht, von wo man es recht überschauen und in seiner Wirkung beurteilen könnte. Der treueste Diener des Gefeierten, der Erbauer des deutschen Kaiserthrones, blieb der Feier fern. Damals war das Wort vom „Handlanger Bismarck" gefallen.

Am Abend zeigte sich Berlin im Lichterglanz. Ein Bürgerfestzug am nächsten Vormittag wirkte nur durch die Menge der Beteiligten, nicht, wie der Wiener Makartzug glorreichen Andenkens, durch Pracht der Bilder und Poesie der Farben. In Form eines Fackelzuges gab sich die Huldigung der Studenten kund, die des Festes Ende bedeutete. Sie schenkten wir uns. Lieber lauschte ich dem Harfenspiel meiner Freundin, das mich immer mit Zauber umspinnt. Sie gab mir auch Gelegenheit, den Harfenvirtuosen Professor Posse zu hören, der uns seine neue Chicagoer Harfe vorführte, die nach Art der dort gebauten Instrumente, größer und groß-

töniger als die Erardschen ist. Auch mit Posses jüngerem Harfenkollegen Alfred Holy und seinem bedeutenden Können wurde ich durch die Gräfin bekannt. Sie weiß hervorragende Persönlichkeiten an sich zu fesseln, und so oft ich wiederkehre, führt sie mich wieder mit anderen zusammen. So erweiterte sich der Kreis meiner Berliner Bekannten jetzt wiederum in angenehmer Weise durch die beredte Vorkämpferin der Frauenrechte Frau Dr. Knauck-Kühne, den Maler Heyser mit Gattin und den beliebten Liedersänger Franz von Dulong, dessen Heiserkeit ihm aber leider nur zu sprechen, nicht zu singen erlaubte.

Der Verkehr mit Hopfens, die ich früher zuweilen in Berlin aufgesucht hatte, erneute sich bei meinem diesmaligen kurzen Verweilen nicht. Die Enkel meiner verstorbenen Freundin waren ohnehin fern. Lili benützte einen längeren italienischen Aufenthalt zu Studien bei einer Florentiner Gesanglehrerin, die mir die gütige Frau Professor Hillebrand für sie empfohlen hatte. Ein Jahr nach dem Tode ihrer Großmutter ließ sie sich in Florenz mit dem daselbst ansässig gewordenen Bildhauer Ernst Moritz Geyger trauen. Sie blieb nicht lange seine Gattin. Als sich der ungeheueres Aufsehen erregende Prozeß zwischen seinem berühmten Kunstgenossen Max Klinger und ihm abwickelte, löste sie ihre Ehe. Eine zweite schloß sie später mit dem Wiener Hofopernkapellmeister Franz Schalk. Ihr Bruder Helmut, der sich die Universitätslaufbahn als Historiker vorgesetzt, auch bereits ein geschichtliches Werk veröffentlicht hatte, schwenkte von der Wissenschaft ab, um als Romanschriftsteller der Bahn seines (1904 verstorbenen) Vaters zu folgen. Meine Straße hat mich weder mit ihnen beiden noch mit ihrem älteren Bruder nach der Bestattung Frau von Wehlis zusammengeführt.

* * *

Im April beglückte mich Fürstin Hohenlohe durch die Mitteilung, daß sie mir die Herausgabe der Briefe Liszts an ihre Mutter anvertrauen wolle. Sie lud mich gleichzeitig ein, mich im Juni bei ihr auf Schloß Friedstein bei Stainach in Steiermark einzufinden, wohin sie sich nach dem im Februar vergangenen Jahres erfolgten Ableben ihres Gemahls und nach Verlassen des Augartenpalais' zurückgezogen hatte, obwohl ihr dessen Beibehalten vom Kaiser freigestellt worden war. Eine liebere Aufgabe als diese Briefarbeit konnte ich mir nicht gestellt sehen, und ich säumte nicht, an sie heranzugehen, nachdem ich Similde, der binnen Jahresfrist zwei ihrer Brüder genommen worden waren, beim Verlust ihres Bruders Adolar im Mai zur Seite gewesen war.

Friedstein ist ein idealer Besitz. Im breiten, von der wilden Enns durchfluteten Tale einen umwaldeten Vorberg krönend, zu dem, inmitten Parkanlagen, eine Lindenallee emporführt, vor und hinter sich eine Kette ragender Felsschroffen, über deren südlichen Zug die Firnen der Radstadter Tauern hereinschimmern: so schaut uns dies Märchenschloß, dem zu Füßen sich das Dorf Niederhofen mit seiner alten Kirche schmiegt, von außen an. Nichts Poetischeres als die Schloßauffahrt, die sich unterm grünen Gewölbe weit ausladender Baumkronen, an bemooften mächtigen Felsblöcken und einem rauschenden Wasserfall, unterhalb des Kalvarienbergs vorbei windet. „Einen Aufstieg wie zum heiligen Gral", nannte sie Felix Mottl, als er hier heraufkam. Durch das in einen Turm auslaufende Torgebäude eintretend, das sich nach innen in Arkaden öffnet, stehen wir dem imposanten Schloßbau vom Ausgang des sechzehnten Jahrhunderts gegenüber. Er gliedert sich in hervorspringende Trakte, deren mittlerer die landesüblichen Hallen kennzeichnet, die jedes der zwei Stockwerke durchziehen und von deren Seiten die Zimmerreihen ausgehen. Ein Anbau zur Rechten gewährt der Schloßkapelle Unterkunft. Neben ihr tut sich auf breiter

Terrasse das bald auf-, bald abwärts leitende Reich des Gartens auf. Ihm gegenüber schließt ein Stallgebäude mit großer Sonnenuhr und einem sein köstliches Wasser ohne Unterlaß spendenden Marmorbrunnen, den großen Hofraum ab, den Anlagen und Weingerank anmutig beleben.

Mit feinem künstlerischen Geschmack hat sich die Fürstin ihr 1875 erworbenes Heim auszubauen verstanden. Nur kunstvolle Holz- und Mosaik-, auch gewölbte Plafonds, dazu ein schönes marmornes Brunnenbecken im Speisezimmer, das das Wappen der Stainachs, der Schloßerbauer, trägt, fand sie von alter Herrlichkeit vor. Alles andere mußte sie aus Eigenem hinzutun, um, ohne den historischen Charakter des Ganzen zu beeinträchtigen, ihm Behaglichkeit und ein individuelles Gepräge aufzudrücken. So erhielt jeder der vornehmen Räume ein apartes Stempel. Der großen Halle im ersten Stock, einem prächtigen Empfangssaal, mit dem stolzen Schmuck von Marmorbüsten und Prunkvasen — kostbaren Geschenken fremder Potentaten —, altem Waffenwerk, eingelegten antiken Truhen und steifem Gestühl aus vergangenen Jahrhunderten, geben reiche Blumenarrangements, weiche schwellende Armsessel und Divans und ein klangreicher Bösendorfer-Flügel Wohnlichkeit. Im Speisezimmer, vor dessen Fenstern sich, zwischen vielhundertjährigen Fichten, Finken, Meisen, Eichkätzchen und Rehe tummeln, vergegenwärtigt ein Aquarellzyklus: Szenen aus der Geschichte der Hohenlohes. Der angrenzende große Eck-salon, dessen Aussicht das Ennstal weithin beherrscht, bildet eine Gemäldegalerie für sich. Ein dominierendes Repräsentationsbild hat den Feldmarschall Fürst Wittgenstein, den Großvater der Fürstin, zum Mittelpunkt. Von der gegenüberliegenden Wand schauen ihn die markanten Züge eines Generals Hohenlohe an. Drei wundervolle Makarts und ein Canon sind Porträts der Söhne der Fürstin. Ein in Rom entstandener Hébert zeigt uns die Fürstin Carolyne Wittgenstein. Ein berühmtes tiefsinniges

Bild Ary Scheffers: die drei Weisen aus dem Morgenlande, vervollständigt die interessante Reihe. Es stellt zugleich drei verschiedene Lebensalter und Berufsarten dar. Nicht der Greis, ein sinnender Gelehrter, noch der Krieger auf des Lebens Höhe, sondern der die Priesterbinde tragende Jüngling, dem der Maler Liszts ideale Züge lieh, schaut mit begeistertem Seherblick zuerst den Stern von Betlehem. Allwöchentlich gesellt sich alledem auf einer Staffelei ein Extragast; an jedem Sonntag stellt die Eigentümerin aus dem reichen Inhalt ihrer Mappen ein anderes Bild hier aus.

Im traulichen Arbeitszimmer der Fürstin umgeben uns, neben Familienporträts und einer Sammlung seltener Miniaturen, in bunter Fülle Gemälde von Greuze, Ingres, Ary Scheffer, Maréchall, Kreling, Lenbach, Lauchert. Sie alle blicken auf einen zur Sommer- wie zur Winterzeit von Blumen rings umblühten großen Schreibtisch herab, von dem in goldener Morgenstunde viel gute geistvolle Gedanken in Gestalt von Briefen ihren Weg in die Welt hinausgehen.

An die Weimarer Jugend der Schloßfrau mahnt ein Autograph Schillers unter Glas und Rahmen; das vollständige schöne Gedicht „Breite und Tiefe", das sich in den gesammelten Werken des Dichters im Nachlaß befindet. Auf einer kleinen Etagère entdeckt man unter verschiedenen Nippes eine Frühstückstasse vom feinsten Mainzer Porzellan, die der König von Preußen einst der Frau Rat geschenkt hatte, wie Frau Riemer, die Witwe von Goethes Sekretär, dies beglaubigte. Daneben liegt ein kleiner Handspiegel, von Röslein aus Meißner Porzellan eingefaßt, auf dessen metallener Rückseite Richard Wagner, der Schenkgeber, den Vers eingraben ließ:

Der Seele, die Dich liebt, gleicht dieses Spiegels Schein.
Willst Deiner Schönheit, Deiner Tugend froh Du sein —
Blick hinein.

In einem anderen Salon — er wurde einst vom Fürsten bewohnt — nimmt ein lebensgroßes herrliches Bildnis der Besitzerin, damals noch Prinzessin Wittgenstein, von Wilhelm Kaulbach die volle Fläche einer Wand ein. Der Maler bestand darauf, sie in einem Phantasiekostüm — Fee Abunda taufte sie Geibel — zu verewigen, — in dem sie bei einem von ihm gegebenen Feste in München erschienen war. Für die Prinzessin Leonore in seinem Goethezyklus diente ihm dies Bild später als Modell.

Steigen wir in dem mit Jagdtrophäen verschwenderisch gezierten Treppenhaus zur Halle im zweiten Stockwerk hinan, so stehen wir einer in stilvollen Schränken geborgenen imposanten Bibliothek gegenüber, die Werke der deutschen, französischen, englischen, italienischen Literatur umfaßt. Antike Truhen und Schränke stehen ringsum, in ihrer Mitte ein von Semper entworfener Schrank, dessen Holzbildnereien die verschiedenen Künste versinnlichen und der den Schätzen von Handzeichnungen und Aquarellen der bedeutendsten Meister des neunzehnten Jahrhunderts, die von der Fürstin Wittgenstein aus allen Kunststätten für ihre Tochter zusammengetragen wurden, als edles Gehäuse dient. Eine Menge gerahmter alter Porträts in Kupferstichen — eine Hohenlohe-Galerie — schmückt die Wand.

Das ist das Paradies, das mich umfängt, dessen tiefster Reiz aber von seiner Herrin, Friedsteins gutem Genius, ausgeht. Sich bei ihr heimisch zu fühlen ist nicht schwer. Mit Ausnahme der Morgenstunden, wo sie ihre ausgebreitete Korrespondenz erledigt, indessen ich mich in der herrlichen Natur ergehe, sowie der nachmittägigen Ausfahrtszeit, sind wir eifrig mit Durchlesen und Besprechen der Briefe beschäftigt. Von Ergänzung der Briefe Liszts durch die ihrer Mutter sieht die Fürstin ab, da diese, mehr Monologe als Briefe, über den Rahmen von Erwiderungen weit hinausgehen, überdies zur rechten Beurteilung eine größere Distanz verlangen, so daß ihre Kenntnisnahme einer späteren Generation vorbehalten bleiben soll. Ich erhalte Aufschluß über

die in den Briefen erwähnten Persönlichkeiten. Die Fürstin eröffnet mir Einblick in die Verhältnisse, sie leitet sozusagen den Strom ihrer Erinnerungen in meine Seele. Die Klarheit und Überlegenheit des Urteils, mit der sie, wie von freier Bergeshöhe herab, das Geschehene überblickt, entzückt mich immer aufs neue. Ich sehe in ihr die harmonischste Natur, die mir bisher vorgekommen, und frage mich, wie sie als Tochter ihrer leidenschaftlichen Mutter zu dieser Abgeklärtheit kommt und welche Herrschaft über sich selbst sie lebenslang ausgeübt haben muß.

Unterbrochen werden wir in der Arbeit durch Einladungen nach den benachbarten Schlössern: dem aus lauschigem Bergwinkel hervorlugenden Pichlarn und dem von stolzer Höhe die Talweite beherrschenden Trautenfels. Hier wie dort sind Grafen Lamberg, Verwandte der Fürstin, ansässig. Im gemütlichen Pichlarn, dessen Türme und Erker die tägliche Nachmittagssonne wohlgefällig übergleißt, gebietet der sarkastische Graf Ottmar, der Onkel des Schwiegersohns der Fürstin, als Herr. Bei ihm genießt seine Schwester, Gräfin Berta, Stiftsdame des Theresianischen Damenstiftes zu Prag, ein guter Engel des Ennstals, sommerliche Gastfreundschaft. Dem von wuchtigen Bastionen getragenen Trautenfels, einem ehemaligen Trautmannsdorffschen Besitz, der unter wechselnder Herrschaft vernachlässigt worden war, hat der kunst- und menschenliebende Graf Josef mit seiner gleichfalls dem Schönen und dem Wohltun opfernden Gattin Gräfin Anna geb. von Werndl zu erneutem Glanze verholfen. Er ließ die reiche italienische Freskenzier der prächtigen Halle und anderer prunkvoller Räume auffrischen, überhaupt das ganze von einem weitläufigen Park mit Fischteichen umgebene Schloß wiederherstellen, um es mit Kunstgegenständen aller Art zu füllen. Lenbach, Böcklin, Tilgner und viele andere tragen zum bildnerischen Schmuck das ihre bei.

Ein reger Verkehr pulsiert zwischen den Schloßbewohnern diesseits und jenseits der Enns. Er erstreckt sich auch auf

den eine nahe Villa bewohnenden Grafen Franz Loudenhove und deſſen anmutige, ſanft weibliche Gattin Thekla, Frau von Mouchanoffs Enkelin. Ebenſo auf das Exzellenzpaar Dumba, das ſich in Liezen angebaut hat. In Wehlis Freundeskreiſe iſt mir letzteres, wie früher erwähnt, in Wien, wo man in Nikolaus Dumba einen der hochherzigſten Mäzene verehrt, bekannt geworden.

Die Beſuche bei den Nachbarn wie die täglichen Ausfahrten laſſen mich eine Fülle ſchönſter Landſchaftsbilder ſchauen. Da iſt Aigen mit dem einſamen Puttererſee, in deſſen klaren Fluten ſich das romantiſche Puttererſchlöſſel ſpiegelt. Da iſt Weißenbach mit den in ſenkrechter Steile abfallenden, gemſenreichen Felswänden, die den wilden Talſchluß bilden. Da iſt die Sagmühle und mein ſich an den Hängen des weitausladenden Grimming, des ſinaiartigen Bergkönigs der Umgegend, hinziehender Lieblingsweg. Da iſt Donnersbach in der Enge der maleriſchen Waldſchlucht. Dort oben, Trautenfels gegenüber, in einen Bergſattel eingebettet, die Pürgg. Zur ſtattlichen Kirche, in die Niederhofen unterhalb Friedſteins eingepfarrt iſt, führt uns tief geheimnisvolle Waldſtille hinan. In der nahen Johanneskapelle am Berghang hat das immer wache Künſtlerauge der Fürſtin mittelalterliche Fresken entdeckt und ſie bloslegen und reſtaurieren laſſen. Über die Auslegung eines ſymboliſtiſchen Teils derſelben: einer von Katzen belagerten und von Mäuſen verteidigten Feſtung, haben ſich die Kunſtgelehrten den Kopf zerbrochen, ohne es zu einer ſicheren Erkenntnis zu bringen. Dagegen hat eine einigermaßen rätſelhafte Gruppe der gleichfalls von der Fürſtin entdeckten und wiederhergeſtellten Wandmalereien in der Niederhofener Kirche durch ihren Sohn Prinz Philipp die augenſcheinlich richtige Deutung gefunden, wenn er in den von ſpitzen Dornen geſpießten nackten Geſtalten, vor deren Qualen im Vordergrunde zwei Zuſchauende ſtehen, eine Szene aus Dantes Hölle mit dem von Virgil geleiteten Dichter erblickt.

Derſelben hübſchen alten Kirche iſt an der Außenſeite der Apſis die Familiengruft der Hohenlohe ſtilvoll angebaut — wiederum ein Werk der Fürſtin, die ihre künſtleriſche Fürſorge ſelbſt bis ans andere Ufer der Enns ausdehnt und den wertvollen Flügelaltar einer kleinen Dorfkapelle durch ſtilgemäße Erneuerung vor dem Verderben rettete.

Die ſonntägige Meſſe leſen Kapuziner in der Schloßkapelle, die die Fürſtin aus dem nahen Kloſter mit dem Wagen abholen und heimbringen läßt. Nicht ſelten finden ſich auch Wohnbeſuche in Friedſtein ein. Einmal kommt der liebenswürdige Prinz Auguſt Windiſch-Grätz mit ſeiner Schweſter Mathilde, der Witwe ihres bei Solferino gefallenen Vetters gleichen Namens — beide Kinder des bekannten Feldmarſchalls und Bezwingers der Wiener Revolution von 1848. Verſchieden in ihrer Weſensart, ſind die Geſchwiſter beide Repräſentanten der äußerſten Reaktion. Fürſtin Mathilde iſt die ungleich bedeutendere, ſcharf wie der Schnitt ihres Profils, iſt ihr Geiſt, ſchneidig ihr Urteil. Was ſie ſpricht, iſt intereſſant. In lebendigſtem Gegenſatz zu ihr ſteht die ungemein ſympathiſche Gräfin Meran geb. Gräfin Lamberg, die bald nach jener in Friedſtein eintrifft.

So kommt und geht mancher Gaſt. Immerhin bleibt es vorwiegend eine Zeit beſchaulicher Stille, die wir verleben. „Ich feiere Tage", heißt es in meinem Tagebuch, „deren jeden ich feſthalten und bitten möchte: ‚Verweile doch, du biſt ſo ſchön!' Vergangenes wird zu Gegenwärtigem, Totes zu Lebendigem, Altes wieder jung. Die idealſten Bilder und Geſtalten meines Lebens ſtehen auf und wandeln vor mir her, und ich ſelber ſtehe wie auf Felſengipfeln und ſchaue dem Echten, dem Idealen in die Seele. Dauern kann ſolch ein Sonntagsdaſein nicht — aber es zu leben iſt wonnevoll!"

Mitte Juli war es damit vorbei, und ich durfte beim Scheiden der Fürſtin für glückliche Wochen, eine empfangene große Aufgabe und ein durch den Verkehr mit ihr um

vieles reicher gewordenes Leben danken. Die Rosen und Nelken, die sie mir zum Abschied reichte, legte ich am anderen Tag auf Liszts Gruft. Denn nach Bayreuth führte mein Weg. Frau Wagner hatte die große Güte gehabt, mir für die diesjährigen, „Parsifal" und „Ring" umfassenden Festspiele Karten zur Verfügung zu stellen. Da war ich nun wieder in einer anderen Welt. Mehr denn je erhob mich der „Parsifal", den van Dyck, weihevoll in Gesang und Spiel wie kein anderer, verkörpert. Die Brema war eine vorzügliche Gralsbotin, Plank, trotz äußerer Unförmigkeit, ein dämonischer Klingsohr; Grengg und Perron als Gurnemanz und Amfortas gaben ihr Bestes, so wenig Scaria als Gralswächter wohl je von einem andern erreicht werden wird. Die Blumenmädchen, die speziellen Pfleglinge von Porges, entfalteten wonnigen Tonzauber.

Mit ihm, dem „Blumenvater", wie Wagner ihn nannte, verplauderte ich am anderen Morgen eine genußvolle Stunde im Hofgarten. Auch bei der großen Soiree in Wahnfried trafen wir selben Tages wieder zusammen. Hohe Fürstlichkeiten: die Königin von Württemberg mit Tochter, Großfürstin Vera, Prinz und Prinzessin Hermann von Weimar, Fürsten von Hessen und Reuß, versammelten sich daselbst neben zahlreichen anderen Geladenen und nahmen die musikalischen Darbietungen: Wagners Huldigungsmarsch, von Pohlig und Risler, ein Adagio Spohrs und Wagners Albumblatt von Prill gespielt, die von Anna Mildenburg gesungene Fidelio-Arie und Liszts „Drei Zigeuner" in Frau Schumann-Heink's Wiedergabe, dankbar auf. Frau Wagner war sehr gütig, ganz Wahnfried sehr lieb zu mir.

Das „Rheingold" brachte am 21. Juli eine freudige Überraschung. Ein neuer prachtvoller Wotan, Anton van Rooy aus Rotterdam, ein Schüler Stockhausens, den Frau Daniela Thode in einem Konzert gehört und seinen Gewinn für Bayreuth eingeleitet hatte, erregte Aufsehen: Ein mit imposanter Erscheinung und schönem urkräftigen Organ

ausgestatteter Gesangskünstler, dessen mustergültige Sprachbehandlung dem Wagnerstil alles gibt, ohne dem rein Gesanglichen etwas zu nehmen, bleibt er für mich der Allvater ohne gleichen. Namenlos kam er nach Bayreuth, als Berühmtheit ging er hinweg — wie dies sich ja auch bei Ellen Gulbranson ereignete.

Die Besetzung der Partien im „Ring" war im übrigen fast dieselbe wie im vergangenen Jahre. Auffällig ungünstig hatte der sonst so vortreffliche Vogl als Siegmund diesmal sein Äußeres gestaltet. Ihm und der bräutlichen Schwester gebrach ersichtlich die Jugend, und ich meinte, man solle ihnen Freias goldene Äpfel servieren.

Nach den in Friedstein und Bayreuth genossenen Höhentagen hatte ich mich in die Niederung zurückzufinden. Doch fand mich der 8. August bereits wieder unterwegs nach Hamburg, um tags darauf mit Frau von Bülow die Zusammenstellung und Durchsicht unseres beiderseitigen Briefmaterials vorzunehmen. Die Briefe Bülows hatten letzthin, durch Auffinden von Liszt in Villa d'Este zurückgelassener Briefschaften, einen willkommenen Zuwachs erfahren.

Frau von Bülow war noch im Besitz der bei Lebzeiten ihres Gatten bezogenen, herrlich gelegenen Wohnung an der Außenalster. Dort stellte ich mich allmorgendlich, nach kurzer Fahrt durch die Stadt zur Arbeit ein, die wir emsig bis zum Abend fortsetzten. Zwei Nachmittage hatte Frau von Bülow die Güte, mir zu opfern, um mir das imposante Bild des Hafens zu zeigen und eine Fahrt nach Blankenese, sowie den Besuch des Ohlsdorfer Waldfriedhofes, dessen Tannendickicht Bülows letzte Ruhestatt umhegt, zu ermöglichen. Auch etwas in meinem Leben Einzigartiges geschah:

ich begleitete Frau von Bülow und ihren Gaſt, die begeiſterte Frauenrechtlerin Fräulein von Milde aus Weimar, in eine ungeheuere Volksverſammlung der Friedensgeſellſchaft, deren fanatiſche Apoſtel, Baronin Suttner und Major von Egidy mit einem Franzoſen um die Wette das Wort führten.

Unſere gemeinſame Arbeit war nach Mitte Auguſt beendet. Der ſchwierige Teil begann nun erſt für mich; denn es lag mir ob, zwiſchen den ſich vielfach entgegenſtehenden Wünſchen der beiden Eigentümerinnen der Originale, deren jede ſelbſtverſtändlich Berückſichtigung heiſchte, zu vermitteln und eine Einigung herbeizuführen — eine Aufgabe, die mich bis zu Vollendung der von beiden mitgeleſenen Korrekturen in Atem hielt. Nur meiner unbegrenzten Liebe zur Sache gelang es, ſie im kommenden Jahre zu Ende zu führen.

Mit Ungeduld wurde meine Rückkehr aus Hamburg von Similde erwartet. Sie hatte, zufolge mehrjähriger Krankheit ihres verſtorbenen Bruders, die gewohnte Sommerfriſche lange entbehrt und erſehnte nun dringend einen freien Aufſchwung in den Dolomitentälern Südtyrols. Auch mir tat nach reichlicher Anſpannung eine Unterbrechung wohl. Genug, es trieb uns von Bozen aufwärts durch die wilde Felſen- und Waſſerromantik des Eggentals nach dem Karerſee. Angeſichts der Dolomitenmajeſtäten Roſengarten und Latemar, laſſen wir es uns eine Zeitlang wohl ſein, um dann, nach köſtlicher Tal- und Bergfahrt uns in San Martino di Caſtrozza, einem Ideal von Sommerfriſche, anzuſiedeln. Kann man beſſer als beim Panzer, zu Füßen der fabelhaften Palagruppe, geborgen ſein? Wir ſcheiden nicht leicht, als uns endlich ein flottes Gefährt nach Le Tezze und weiter das Dampfroß durchs Val Sugana nach Trient bringt. In Bozen lockt uns die nahe Mendel zu ſich hinauf.

Am Achensee freunden wir uns Teresa Carreño — einem der liebenswürdigsten Menschenkinder, schön von außen, wie von innen — an.

Am 18. Oktober ward nach kurzer Krankheit unsere liebe Frau von Holstein in die Ewigkeit abgerufen, und am 22., nach einer ergreifenden Trauerfeier in ihrem Hause, begruben wir sie zur Seite des geliebten Gatten. Ich schrieb ihr den Nekrolog, wie sie es von mir erbeten hatte. Gerührt dankte mir Helene von Holstein dafür, indem sie mir ein von ihr gezeichnetes getreues Bildnis der Verklärten brachte. Auf eine umfänglichere Gedenkschrift, wie sie Helene von mir wünschte, verzichtete ich, als Fräulein von Vesque in Wien sich zu einer solchen meldete, die vielen zur Freude unter dem Titel „Eine Glückliche" vier Jahre später erschien.

Eine Gedenkfeier für Brahms stellte das Gewandhaus an die Spitze seiner dieswinterlichen Konzerte. Auch an Mendelssohns fünfzigstem Todestag ging man selbstverständlich nicht ohne Erinnerung vorüber. Wagners wurde durch „Tristan"-Vorspiel und „Isoldens Liebestod", Liszts durch „Tasso" gedacht. In Burmester und Barcewicz zeigten sich neue Geigengrößen, in Edouard Risler ein eminenter Pianist, der deutsche Auffassungstiefe mit französischem Klangsinn verbindet.

Der Lisztverein gewann das Berliner Halir-Quartett, die Weimarer Hofkapelle unter Stavenhagen (mit einem Liszt-, Strauß- und Volkmann-Programm), Gustav Brecher als Dirigenten seiner eigenen symphonischen Dichtung „Rosmersholm" und der Straußschen Werke „Don Juan" und „Tod und Verklärung", sowie Frau Brema, Frau Schumann-Heink und Sofie Menter mit einem hoch willkommenen Klavierabend. Windersteins seit vorigem Winter neubegründete Philharmonische Konzerte spielten mit Teresa

Larreño einen Haupttrumpf aus. Dann wirkte die geniale Künstlerin bei einer Gewandhauskammermusik klavieristisch und als Komponistin eines eigenen Quartetts mit, und wir in der Lessingstraße hatten die Freude, sie mit ihrer Tochter Teresita erstmals als Gast zu begrüßen.

Kurz vor Weihnachten lud Geheimrat von Hase eine große Zahl von Musikern und Musikfreunden im Namen von Exzellenz von Keudell in sein Haus, um sie dessen Vorträge eigener Klavierbearbeitungen Schubertscher und Mendelssohnscher Werke hören zu lassen. Seine Übertragungskunst war keine gewöhnliche. Liszt rühmte die ihm auch gewidmete Bearbeitung des Schubertschen D-moll-Quartetts als sehr gelungen —, sein Spiel jedoch machte bei aller Fertigkeit und Musikalität keinen Anspruch auf künstlerische Vollendung, aber er bot es in einfach liebenswürdigster Weise dar. In seinem musikalischen Herzen war Exzellenz ebensowenig wie seine Gattin — eine vorzügliche Klavierspielerin, der, so lange sie in Berlin wohnte, tägliche Duos mit Joachim zum Lebensbedürfnis gehörten — kein Neuerer.

Mir bereitete es eine herzliche Freude, von dem bedeutenden Mann so gütig in Leipzig wie vor Jahren in Rom begrüßt zu werden. Von seinem Botschafterposten war er, einer der vertrautesten Freunde Bismarcks, abberufen worden und lebte nun im Sommer auf seinem Gute in der Mark, im Winter in Berlin. Dahin lud er mich ein, und bald hatte ich die Ehre, seine Gastlichkeit in der Bendlerstraße wie einst im Palazzo Caffarelli zu genießen.

Mit einer unerwarteten Ehrung endete dies Jahr für mich. An meinem Geburtstag — es war schon mein sechzigster — überraschte mich ein mir bis dahin unbekannter Herr, Dr. jur. et phil. Artur Prüfer, damals Privatdozent, jetzt Professor der Musikwissenschaft an unserer Universität — dem durch seinen gesinnungstreuen Lehrer Dr. Friedrich Stade das für die Leipziger Luft wohltätige Serum Liszt-Wagnerscher Fortschrittstendenzen eingeimpft worden war — als Gratulant und Rosenspender. Er äußerte den gern

gewährten Wunsch, mir ein von ihm in Druck befindliches Werk: „Briefwechsel zwischen Carl von Winterfeld und Eduard Krüger" zueignen zu dürfen. Seitdem besitze ich in ihm einen Freund mehr und danke ihm und seiner Gattin manche gute Stunde.

Sizilischer Zauber

1898

„Sei mein lieber Geburtstagsgast", schrieb mir Gräfin Sauerma im Januar. Meinen Einwurf der herrschenden Kälte ließ sie nicht gelten: „In deinem Pelz kannst du nach Sibirien reisen. Ich erwarte dich." So gehorchte ich denn, brauchte nicht zu frieren und bereicherte mein Leben um einige frohe Tage.

Eine Einladung zu Keudells bewillkommnete mich. Doch die Gräfin duldete an ihrem Geburtstag keinen Konkurrenten. Nur zu einem Besuch in dem interessanten mir werten Hause konnte ich es bringen, wurde aber dabei aufs liebenswürdigste zum Frühstück festgehalten. Bereits bei einem früheren Aufenthalte in Berlin hatte ich Baronin Grünhof, Frau von Keudells Mutter, die ich im Palazzo Caffarelli zuerst gesehen, als Freundin der Gräfin näher kennen gelernt. Eine geborene Wienerin, Natalie Eschborn, hatte sie sich als Sängerin unter dem Namen Frassini großen Ruf erworben und, aus der Öffentlichkeit zurücktretend, dem Herzog Ernst Alexander von Württemberg in morganatischer Ehe vermählt, worauf sie den Namen Baronin Grünhof empfing. Nach Ableben des Herzogs und Verbindung ihrer Tochter Alexandra, ihres einzigen Kindes, mit Exzellenz von Keudell in Rom, lebte sie in Berlin. Ihr Gesang, obwohl nun verblüht, hatte noch immer seine Reize; das

große Können war ihm verblieben. Mit Vorliebe brachte sie von ihrer Schwester vertonte und begleitete Lieder zum Vortrag. Der offenen, natürlichen Art ihrer Wiener Landsmänninnen vermischte sich in ihr ein Zug origineller Derbheit, der — hatte man sich erst an ihn gewöhnt — der Unterhaltung mit ihr etwas apart Erfrischendes gab. So erzählte mir ein von ihr protegierter Musiker, daß sie eine junge Sängerin, die in einer Gesellschaft ihre Kunst zum besten gab, durch die Frage verblüffte, bei welcher Kanaille sie singen gelernt habe? Dabei war sie die Güte selbst und von großer Anspruchslosigkeit. Je öfter ich sie sah, desto lieber gewann ich sie. Auch Briefe wechselten wir miteinander. Mit ihrer Schwester, der sanften Baronin Könneritz, verband sie ein inniges Verhältnis. Beide huldigten mit Eifer dem Spiritismus, wohin ich ihnen freilich nicht zu folgen vermochte.

Den im kleinen Kreise gefeierten Geburtstagsabend der Gräfin verschönte die Baronin durch ihren Gesang. Tags zuvor hatte sie uns ins Deutsche Theater zu einer der ersten Aufführungen von Sudermanns „Johannes" begleitet, zu der uns, da die Kasse ausverkauft war, die Frau des von Berlin leider abwesenden Autors eine gute Loge vermittelte. Es war ein interessanter Abend; so wenig das Stück, dessen biblischem Stoff der Dichter ein stark modernes Gegengewürz beigemischt hat, ein dramatisches Musterwerk ist. Die darstellerischen Kräfte: Kainz — obwohl kein rechter Johannes — die Sorma, die Dumont, Reicher waren ersten Ranges.

Eine Überraschung wurde der Geburtstägerin zu teil, als, während wir beim Nachmittagstee saßen, die ihr befreundete, doch nichts vom Feste ahnende Prinzessin Elise Salm-Horstmar, geborene Prinzessin Hohenlohe, erschien, die bei ihrem Bruder, dem damaligen Reichskanzler, zum Besuch verweilte. Auch mir ward mein Teil Freude an der Begegnung mit der Schwägerin meiner verehrten Fürstin, deren verstorbenem Gatten sie, in Gesichtszügen und Gestalt urariſtokratisch, auffallend ähnelt. Wir verplauderten eine

angenehme Stunde. Sie pflegt selbst poetische Neigungen und hat ein Bändchen Gedichte vorwiegend frommen Inhalts in Druck gegeben. Der Konfession ihrer Mutter folgend, gehört sie gleich ihrem Gatten einer strengen protestantischen Richtung an, indes ihre Brüder sich nach ihrem Vater zur römischen Kirche bekennen. Als meine Freundin am nächsten Tage den Besuch der Prinzessin erwiderte, begleitete ich sie auf ihren Wunsch und wir sahen die herrlichen Säle und Galaräume des Reichskanzlerpalais, über dem noch die Glorie der Bismarckzeit schwebte.

Von Berlins Sehenswürdigkeiten konnte ich mir diesmal nur das mir noch unbekannte prächtige Zeughaus und Wertheims neues Kaufhaus gönnen, für welch letzteres der geniale Messel einen eigenen praktischen und in seiner Weise schönen Stil erfunden hat. Dafür durfte ich von einem seltenen Ereignis: einem Vortrag Schweningers — oder einer ärztlichen Plauderei, wie er es nannte — profitieren. Er erlaubte den Zuhörern, die den Saal des Architektenhauses bis zum letzten Platze füllten, Fragen zu stellen, die er, je nach ihrer Art, in schlagfertiger Weise beantwortete. Es gab dabei viel zu lernen. Er betonte, daß der Arzt vor allem Menschenfreund sein und den seelischen Zustand des Patienten im Auge haben, die Hoffnung in ihm beleben, Besorgnis und Furcht ihm möglichst fernhalten müsse. Er solle wahr, nicht aber grausam in der Wahrheit sein. „Man meint mich zu tadeln", sagte er, „wenn man mich als Individualisten unter den Ärzten bezeichnet, der keine Regel, kein allgemein gültiges Mittel anerkennt, sondern das Mittel stets dem einzelnen Fall, der einzelnen Persönlichkeit anpaßt. Ich erkenne in diesem Tadel vielmehr ein Lob, das ich mir gern gefallen lasse."

Nach beendetem Vortrag bedankten die Gräfin und ich uns bei ihm und er hielt noch eine liebenswürdige Privatplauderei mit uns ab.

* * *

In den Konzertsälen machte seit einiger Zeit eine neue Erscheinung: Dr. Ludwig Wüllner, Sohn des Gürzenich-dirigenten und bedeutenden Chorbildners Franz Wüllner, viel von sich reden. Auf Umwegen, über den philologischen Privatdozenten, den Meininger Schauspieler, den Rezitator hinweg, war er zum Sänger gelangt, ohne die stimmliche Begabung für diesen zu besitzen. Wohlklang, schöne Sinnlichkeit, Biegsamkeit, ausreichende künstlerische Schulung gebrachen seinem spröden Organ, als er das Podium betrat. Aus dem Willen allein, und wäre er der stärkste, wird keine Kunstleistung geboren. So ist Wüllner auch kein Sänger geworden, der von Rechtswegen als *solcher* gelten könnte. Der Sänger muß vor allem den *Ton* meistern. Das vermag Wüllner nicht. Er ist ein Meister, ein sehr hervorragender Meister des *Wortes*. Aus ihm, aus der *sprachlichen* Behandlung des Liedes saugt er seine Darstellungs- und Wirkungskraft. Aber Gesang ist Musik. Wer *sie*, nicht nur Poesie, eine tiefgehende Ausdeutung des Textes verlangt, wird ungerührt von seinem Singen bleiben. Das war mein Fall, als ich im Januar 1898 im Kaufhaus Wüllners Liederabend beiwohnte. Elf Lieder von Schubert, vier von Schumann, die vier Ernsten Gesänge von Brahms bildeten das Programm. Sein Bestes gab er meines Erachtens mit Schuberts „Memnon" und den Brahmsschen Gesängen, in denen er — laut Ferdinand Schumanns „Erinnerungen an Brahms", in der „Neuen Zeitschrift für Musik" (15. Juli 1915) — auch vom Komponisten vor anderen Sängern bevorzugt wurde. Das übrige war großenteils maniriert, willkürlich in den Tempi, auf grelle Kontrastwirkungen berechnet. Dazu äußerliche Zutaten, wie die Verzweiflungsmiene, die gerungenen Hände, namentlich beim „unglückseligen Atlas". Warum blieb Wüllner nicht beim Rezitator, als der er beispielsweise im „Manfred" bei der Beschwörung der Astarte leistet, was nur ein Künstler von Gottes Gnaden vermag? Warum will er durchaus Sänger sein? Freilich „das unverständige Publikum ap-

plaudierte", wie es in meinem Tagebuch heißt, und bald hypnotisierte er mit seinem Ungesang die große Menge. Wie eine Wohltat empfand man daneben das wirkliche Singen, die gesunde, edelschöne Vortragsweise Van Rooys im Philharmonischen Konzert.

Um den Besuch unseres Königs im Gewandhaus zu feiern, hatte man in Paderewsky einen erlesenen Gast berufen. Mit wundervollem Tonduft zauberte er Chopins F-moll-Konzert vor unsere Sinne. Er wirkte dann auch in der Kammermusik in Beethovens B-dur-Trio und Brahms' A-dur-Quartett mit. Seine eigenste Welt aber bleibt die seines Landsmanns Chopin. Als sich darnach das Direktorium der Gewandhauskonzerte mit einem Kreis von Kunstfreunden im Hotel Hauffe zum Abendessen vereinte, wurde mir Paderewsky vorgestellt. „Ein mir sehr bekannter schöner Name", sagte er liebenswürdig, mir die Hand reichend. Doch gedieh ein Gespräch zwischen uns über die kurzen Worte, die ich erwiderte, nicht hinaus. Weitere Vorstellungen führten ihn hinweg.

Dem Gewandhaus, das sich jetzt neben Lewinger in Felix Berber einen vorzüglichen zweiten Konzertmeister gewann, sandte Ungarn mit Jenö Hubay einen seiner besten Geiger, zugleich einen Komponisten umfänglicher Schöpfungen von Ruf.

Im Theater entschloß man sich, um einen wohltätigen Zweck zu fördern, zur Wiedergabe von Liszts „Heiliger Elisabeth". Nicht zu einer szenischen, man hatte nur die Bühne in den Wartburgsaal verwandelt.

Im Lisztverein wiederholten sich die vorjährigen Gastabende der Meininger und der Berliner Hofkapelle, deren letztere jetzt unter Dr. Mucks Leitung stand. Mit dem Führer der Meininger, Generalmusikdirektor Fritz Steinbach, wurde ich in Kürze bekannt, als ich bei seinem zweiten Konzerte, mit Liszts „Faust-Symphonie" als Hauptstück, die in Leipzig anwesende Frau von Bülow auf ihren Wunsch zu ihm ins Künstlerzimmer geleitete. Der Riedelverein trat

durch eine interessante Zusammenstellung alter und neuer Psalmenkompositionen, sowie durch eine Gedächtnisfeier edelsten Stils für Kaiser Wilhelm I. an dessen zehnjährigem Todestage mit Bachs Actus tragicus und Mozarts Requiem hervor.

Als selbstverständlich, bedarf es wohl kaum des Hinweises darauf, daß ich bei der Fülle des in jeder Musiksaison Gehörten nur der wesentlichsten Neuerscheinungen, nicht aber der bereits angeführten Künstler und Werke bei ihrer jedesmaligen Wiederkehr gedenken kann. Unter den von mir besuchten Theaterabenden erwähnen meine Aufzeichnungen namentlich zwei Vorstellungen des unter Dr. Heines Regie gastierenden Ibsen-Theaters: „Hedda Gabler" und „Die Frau vom Meer". Die hysterische Heldin des einen, wie die aus Träumen zum Wissen erwachende des anderen, mehr symbolisierenden Stückes gelangte durch Helene Riechers zu beseeltem Ausdruck.

Längst schon begegnete ich mich mit Similde in dem Verlangen, das Land meiner steten Sehnsucht, Italien, wieder aufzusuchen. Wir beschlossen, Sizilien in unseren Plan aufzunehmen und gegen Ende März aufzubrechen. Unsere treue Tyroler Gefährtin, Susanne Gerhard, wollte sich uns anschließen. Zu dreien dampften wir also dem italienischen Paradiese entgegen.

Ungeheuere Schneemassen hüllten den Gotthard ein und lösten sich über uns aus dem Wolkengrau. Nicht Lugano, noch Mailand — wo wir in der Scala eine Opernprobe hören und der genialen Ada Negri einen leider verfehlten Besuch machen —, kaum das südlichere Genua wußten etwas vom Frühling. Nur eine Ahnung des nahenden Lenzes hauchten uns die Düfte des Pallaviciniparks in Pegli zu. Erst an den Wundergestaden der Riviera fingen wir

den Spätling ein. Groß war der Zauber, groß unsere Wonne. Freilich nur im Fluge durften wir von all der Pracht naschen — denn Ostern stand vor der Tür, und in der ewigen Stadt wollten wir es begehen.

Noch kennen wir Pisa nicht. Die vom Schleier der Vergessenheit umhüllte Stadt von heute mit ihren öden schweigenden Straßen hat wenig Reiz. Wir gehen einzig den monumentalen Zeugen ihrer vergangenen Größe nach. Dom, Baptisterium, Campanile — da stehen sie am Stadtende in weißer Marmorpracht, die architektonischen Juwelen aus der Glanzzeit der meerbeherrschenden Republik, und gemahnen an einen Friedhof gestorbener Herrlichkeit, noch bevor sich uns das Tor des eigentlichen Totenreichs nebenan geöffnet. Dieser Campo santo hat Weltruhm, nicht wie der genuesische, um seines modernen Marmorgepränges oder seiner Lage, vielmehr um seiner hehren Poesie und historischen Kunstdenkmäler willen. Vor dem Triumph des Todes, dem wundersam beredten Freskobild Lorenzettis, das einst Orcagna zugeschrieben wurde, stehen wir still. Vor ihm stand Liszt im Jahre 1838 und empfing die Eingebung zu seinem „Totentanz". Rings welch erdrückende Menge von Fresken, Statuen, Sarkophagen, Inschriften, die mehr denn sechs Jahrhunderte angehäuft! Doch die Flucht der Stunden treibt uns weiter. Im Vorüberfahren zeigt man uns den Hungerturm des Ugolino, den Schauplatz der grauenvollen Szenen, die Dantes 33. Höllengesang schildert. Unser Weg führt nach dem nahen Livorno herüber. Am Strand des Ligurischen Meeres lauschen wir dem Rauschen der Wogen und kehren zu mitternächtiger Stunde unter'm Fluten silbernen Himmelslichts wieder ein im heiligen Rom.

Diesmal sind wir klüger als bei dem früheren zweimaligen Aufenthalt. Auf die uneingeschränkte Bewegungsfreiheit einer bloßen Mietwohnung verzichtend, übergeben wir uns der gesundheitlich zuträglicheren Obhut einer Pension „Unione" am Montecitorio, die unsere römische Freun-

din Birkenruth als der besten eine für uns ausgesucht hat. Similde wohnt mit Suschen zusammen, ich habe mir ein eigenes Zimmer ausbedungen, denn Simildes Gewohnheit, bei nächtlichem Erwachen Gespräche zu führen, bringt mich um meine Nachtruhe. Wir werden vortrefflich verpflegt. Unsere Mitpensionäre bestehen vorwiegend aus italienischen Parlamentsmitgliedern. Mein Tischnachbar ist ein Oberst, mein Gegenüber Exzellenz von Massenbach, frühere Oberst-hofmeisterin der Großherzogin von Weimar. Am Abend empfangen die Gäste im gemeinsamen Salon Besuche. Da erscheinen alsbald außer unserer einheimischen Freundin ein uns vom Achensee her bekannter romkundiger Abbé Lorain und der Maler Professor Robert Krauße aus Dresden.

Bei erneuter Wiederkehr genießt man Rom erst recht. Der Heißhunger, mit dem man sich beim ersten Sehen auf alles wirft, ist einem ruhigen Glücksgefühl gewichen, all die unermeßliche Herrlichkeit von neuem schauen zu dürfen. Man besitzt nun schon das alles als unentreißbares Gut; nur zu seinen Lieblingen braucht man zurückzukehren, oder, wo uns Lücken blieben, sie zu ergänzen.

Ein vielfach verändertes Gesicht hat Rom angenommen, seit wir ihm fernblieben. Alte Straßen und Häuserviertel sind durchbrochen, durch neue ersetzt worden. Einem breiten, lichtdurchzogenen Corso Vittorio Emanuele hat viel unheim-liches Gewinkel Raum geben müssen; und dem in Riesen-maßen vorbereiteten Denkmal des dritten Viktor Emanuel sollen unter Niederlegung zahlloser Häuserreihen, Kunst-schöpfungen, wie der köstliche Palazetto des Palazzo Venezia, des schönsten mittelalterlichen Palastes Roms, zum Opfer fallen. Völlig verwandelt zeigt sich das Tiberufer. Der Ghetto, in dessen wankende Gebäude die gelbe Tiberflut all-jährlich unbarmherzig eindrang, ist samt den Märchen-gestalten seiner Bewohner verschwunden. Starkes Mauer-werk hält den Fluß in Schranken. Jenseits des Tiber, wo sich die grünen Weiten der Prati dehnten, erheben sich lange Reihen eleganter Mietkasernen; doch mit leeren Fenster-

öffnungen, ohne Dach und Türen, von den Bauleuten halbfertig verlassen, sind sie als Ruinen auf die Welt gekommen — mißglückte Unternehmungen des alten Fürstengeschlechts Borgheſe, dessen fabelhafter Reichtum durch verfehlte Spekulationen in alle Winde ging. Die stolze Villa vor der Piazza del Popolo ist Eigentum des Staates geworden, auch der Palazzo in der Stadt ward verkauft, die darin enthaltene Galerie — Roms schönste aus Privatbesitz — in die Villa überführt. Warum verschmähen die Nachfahren uralter vornehmer Geschlechter doch nicht, sich im Kampf um gleißendes Gold in eine Reihe mit Geldmaklern und schachernden Juden zu stellen?

Auch die Nachkommen der Ludovisi gaben ihr edles Besitztum, das Heim der Juno, um Geldeswert preis, und wo einst Michelangelos Geist zwischen Lorbeerhecken umging, treibt jetzt der Straßenlärm sein Wesen.

Im Steineichendunkel des Borgheſeparks sitzen wir, wenn wir uns müde geschaut haben an den Kunstreichtümern der Villa und sehen den schwarzen Schwänen zu, die im Weiher um den Äskulaptempel ihre Bahnen ziehen, atmen den Duft der Rosen und Nelken ein, die die heiße Frühlingssonne zu frühem Leben erweckt hat.

Jeder Tag der heiligen Woche ruft uns wie einst in die Peterskirche. Wie vormals, sehen wir unter den ergreifenden Klängen des Miserere Licht um Licht erlöschen. Nach dem Beispiel frommer Römerinnen, besuchen wir in sieben Kirchen das in bunter Blumenpracht erstrahlende heilige Grab. Mich drängt's zur einstmaligen Wohnung und zur letzten Ruhestatt der Fürstin Wittgenstein. Auf der schweren Steinplatte, die ihre Gruft im Campo santo der Deutschen deckt, lese ich unter ihrem Namen und Geburts- und Sterbedatum die Worte: Per angusta ad augusta. Möge ihr nach einem an Liebe und an Leiden überreichen Leben das ewige Licht leuchten, darnach ihre hoffende Seele verlangte!

Der Rektor des Campo santo, Monsignore de Waal, bei dem wir in dankbarer Erinnerung anklopfen, lädt uns noch

in selber Stunde zu einem Spaziergang in die Vatikanischen Gärten ein und wir folgen ihm durch die Auferstehungspracht des weiten grünen Geheges. Auch eine Katakombenfahrt mit ihm am Charsonnabend und die Bengalata im Kolosseum kehren uns wieder. Am Charfreitagsmorgen entfliehen wir dem uns gerade in Rom so widerspruchsvoll berührenden Straßenlärm, um in der Feierstille der Campagna die Osterstimmen der Natur zu vernehmen. Erst am Abend verrichten wir in St. Peter unsere Andacht.

Strahlend geht die Ostersonne auf und überwältigend erklingt von hundert und aberhundert Kirchen das Geläut der Glocken, die, seit des Heilandes Sterbestunde bis zum Sonnabend Mittag verstummt, nun seine Auferstehung künden. „Buona Pasqua!" wünscht jeder dem andern im Hause; wie Glanz liegt's auf aller Mienen. Ein Priester tritt ein, uns zu segnen und die Speisen zu weihen. Welch schöner Brauch!

Unendliche Lamentationen gehen in der Peterskirche der am Hochaltar zelebrierten Messe voran. Statt eines der sonst gebräuchlichen erhabenen alten Meisterwerke aber hören wir eine konventionelle Musik, die mir dem Anfang dieses Jahrhunderts zu entstammen scheint. Ich hätte mir eine andere musikalische Osterfeier gewünscht.

Eine wundernette Festunterhaltung hat Frau Birkenruth sich für den Nachmittag ausgedacht. Hinaus zu Michelangelos bizarrer Porta Pia und Sant' Agnese geht die Fahrt, dann wandern wir durch der Campagna junges Osterland zum Heiligen Berg — seit der Etrusker Zeiten der Versammlungsort der Aufständischen im alten Rom. Des Teverone rasche Wasser überschreiten wir angesichts der klassischen Berge auf der tausendjährigen Nomentanabrücke, einem malerischen, festungsartigen Gemäuer, bis zum Poussintal. Dann wenden wir uns zurück zur Osteria dell' Albanese und sehen das heiterste Volksleben sich entfalten. Eselwagen, mit ganzen Familien beladen, Ein- und Zweispänner voll Einheimischer und Fremder kommen und gehen, ein Tras-

teveriner in seiner jetzt nur selten noch zu sehenden schmucken Tracht tritt als Rezitator und Wahrsager auf, ein Orchestrion spielt, Kinder, Männer und Frauen, jung und alt, schwingen sich tanzend, mit italienischer Grazie, im Kreise, Frascatinerwein schäumt in den Gläsern, auch in den unsern, und köstlich munden dazu die geweihten Eier und das Brot, das unsre Freundin fürsorglich mitgebracht. Es war ein lustiger, bilderreicher Nachmittag.

In aristokratischerer Umgebung sieht uns der Ostermontag. Wir spendieren uns einen Zweispänner und fahren am neuerstandenen Garibaldidenkmal und Giulio Romanos Villa Lante vorüber — jetzt das Heim Professor Helbigs, der Freunde Liszts — nach Villa Pamfili. Den glänzenden Equipagen der vornehmen Welt Roms, die Königin in ihrer Mitte, entsteigen die eleganten Insassen mit ihren Kindern und aufgeputzten Ammen und ergehen sich zwischen den duftenden Büschen. Auf der Anemonenwiese pflücken wir die bunten Frühlingskinder und binden sie im Pinienwald am See unterm Jubel der Lerchen und dem Ave-mariageläut der Glocken zum Strauße.

Frau Birkenruth entpuppt sich als ein geborener Vergnügungs-Impresario. Nun schlägt sie uns eine Fahrt zum Nino auf dem Monte Mario vor. Erhaben über Rom, schmausen wir süße Feigen zum Brot und schlürfen feurigen Frascatiner. An Madonna del Rosario, Liszts geliebtem Zufluchtsort, vorbeikommend, schlüpfe ich in die Kirche. Von der Freitreppe herab schwelgen wir in einer der berühmtesten Aussichten auf die Tiberstadt und die sie umgebende Landschaft.

Einmal lädt uns unsere Freundin in ein malerisches Nest zu Gaste. Castel di Costantino nennt es sich, und auf dem Aventin liegt's. Derlei versteckte Winkel kennt nur der in Rom Lebende. Auf der Terrasse am Bergrand, abseits allen lauten Getriebes, schauen wir dem antiken Rom ins Herz. Eine Welt von Riesentrümmern breitet sich, wie kaum an anderer Stelle, vor uns aus. In Roms Urzeiten streifen

wir im Geist umher. Und über diese untergegangene Welt streut die scheidende Sonne ihren Flammenschimmer, daß sie im Brande zu stehen scheint, bis sie endlich in Götterdämmerung verglimmt. — —

Ein Kleinod römischer Kunst: die Vigna di Papa Giulio, hatten wir früher versäumt zu sehen. Nun suchen wir sie in ihrem weiten Gartenbereich, seitwärts der Flaminischen Straße, auf und sind hingenommen von dem restaurierten feinen Renaissancebau, der gegen den Garten in eine halbrunde, mit Weinlaub- und Bacchusfresken gezierte Säulenhalle ausläuft und einer reichhaltigen etruriſchen Sammlung Obdach gewährt.

Eine äußerst wertvolle Neuerung begrüßen wir im Museo Nazionale, das sich in den Diocletian-Thermen anstelle der ehemaligen Kartause aufgetan hat. Ausgrabungen am Palatin und im Tiber ergaben so vielfältige Ausbeute, daß der geräumige alte Klostergarten — in dem noch Michelangelos Zypressen dunkeln, sein Brunnen, seine Säulenhallen vor uns stehen — samt Hof und Arkaden kaum zu ihrer Aufnahme ausreicht.

Gleich der Galerie Borghese ist auch die Corsinische im schönen gleichnamigen Palast in Trastevere, und zwar vereint mit der Torlonia-Galerie, in Staatsbesitz übergegangen. Als Schönstes darin preise ich Murillos Madonna.

Unsere geliebten Morgengänge nach dem Vatikan von einst setzen wir natürlich mit erneuter Begeisterung fort. Auch da hat sich eine neue Sehenswürdigkeit hinzugefunden. Die Appartamenti Borgia, die, nach Kriegsverwüstungen von Papst Alexander VI. Borgia eingerichtet und bewohnt, nachmals wieder verlassen und zu Bibliothekzwecken benutzt worden waren, hat Leo XIII. neu herstellen lassen und dem Publikum geöffnet. Kostbare Mosaiken, Gobelins, Möbel und Waffen umfassend, an Decken und Gewänd den Freskenschmuck Pintorichios tragend, bedeuten sie eine historische und ästhetische Bereicherung der päpstlichen Schatzkammern.

Doch auch außerhalb Roms, in Tivoli und Villa d'Eſte, hat manches ſich gewandelt — nur leider nicht zum Vorteil. Dem mit der Bahn Ankommenden ſtehen nicht mehr wie ſonſt beliebige Wege zum Sibyllentempel, zu den Naturwundern der Aniofälle frei. Von Villa Gregoriana, einem Gartenreſtaurant aus, muß er vorſchriftsgemäß den Zugang zu jenen nehmen.

Der Märchenvilla droben hat der Wechſel ihres Beſitzers kein Glück gebracht. Anſtelle des verewigten Kardinals Hohenlohe iſt Erzherzog Franz Ferdinand von Eſte, Öſterreichs Thronfolger, getreten. Er hat kein Herz für dies Zauberſchloß und läßt, während der Kirchenfürſt nach Möglichkeit deſſen Verfall aufzuhalten verſuchte, die Zeit ungehindert ihr Zerſtörungswerk üben. Dabei verſchmäht er nicht, dem Beſucher ein Eintrittsgeld abfordern zu laſſen. Die fünfzig Lenteſimi werden keinen ſchmerzen — aber ſie entweihen dies künſtleriſche Heiligtum.

Die Kuſtodin öffnet die verödeten Prachtſäle mit den verblichenen Fresken der Zuccaro, Muziano, Vaſari, in denen ſich die prunkvollen Feſte der in Luxus ſchwelgenden Renaiſſancezeit abgeſpielt. Sie öffnet mir auch die ſchlichten Zimmer Liſzts, und ich meine, ſeine Stimme und den Geſang ſeines Flügels noch einmal zu vernehmen, wie in vergangenen Tagen. Wie einſt, ſpielen rings über Terraſſen, Grotten und Stiegen die Waſſer, rauſchen die Zypreſſen, unter denen ich dem Schluchzen der Nachtigall lauſche, und ich trage aus dem paradieſiſchen Garten des ſterbenden Schloſſes Zypreſſenzweige zur Erinnerung mit mir heim.

Das Teatro Coſtanzi gibt uns zu unſerer Überraſchung Gelegenheit, Zeugen einer „Lohengrin"-Vorſtellung zu werden. Von deutſchem Geiſt getragen iſt ſie allerdings nicht.

Es liegt dem Einfühlungsvermögen der italienischen Sänger fern, und ohne die bei gefühlvollen Stellen üblichen Tremoli, Ritenuti, Fermaten, wie „Elsa, io t'a — — — — mo!" geht es nicht ab. Vom Telramund vernahm man überhaupt keinen Ton, der sich nicht in ein Tremolando auflöste, und Ortruds Singen bestand in einem gellenden Schreien. Auf ungleich höherer Stufe stand Elsa, deren junonische Fülle nur unseren Elsabegriffen nicht entsprach, und wie ein Gott erhob sich über sie und alle der Spanier Francesco Vignas als Lohengrin. Mit seinem edlen, köstlich frischen Tenor, wie in Spiel und Erscheinung, brachte er den gottgesandten Ritter in erstaunlicher Weise zum Ausdruck, die Kostüme waren, mit Ausnahme des seinigen, statistenartig, die Bühnenbilder konventionell.

Einen absonderlichen Reiz hatte ein zweiter Theatergenuß: eine zum Besten eines Kinderhospitals von Kindern dargestellte Pantomime „L'histoire d'un Pierrot", samt Prolog und Epilog durch Italiens größte Tragödin Virginia Marini einstudiert. Merkwürdig sicher, wie geborene Komödianten, spielten die Kleinen, und ein Publikum von jubelnden Kindern aller Jahrgänge, Roms ganze Zukunft, mit Müttern und Ammen, die Säuglinge an ihrer Brust, füllte bis in die höchsten Ränge hinauf die Logen und spendete, mit Königin Margherita und deren Mutter, der Herzogin von Genua, um die Wette, Beifall. Es war ein durch Mario Lostas anmutige Musik noch erhöhter reizender Eindruck, und der Erfolg der einschlagendste, den Rom seit Mascagnis „Cavalleria" erlebte, so daß Hunderte von Wiederholungen die Schaulust nicht zu erschöpfen vermochten.

Bald darauf lernte ich bei Frau Birkenruth die ihr befreundete große Marini kennen. Ihr Ruhm überstrahlt in ihrem Vaterland weit den der Duse. In Wesen und Äußerem ließ sie nicht von fern die Bühnenkünstlerin ahnen. Da gab sie sich eher hausbacken als genial.

Ein langgehegter Wunsch wurde mir durch meine end-

liche persönliche Bekanntschaft mit Malwida von Meysenbug erfüllt, bei der in der Via Polveriera, nahe dem Kolosseum, ich mit der ihr nahestehenden Frau Birkenruth ein paar nicht alltägliche Nachmittagsstunden verbrachte. Wer sich ein Bild von ihr machen will, empfängt es in aller Leibhaftigkeit in dem Porträt Lenbachs, das ihrem Werk „Der Lebensabend einer Idealistin" vorangestellt ist: Eine kleine, zartgebaute Gestalt, von deren schlankem Hals ein von einer Spitze umhüllter Kopf getragen wird, dessen lichte, fast farblose Augen ganz Ausdruck, ganz fragende Tiefe scheinen. Zweiundachtzigjährig, sind ihre Bewegungen noch jung, ist ihr Geist frisch, tätig. Unserer Unterhaltung gibt ihre Musikliebe die Richtung. Sie wendet sich von Beethoven und Wagner, Liszt und Bülow zu. Dann spricht mir Fräulein von Meysenbug von einer sie gegenwärtig beschäftigenden Arbeit, in der sie unter anderen Liszts und der Fürstin Wittgenstein, von deren Beziehungen zu mir sie weiß, gedenken werde. Es ist dies der eben erwähnte, noch im selben Jahre veröffentlichte „Lebensabend", der begreiflichen Anklang fand und eine Neuauflage ihrer schon halb vergessenen „Memoiren einer Idealistin" hervorrief. Die religiöse und politische Freidenkerin, als die sie sich unter den Eindrücken des Jahres 1848 in diesem ihrem ersten vielverbreiteten Werke offenbarte, ist sie lebenslang geblieben und als solche in Rom 1903 dahingegangen, wo sie an der Pyramide des Cestius ihr letztes Heim gefunden hat. Den Grundsatz der intellektuellen Gleichberechtigung der Frau mit dem Manne verfechtend, folgte sie ihrer eigenen Religion, die sie das Leben als eine hohe Kulturaufgabe erfassen und das empfangene Pfund treu bis an ihr Ende verwalten hieß. Wir haben miteinander noch Briefe und Grüße getauscht; ein Wiedersehen war uns, da meine Abreise bevorstand, nicht gegeben.

Das Schicksal in Gestalt Simildens trieb uns weiter. Und es war gut so. Denn ohne ihr Drängen wären Suschen und ich in dem uns mit magischen Banden umfangen-

den Rom hängen geblieben. Uns für unsere Rückkehr allerlei Besonderes vorbehaltend, entschlossen wir uns endlich zum Weiterflug gen Süden.

* * *

Auf Neapel verwenden wir zuvörderst nur eine knappe Woche. Die wonnigen Reize seiner Landschaft leben wieder für uns auf, mit ihnen aber auch der Tollhauslärm in seinen Straßen. Man hat in ihnen vielfach aufgeräumt, mehr Luft und Licht geschaffen. Dem königlichen Palast gegenüber ist eine stattliche Galeria Umberto erstanden. Sonst ist fast alles beim alten geblieben. Nur Camaldoli ist nicht mehr, was es gewesen. Verschlossen steht das Klostertor, kein weißkuttiger Camaldulenser tut es mehr auf, bietet uns Brot und Wein und führt uns durch die Schattengänge des Gartens zu der halbrunden Bank, von der aus das Wort „Sieh Neapel und stirb!“ zuerst gesprochen worden sein soll. Jetzt fängt ein elendes Wirtshaus unterhalb des Klosters den Ankommenden ab und eröffnet ihm auf einem wüsten engen Steig am Abhang ein verkümmertes Bild des wundergleichen Ausblicks von ehedem. Nüchterner Sinn hat den herrlichen Ort und seine Klosterromantik in ekle Prosa umgewandelt.

Eine höchst glückliche Bereicherung überrascht uns dafür in Pompeji. Aus dem Aschengrabe ward viel Neues ans Tageslicht gefördert, als Reizendstes die stilvolle Wiederherstellung eines Hauses in seinem ursprünglichen Innencharakter. Seine verschiedenen Räume, sein Garten und Brunnen, seine Möbel und Bildwerke, seine zierlichen Wandmalereien stehen vor uns. Nur die Bewohner fehlen. Es ist ein Kleinod, dieses wiederauferstandene Haus der Vetti.

Im Teatro San Carlo, unter dessen Vorhallen noch immer die öffentlichen Schreiber mit ihren großen Holz-

tintefässern an kleinen Tischen sitzen und zum Besten des vorwiegend schreibunkundigen Volks ihr Handwerk betreiben, steht die Stagione diesmal noch nicht vor ihrem Abschlusse. Puccini ist der Tagesheld bei seinen Landsleuten. Schon im Theater zu Genua — wo das ungenierte Rauchen der Signori und der mit Geschäftsanzeigen aller Art bedeckte Bühnenvorhang uns von vornherein vom künstlerischen Niveau der einstigen stolzen Republik einen sonderbaren Begriff gaben — hatte uns eine mittelmäßige Vorstellung der „Bohème" zu geringer Freude gereicht. Noch bescheidener war der Genuß, den wir durch Puccinis „Manon Lescaut" in San Carlo davontrugen. Das hinter der gleichnamigen feinen Oper Massenets weit zurückstehende erfindungsarme Werk, dem samt seinen tremolierenden Sängern eine sich frech geberdende Claque einen Dacaporuf nach dem andern erzwang, ermüdete uns nur, und das darauffolgende glänzend ausgestattete Ballett „Excelsior" überschritt in Darstellung und Kostümen nach deutschem Empfinden die Grenzen des Wohlanständigen, so daß wir uns bald auf die Flucht begaben.

Als wir einmal von einem Spaziergang nach der Villa Nazionale und dem Aquarium, der berühmten Schöpfung des Deutschen Dr. Dohrn, heimkehrten, fiel mir von fern die hohe Aristokratengestalt eines vor einem Bilderladen stehenden, uns mit dem Rücken zugekehrten Herrn auf: „Das muß der Großherzog von Weimar sein", flüsterte ich meinen ungläubigen Gefährtinnen zu. Da wendet er sich um, ich knixe, und mir seine Hand entgegenstreckend, kommt er liebenswürdig auf mich zu und plaudert eine Weile mit mir. Sein Plan ist wie der unsere auf Sizilien gerichtet. Doch er zerschlägt sich, indes wir uns noch am selben Abend nach Palermo einschiffen.

* * *

Unter Musik stoßen wir vom Lande. Das prächtige Bild der Stadt und der sich ihr in ununterbrochener Kette anschließenden, weißglänzenden Ortschaften entschwindet unseren Blicken, der Vesuv sendet uns letzte Flammengrüße. Wohlgemut lassen wir's uns an der Abendtafel schmecken. Vom Verdeck, wo wir uns der frischen Luft und der Sternennacht freuen, aber vertreibt uns bald der Kapitän. „Wind droht," sagt er, „und es ist strenges Schiffsgebot, daß jeder in der Kajüte nächtigt." Wir müssen gehorchen. In dem Raume, in dem wir drei eingehäust werden und in dem Similde sich mit Scharfblick sofort auf das beste, weil mit dem Schiffe in gleicher Richtung laufende Lager wirft, geht mir die Luft aus, mein Kopf wird rebellisch. Doch vergebens flehe ich die Stewardeß an, eine Lucke zu öffnen. Es würde ihr ihre Stellung kosten, behauptet sie. Und nun wir im offenen Meer treiben, tritt Sturm ein. Unbarmherzig hin- und hergeworfen wird unser Schiff — der Dämon der Seekrankheit packt mich. Es ist eine fürchterliche Nacht. Statt der üblichen acht Stunden, währt die Überfahrt zwölf und eine halbe.

Endlich, endlich landen wir! Schwindlig, umnebelt, wie mir zu Mute ist, sehe ich die neu mich umgebende Welt anfangs nur wie hinter Schleiern. Erst in der paradiesischen Villa Tosca wachen meine Sinne völlig auf. Welch ein Eden ringsum! Was ist Neapel, was die Riviera gegen dies phantastische Zaubereiland? Blendende Himmelsreinheit, Meeresbläue, aus der es wie Sirenensingen zu klingen scheint. Eigenart der Bergformen, südliche, nahezu tropische Vegetation, fremdartige Bauten — Morgen- und Abendland fließen hier ineinander zum traumhaften Bilde.

Märchen aus Tausend
und einer Nacht.
Wähn' ich zu leben, mit
Nixen und Fein
träum' ich ein Märchenkind
selber zu sein.

Was Wunder? sah die griechische Sage nicht in Zyklopen und Giganten Trinacrias Urbewohner? Ein Chaos von Nationalitäten zog im Lauf der Jahrhunderte in Sturm und Kampf über diese gesegneten Gefilde hinweg, und alle, die an ihren Ufern landeten: Phönizier, Griechen, Karthager, Römer, Sarazenen, Germanen und Romanen, ließen — allein die Karthager, die nur Vernichtung brachten, ausgenommen — ihres Daseins Spur in marmornen Zeugnissen zurück. Die schimmerndsten Epochen Siziliens, da die Hellenen ihre säulengetragenen Tempel, die Mauren ihre bekuppelten Moscheen, die Normannen ihre hochragenden Dome und Paläste bauten und der herrlichste Hohenstaufe eine letzte hohe Kulturblüte zeitigte, gaben der Insel und ihrer Hauptstadt ihr historisches Gepräge und mit der Verschmelzung des arabischen und normannischen Kunstgeistes den spezifisch palermitanischen Stil, der uns in seiner fremdartigen Phantastik berückt.

Reste griechischer Kunst bewahrt Palermo selbst heutigen Tages nur noch innerhalb seines kunstgeschichtlich wertvollen Nationalmuseums, als deren vornehmste die berühmten Metopen von Selinurt, die ersten Anfänge hellenischer Skulptur veranschaulichen. Doch bedarf es nur einer mehrstündigen Wagenfahrt nach Solunto, um uns in den noch deutlich erkennbaren Straßen einer antiken Stadt unter Tempeltrümmern wandeln zu lassen. Lohnender noch als die sich auf Bergeshöhe hinziehenden Ruinen ist die Aussicht, in der dort oben das Auge schwelgt. Hier Palermo, sein Golf und seine Conca d'oro, dort die Küste von Cefalù und das zerklüftete Madoniegebirge, über dem bei klarer Luft die ruhevollen Linien des Ätna himmelan steigen. Voll Romantik ist schon die Fahrt hierher, meist hart am Ufer des hochaufschäumenden, im Sonnenglanz flimmernden Meeres. Schwarze trotzige Sarazenentürme stehen am Gestade, Ortschaften orientalischen Ansehens mit dürftigen fensterarmen Häusern, die ein plattes, oder von flacher Kuppel überwölbtes Dach bedeckt. Mit dem Vieh um die Wette tum-

meln sich halbnackte Kinder in der Sonne. Nahe Solunto, in Bagheria führt die Straße an Villa Palagonia vorbei, von deren schon am Tor zum Vorschein kommenden bizarren Bildnereien Goethe in seiner Italienischen Reise erzählt.

An Überbleibseln arabischer Architektur in ihrer ursprünglichen Gestalt ist dem gegenwärtigen Palermo leider nur die Zisa, ein Lustschloß, verblieben, von dem eine offene graziöse Säulenhalle — in der unter'm Stalaktitengewölbe, zwischen Nischen und Mosaiken, ein zierlicher Springbrunnen sprudelt — zugänglich ist. Ein anderes sarazenisches Lustschloß, La Cuba, das vormals von einem großen Park mit Fischteichen umgeben war, ist vandalischer Weise in eine Artilleriekaserne verbaut worden. Es war die einzige Enttäuschung, die mir Sizilien bereitete, daß sich nur noch so karge Reste maurischer Baukunst in ihm erhielten.

Echt morgenländisch, ob auch unter normannischer Herrschaft entstanden, schaut uns die einst vom Meer umspülte byzantinisch-mohamedanische Kirche San Giovanni degli Eremiti an, eine alte, von fünf Kuppeln und einem Turm überragte Moschee, in deren später angefügtem grünübersponnenen Kreuzgang ein malerischer Garten seine verschwenderische Blütenpracht entfaltet.

Seinen Grundlagen nach maurisch, ist der sich auf breitem Platz erhebende festungsartige Palazzo Reale, an dem Siziliens Regenten von Robert Guiscard bis auf Friedrich II. und seinen Sohn Manfred herumgebaut und von seiner ersten Gestalt nur einen Turm und das von König Roger bewohnte älteste der Zimmer übrig gelassen haben. Das weitaus schönste im Palast ist die 1132 entstandene Cappella Palatina, mit ihrem strahlenden Mosaikschmuck ein Juwel arabisch-mohamedanischer Kunst. Wir hören im weihraucherfüllten mystischen Dunkel des unbeschreiblich stimmungsvollen Raumes eine Messe und nehmen einen tiefen Eindruck mit uns.

Phantastische Türme, zinnenbekrönte Mauern, ein weiter, von Statuen und Anlagen belebter, von Balustraden

umgrenzter Vorplatz verleihen dem dem zwölften Jahrhundert entstammten Dom einen eigen imposanten Charakter. Nur die stilwidrige Kuppel wünscht man hinweg und begreift, daß die Palermitaner sich gegen sie auflehnten. Hinter dem Äußern tritt das Innere des Baues zurück, so sehr die prunkvollen Hohenstaufengräber darin unser Interesse reizen. Unter tempelförmigem Baldachin, in prachtvollem Porphyrsarkophage, wie sein neben ihm ruhender Vater Heinrich VI., schläft nahe seiner Gattin Constanze, im Sarazenengewand, mit Krone, Reichsapfel und Schwert Friedrich II., der genialste und sympathischste der römischen Kaiser deutscher Nation, dem die Verwirklichung seines Ideals, eines Italien und Deutschland umfassenden Weltreichs nicht beschieden war. Eine Kapelle birgt in kostbarem Silbersarg die irdischen Reste der heiligen Rosalia, Palermos wundertätiger Schutzpatronin, die die Stadt von der Pest befreite.

Unterhaltsam ist's, die lebenerfüllte Stadt, die ihre beiden sich kreuzenden Hauptstraßen — von der spanischen Zeit her Macqueda und Cassaro benannt — in vier Viertel teilen, mit ihren Kirchen, Palästen, Brunnen, Denkmälern zu durchschlendern. Wonnig lustwandelt sich's am Kai der Marina unter den Bäumen, wo uns der Wogenschaum plötzlich mit feinem Sprühregen übersprudelt. Wo die Marina endet, lädt uns die Blütenwelt der Villa Giulia, eines der prächtigsten öffentlichen Gärten Italiens, neben ihr die Dattelpalmenallee des botanischen Gartens zu sich. Alle Palmenarten, dazu Bambus, Musa, Papyrus, Banane gedeihen hier in fast tropischer Üppigkeit. Bis an den Fuß des Monte Pellegrino strecken die Villen ihre Zaubergärten aus. Ist überhaupt die ganze Gegend ringsum etwas anderes als ein einziges wunderherrliches Gartenland?

Über die Villen Florio und Tosca hinaus treibt es uns zu dem Bergzug im Westen, von dem Monreale auf Palermos Sonnengelände herabsieht. Belustigend schon mutet uns unterwegs das Straßenleben an, Allem voran der immer gegenwärtige landesübliche Carretto, ein auf zwei

Rädern stehender viereckiger Holzkasten, dessen goldgelbem Gewände Figuren der Landes- und Heiligengeschichte, wenn nicht gar klassischer Heldengedichte grell aufgemalt sind. Ein dem originellen Gefährt vorgespannter, mit buntem Geschirr und einem Glockenspiel geschmückter Esel sorgt für das Fortkommen der meist vielköpfigen Familie, die in dem Kasten zusammengepfercht hockt. Diese Eselkarren samt ihren Insassen sind eine spezifisch sizilianische Staffage. Sie gehören hinein in diese Landschaft, über die Aloe und Feigenkaktus ihr blaugrünes Stachelgeflecht bis zu baumhohen Hecken und Wänden emporspinnen und deren ferne Umrandung der Azur des Meeres bildet. Reizvolle Szenen, bildhafte Eindrücke erstehen uns hier allerwärts; Gedichte liegen sozusagen in der von Orangenduft geschwellten Luft.

Bis zum Anstieg des Berges fahren wir, dann steigen wir die vielfach gewundene Straße hinan. Die Stadt lassen wir unbeachtet, ihrer berühmten Kathedrale nur gehen wir nach. Eben überschreiten wir den Vorplatz, auf dem das im Marmorbrunnen rauschende Wasser das einzig Lebendige scheint, da erheben die Glocken über uns ihre gewaltige Stimme, an uns vorbei wallt feierlichen Schrittes, ein hocherhobenes Muttergottesbild in ihrer Mitte, eine seltsame Prozession. Männer und Knaben, jeder trägt, Gebete murmelnd, eine brennende Kerze in der Hand, jeden umhüllt vom Kopfe bis zum Fuße ein weißer Faltenmantel, dessen Kapuze sich in einer Maske fortsetzt, so daß aus den schmalen weißen Schlitzen nur die dunkeln Augensterne hervorblitzen. Leise, gespenstisch, wie er gekommen, schwindet der geheimnisvolle Zug über den Kirchplatz hinweg hinter der Kreuzgangspforte.

Und nun öffnet sich uns eine der hehrsten, harmonischsten Kirchen, die ich je gesehen. Ihr Begründer, der normannische König Wilhelm I., dessen Empfang der Krone aus Christi Hand bildlich dargestellt ist, hat sich den Bau zu seiner Grabstätte auserlesen. Gleich ihm fand sein Sohn, der zweite Wilhelm, hier sein letztes Asyl. Eine auf antiken

Säulen ruhende dreischiffige Basilika von mächtigen Dimensionen, deren Wandflächen eine unabsehbare Fülle von Mosaikbildern, Teppichen gleich, bedeckt, hält sie sich mit Ausnahme überhöhter Spitzbogen, von arabischen Einflüssen frei. Der majestätischen Schönheit des Gotteshauses entspricht der sich ihm anschließende Kreuzgang des ehemaligen Benediktinerklosters, der mit seinen mosaizierten und ornamentierten Doppelsäulen und dem Brunnen an vornehmer Wirkung seinesgleichen sucht.

Mit einer schauerlichen, mir wenig erwünschten Merkwürdigkeit, den Kapuzinerkatakomben, macht uns der Rückweg zur Stadt bekannt. Wir läuten an der Klosterpforte — ein Kapuziner führt uns bei Fackelschein in die Tiefe. Welch grausiger Anblick! In Mönchskutten gekleidet hängen die einbalsamierten Leichen vornehmer oder vermögender Palermitaner in langen Reihen zu Hunderten an der Wand. Jeder einzelne trägt ein Täflein mit Angabe seines Namens und Sterbejahres auf der Brust. Offene und geschlossene Särge bergen in Nischen darüber eine weitere Totenschar. Doch hat ein Machtgebot der italienischen Regierung dieser Bestattungsart seit 1881 ein berechtigtes Ende bereitet. — —

Es war kein vom Wetter begünstigter Tag, der uns, nach kurzer Fahrt bis Falde, auf drei Eseln zum Monte Pellegrino hinanreiten sah. In reichlich zwei Stunden liegt die von einem überhängenden Felsen beschützte Grotte der heiligen Rosalia vor uns. Hier fand man die Gebeine der einst im frommen Drange hierher geflüchteten Nichte König Wilhelms II. nach Jahrhunderten auf und brachte sie nach Palermo. In ihre Grotte hinein baute man eine Kirche mit der weißen Marmorstatue der Heiligen, die sie, von einem seltsamen Schimmer des Lebens umflossen, als Schlummernde im strahlenden Goldgewand darstellt und Scharen Andächtiger jahraus jahrein bergan lockt.

Unzeitiger Regen erzwingt leider, bevor wir, weiter steigend, den Gipfel mit seiner umfassenden Rundschau er-

reicht, unsere Umkehr. Damit aber senkt sich für uns der Vorhang über Palermos Wonnen. Was weiter vor uns liegt, sind vorwiegend Ruinenstädte, die nur von Siziliens stolzer Vergangenheit sprechen.

Zunächst gilt es, Girgenti am Südufer der Insel zu erreichen und diese somit zu durchqueren. Eine Strecke lang bleibt uns noch palermitanischer Blüten- und Fruchtreichtum zur Seite. Sobald sich die Bahn landeinwärts wendet, wird die Gegend bergiger. Wasserarme, ja leere Flußbetten fallen uns auf, Eukalyptuspflanzungen kennzeichnen die Fiebergegenden. Endlich sind wir in Station Girgenti. Um zu der eine kleine Stunde entfernten Stadt zu gelangen, bedienen wir uns eines glücklich vorgefundenen Wagens.

Die Zimmer im Hotel Belvedere sind einfach, um so luxuriöser die Pracht der Aussicht auf die Tempel und das afrikanische Meer, wo im Hafen des Empedokles neben anderen Schiffen die Jacht des Königs der Belgier schwimmt, eines hochgewachsenen, aber stark hinkenden blondbärtigen Herrn, dem wir bei den Tempeln begegnen. Denn nur die alten Götterhallen fesseln uns. Der Stadt selbst, dem berühmten Akragas der Hellenen, gibt heute nur noch ihre königliche Lage Reiz. Im weiten Fruchtgefild dehnt sich das Reich der Tempel aus und ihrer sind viele; doch nur von einem einzigen, dem Concordiatempel, stehen dorische Säulen, Giebel und Metopen aufrecht. Die stolze Majestät der andern, der Juno, dem Zeus, Herkules, Vulkan, Castor und Pollux geweiht, liegt in Riesentrümmern — ein ungeheueres Grab der Blüte Griechenlands. —

Einförmig, ein paar Felsennester ausgenommen, ist die Landschaft, die wir auf der Fahrt nach Catania durchfliegen. Sie führt in die Region der Schwefelgruben, an denen Sizilien reich ist. Kein gesundes Geschlecht kommt hier auf.

Bleich und blutleer, ſchlaff und müde ſchleichen die Anwohner einher.

Catania, bevorzugt durch ſeine Meereslage und die Nähe des Ätna, hat keine hervorragenden Altertümer aufzuweiſen. Es trägt, durch Erdbeben und Ausbrüche des nahen Flammenbergs häufig zerſtört, einen modernen wohlhabenden Charakter ohne beſonderes Gepräge. Das Schönſte, was es hat, iſt der ſich in der vollen Glorie ſeiner Eispyramide zeigende Ätna.

Von dem gegen Ende des elften Jahrhunderts erbauten Dom blieben nur geringe Reſte erhalten. An einen Pfeiler lehnt ſich das Grabmal Bellinis, der, ein Sohn Catanias, 1835 in Paris verſtorben, im Jahre 1876 ſeiner Heimat wiedergegeben ward.

Über alle Maßen läſtig iſt in Catania die mit unglaublicher Frechheit betriebene Bettelei. Ein Schweif von zerlumpten, ſchmutzigen, ja ekelhaften Geſtalten zieht gewohnheitsmäßig hinter dem Fremden drein, wo er ſich ſehen läßt.

Die Bahn ſtreift bald Malariagegenden, bald alte griechiſche Niederlaſſungen. Von der maleriſchen Hafenſtadt Auguſta an folgt ſie der Küſte und eröffnet um ſo ſchönere Meeresblicke je mehr wir uns Syrakus nähern. Nun iſt es erreicht, und im herrlich gelegenen Hotel Vittoria, am großen Hafen der Inſel Ortygia, der von den Fundamenten des älteſten Syrakus getragenen heutigen Stadt, nehmen wir Wohnung. Auf dieſe Inſel beſchränkt ſich, was von der antiken Rieſenſtadt, der größten der helleniſchen Welt, lebendig geblieben iſt. Vier Fünftel: die Stadtteile Neapolis, Tyche, Achradina, Epipolä, ſanken in Schutt und Trümmer.

In das untergegangene Syrakus, zur Stätte, die einſt Neapolis hieß, treibt es uns hinaus. Unſer Wagen hält vor dem griechiſchen Theater, dem größten, das Hellenen ſich erbauten. Wir erklimmen die Stufen des gewaltigen, aus dem Felſen gehauenen Halbkreiſes. Noch iſt die Orcheſtra erkennbar, indes von der Szene wenig übrig blieb.

Von der Höhe des Theaters herab entzückt uns der Blick über die sich abendlich färbende ernste Landschaft: die Stadt, den Hafen, das Vorgebirge und das Jonische Meer.

Neben dem Theater zieht sich die tief in den Felsen geschlagene Gräberstraße bergan. Die den Versen des Äschylos Lauschenden, konnten hinabsehen zu den Wohnungen der Toten. Zu des Theaters anderer Seite, wenige Schritte nur entfernt, taucht das Auge dagegen in reinste Lebensfülle, in ein Meer von Grün. Lose Epheugewinde hängen, vom Abendwind bewegt, an senkrecht abfallenden turmhohen Felswänden und -Pfeilern hernieder, über das lieblichste Blumengewirr hinweg. Orangenbäume tragen mit der duftgeschwellten weißen Blüte zugleich die Goldfrucht im Gezweig; Palmen, Bananen, Feigen-, Oliven- und Mandelbäume streben zwischen Rosen, Geranien, und der geheimnisvollen Calla äthiopica in Üppigkeit empor. Sind wir in Armidens Zaubergärten entrückt! Fürwahr, wundersamer können sie keinen umfangen haben, als das Wunder, das uns hier umgibt und das man die Latomia del Paradiso nennt. Vor Jahrtausenden waren diese Latomien — denn ihrer sind mehr — öde Steinbrüche, die unentrinnbaren Kerker Tausender von unglücklichen Kriegsgefangenen in denen diese den Baustoff für die Riesenstadt Syrakus zutage fördern mußten. Die Heiligtümer und Kastelle, die Hallen und Bäder, die Wohnstätten, die den Glanz der damaligen Hauptstadt Siziliens bildeten und sie nach Cicero zur „schönsten aller Städte" erhoben, wurden unter Blut und Schweiß, unter Jammer und Verwünschungen der als Sklaven geknechteten Athener, Karthager, Römer aufgerichtet.

Doch der Kustode drängt uns vorwärts. Wir stehen vor einer seltsamen Felsenhöhlung. Man heißt sie das Ohr des Dionysios und berichtet, daß der Tyrann darin versteckt, die Gespräche der in der Latomie Gefangenen belauscht haben soll. Die Akustik der Höhle ist in der Tat so stark, daß man das leiseste Flüsterwort von unten deutlich ver-

nimmt. Das Abſchießen einer Piſtole bringt den Eindruck von Kanonendonner hervor.

Ein paar Schritte weiter abſeits finden wir uns im römiſchen Amphitheater, das, zur Zeit des Auguſtus erbaut, Gladiatoren- und Tierkämpfen, ſowie nautiſchen Spielen zum Schauplatz diente. Ein großer Opferaltar nahebei wird als Ara Hierons II. bezeichnet. Auf ihm wurden alljährlich, zu Ehren der Vertreibung des Tyrannen Thraſybulos, die Hekatomben von 450 Stieren geopfert und unter das Volk verteilt. Noch beſichtigen wir auf der Rückfahrt das angebliche Grabmal des Archimedes, des größten Mathematikers des Altertums.

Damit haben wir die Herrlichkeiten von Neapolis in uns aufgenommen. Morgen ſtellen — da vom nördlichen Stadtteil Tyche faſt nichts mehr vorhanden iſt — Achradina und Epipolä unſrer Schaubegier neue Aufgaben. Heute verklärt uns die ſilbernſte Mondpracht noch die letzten Abendſtunden.

Der Latomie der Kapuziner iſt am kommenden goldenen Maimorgen unſer erſter Ausflug zugewandt. Sie, jetzt zum Hotel Politi gehörig, iſt ſchöner noch als die geſtern von uns geſchaute, wird aber gleichwohl durch die feenhafteſte aller, die Latomia di Venere noch übertroffen. Geheimnisvoller und wilder erſcheint dieſe mit dem Ineinander ihrer Zyklopenſäle und -Kammern, ihrer ragenden Pfeiler. Der ſich regende Windhauch hebt den herabhängenden Epheuteppich, und eine Grotte, „Das Bad der Venus", wird offenbar, in der ein kriſtallenes Naß quillt. Feuriger noch denn anderswo deucht uns hier das Farbenkleid der Blumen.

Auch die unferne Villa Landolina, die wir Deutſche pietätvoll aufzuſuchen pflegen, da ſie Grab und Denkmal unſeres Dichters Auguſt Graf Platen einſchließt, iſt im Bereich einer Latomia, einer um vieles kleineren freilich, erſtanden. Palmen und Lorbeeren umgaben die Ruheſtatt des im Leben Unbefriedigten, der, voll heißen Ruhmver-

langens, von der Mitwelt mehr Dank und Anerkennung heischte, als sie bereit war, ihm darzubringen.

Glockengetön durchzittert die Luft, es ruft nun nach San Giovanni. Auch dieses hat seinen besonderen Märtyrer: den heiligen Marzian. Die Krypta, die als älteste christliche Kirche Siziliens gilt und in weitverzweigte Katakomben mit eigentümlichen Rundsälen ausläuft, birgt sein Grab. Uns interessiert ungleich mehr, daß der Apostel Paulus während seines dreitägigen Aufenthalts in Syrakus, von dem die Apostelgeschichte berichtet, hier am Altar gepredigt haben soll.

Heute feiert man in Ortygia-Syrakus ein Fest der heiligen Lucia, deren Gebet einst, so erzählt man, die Stadt aus schwerer Hungersnot errettete. Mit einer Reliquie von ihr durchzieht eine Prozession die Straßen, man läßt Tauben fliegen, Musik erklingt. Wir sitzen in einem Café auf dem Hauptplatz, angesichts des Doms, den man skrupellos in einen antiken Minervatempel hineingesetzt hat, dessen dorische Säulen samt Kapitolen und Architraven, gleichsam über sich selbst verwundert, aus dem Gemäuer der Langseite herausschauen. Da dringen plötzlich die vertrauten Klänge von Webers Jubelouvertüre an unser Ohr — die ferne Heimat grüßt uns. Doch tauchen wir alsbald wieder in der antiken Welt unter: zum Quell der Arethusa steigen wir hernieder. Papyrusstauden umsäumen ihn, die fremdartigen Kinder eines südlicheren Himmelsstrichs, die wir gleichwohl und üppiger noch an den Ufern des drüben im Hafen mündenden Anapo gedeihen sehen, dahin man sie durch die Araber gebracht glaubt. Eine Bootfahrt, wie sie sich romantischer kaum denken läßt, führt uns in die grün umwucherte Wasserwildnis zum blauen Flüßchen Kyane. Als die Nymphe Kyane, erzählt die Sage, sich dem Pluto entgegenwarf, da er Proserpina in die Unterwelt entführte, ward sie in die Gestalt der blauen Quelle gebannt. So umspinnen antike Mythen neben christlichen Legenden diesen poetisch fruchtbaren Boden.

Eins noch, das eigenartig Intereſſanteſte der antiken Wunderſtadt, bleibt uns zu ſehen: das Fort des Eurhelos. Eine zweiſtündige Wagenfahrt bringt uns, beſtändig anſteigend, nach dem ehemaligen Stadtteil Epipolä, der von ſeiner Höhe herab die ganze Ausdehnung der faſt ſpurlos vom Erdboden verſchwundenen ungeheueren Stadt beherrſchte. Was blieb übrig von der ſtolzen Pracht der Heiligtümer des Zeus, des Apollo, der Proſerpina, zu denen das Volk wallfahrtete? Was von dem Häuſermeer, das Millionen beherbergte? Nur die ſtreckenweiſe bloßgelegten Straßenſpuren, die Blöcke der Dionyſiſchen Mauer, die die Stadt umgürtete, Fragmente der Waſſerleitung künden noch, was vor Jahrtauſenden geweſen. Wo die Höhe gipfelt, ſtehen wir an der antiken Feſtung. Wir laſſen uns die Gittertore öffnen und ſteigen hinab in ihre Gräben und unterirdiſchen Gänge, die ſie mit den verſchiedenen Teilen der Stadt in Verbindung erhielten. Was wir davon noch heute ſehen, ſind die Reſte, die ein Erdbeben übrig ließ, das alles andere rings umher vernichtete. Welch ein Trümmermeer, welche Steinwüſte vor uns bis zum lachenden Bilde Ortygias! Weiter oben aber ſteht der Ätna in weißer Glorie, ſtehen die Berge der ſiziliſchen Oſtküſte und Calabriens in eitel Sonnenglanz, und ſüdliche Gefilde winken.

Zu den reichen Erinnerungen an die Meereskönigin Syrakus nahmen wir als letzte eine Bootfahrt mit, die uns, über Kaſtell und Leuchtturm hinaus, weit ins offene Meer trug. Seliges Leuchten über uns am reinen ſüdlichen Himmel und unter uns in der blauen kriſtallenen Tiefe. Damit ſcheiden wir von der wunderbaren Stadt und fragen uns, ſollen wir die klaſſiſche Schönheit ihrer Landſchaft oder die klaſſiſchen Denkmäler ihrer Vorzeit mehr bewundern?

Denſelben Weg, auf dem wir von Catania gekommen ſind, legen wir wieder zurück und verfolgen ihn weiter bis zu dem Küſtenſtädtchen Giardini. Angeſichts eines breit ausladenden Vorgebirges ſteigt jäh aus dem Meer ein Felſen empor. Da oben, auf einem Vorſprung vor kühne-

ren Bergmassiven, liegt Taormina. Ein Wagen enthebt uns der Mühe des Kletterns, und da es dem bevorzugten Hotel Timeo an Raum für unser Dreiblatt gebricht, suchen und finden wir in seiner Nachbarschaft im Hotel Naumachia einen uns voll befriedigenden Unterschlupf.

Dem griechischen Theater sind unsere ersten Schritte zugewandt. Seiner Weltberühmtheit entspricht die unbeschreiblich malerische hehre Wirkung, die inmitten der zauberischen Umgebung von ihm ausgeht. Ja seine Zerstörung — man legt sie den Mauren zur Last — steigert nur die Poesie des Bildes. Der aus dem Felsen herausgearbeitete halbkreisförmige Zuschauerraum ist, gelegentlich einer römischen Restaurierung, stellenweise durch Backsteinbauten ergänzt. Von gewölbten Gängen, die ihn abschlossen, blieben nur noch Reste. Die Bühne, deren imposanter Säulenhintergrund mit dem Durchblick auf Meer und Ätna durch zahllose Abbildungen verbreitet ist, gilt, nächst einer in Pamphilien gelegenen, für die besterhaltene von allen antiken Theatern. Noch heute staunen wir über die Akustik, die jedes unten gesprochene Wort auf der Höhe des Theaters deutlich unterscheiden läßt.

In allen seinen Teilen durchklettern wir den gewaltigen Bau, um endlich oben auf einer Bank am Absturz des Felsens, wo man ein kleines Haus als Museum eingerichtet hat, Rast zu halten. Das Theater unter uns, entzücken wir uns hier nicht nur an einer Aussicht, wie sich selbst in Italien keine zweite findet, sondern zugleich am Flammenwunder eines Sonnenuntergangs, wie man es einzig hier erleben kann.

In seinem Theater und seiner großartigen und doch sinnberückenden Natur ist Taorminas Reichtum beschlossen. Er ist groß genug, um es zu einem der schönsten Orte der Erde zu stempeln. Was das Städtchen, das nach Verwüstung des nahen Naxos, der ältesten griechischen Siedelung auf Sizilien, angelegt wurde, weiter zu geben hat, ist binnen einer Stunde gesehen. Außerhalb seines Weich-

bildes aber reizt uns ein aus anſehnlicher Höhe herabblickendes Bergneſt Mola zu näherer Bekanntſchaft. Einſt von Sarazenen eingenommen und behauptet, darf es ſich, namentlich von ſeinem verfallenen Kaſtell aus, einer köſtlichen Rundſchau rühmen.

Meſſina ließ uns, ungeachtet ſeiner günſtigen Lage zwiſchen einer Kette zerklüfteter Felsgipfel und dem Meere, kühl. Seiner modernen Regelmäßigkeit fehlt das Eigengepräge. Verwüſtungen durch Erdbeben und Kriege haben ſeine hiſtoriſchen Denkmäler großenteils getilgt. Wir betrachten den wiederholt durch Brand zerſtörten und reſtaurierten Dom, auch andere Kirchen aus der Normannenzeit. Das Schönſte dünkt uns der durch Schiffsverkehr belebte Hafen, der Blick auf die Meerenge und die calabriſchen Berge.

In Majeſtät und Ruhe liegt die See, als wir das Schiff beſteigen. Da iſt die Überfahrt eine Wonne. Und ſie währt nur vierzig Minuten. Dann landen wir in Reggio, und die Bahn trägt uns nach Norden. Der Garten unſeres Herrgotts, den wir Sizilien nennen, entſchwindet hinter uns. Noch grüßen uns die Lipariſchen Inſeln, auch Stromboli, auf deſſen flammenſprühenden Boden das Mittelalter den Eingang zum Fegefeuer verlegte. Es iſt eine lange Fahrt, doch erhellt durch des Mondes Strahlengeleucht. Wechſelnde Küſten- und Gebirgsbilder fliegen an uns vorüber, bekannte Stätten: Päſtum, Salerno, Pompeji, Caſtellamare. Dort vertauſchen wir die Bahn mit dem Wagen, und in Sorrent finden wir uns für ein paar Tage am Ziele; doch nicht eigentlich im Orte ſelbſt; wir laſſen uns vom Kutſcher beſchwatzen, eine Strecke von dieſem entfernt, in der Locumella Wohnung zu nehmen. Ein ſtattlicher, ſchloßartiger Bau mit vielen Terraſſen und Balkonen und einem vom Golf begrenzten weiten Gartenreich, das uns Orangen- und Roſendüfte in berauſchender Fülle zuträgt, wird unſere Herberge. Heute geht es hier hoch her. Man feiert das Feſt des heiligen Antonius, des gütigen Heiligen, der denen, die etwas

Liebes verloren, wenn sie ihn gläubig anflehen, zum Wiederfinden verhilft. Am Abend erstrahlt Sorrent zum ersten Male in elektrischer Beleuchtung, deren Eröffnungseffekt man diesem Tage vorbehielt.

Von einem beabsichtigten Abstecher nach Capri nötigt uns das eingetretene unsichere Wetter abzusehen. Einen erneuten Besuch Amalfis aber gönnen wir uns um so lieber, als neuerdings eine Fahrstraße über den Rücken der Berge da hinüber angelegt ist. Sie ist von auserwählter Romantik, diese Straße, in ihrem ersten, an wilden Schluchten und steilen Höhen reichen Teil von nahezu alpinem Charakter, im weiteren Verlauf von südlichem Reiz und voll köstlicher Strandbilder.

Binnen vier Stunden ist Amalfi erreicht, und wir kehren vor der Stadt im hochgelegenen ehemaligen Kapuzinerkloster ein. Hier läßt sichs gut sein. Das einstige Refektorium ist zum weltlichen Speisesaal, die Zellen sind zu gemütlichen Fremdenzimmern geworden. An einem Salon mit Klavier und Zeitungen fehlt es ebensowenig als an guter Verpflegung, und die Aussicht vom Rebengang im Garten ist paradiesisch. Wie vor Jahren, steigen wir zum Dom hinan und durchwandern das Mühlental, um am Abend wieder in unserer Locumella der Ruhe zu pflegen.

Bei der Einfahrt in Neapel harrt unsrer, die wir in letzter Zeit keine Zeitung in die Hand genommen, eine unliebsame Überraschung. Der Portier am Bahnhof mahnt uns zur Vorsicht, denn ernste Unruhen seien in der Stadt ausgebrochen. Wir steigen in einen Wagen und sehen alle Geschäfte geschlossen, die Bevölkerung aufgeregt, die Straßen von Militär besetzt und gesperrt. In der Galleria Umberto bildet eine Kompagnie Soldaten mit gezogenem Gewehr ein Carré. Bersaglieri fallen daneben unserem Pferd in die Zügel und bitten uns, den Wagen zu verlassen. Wir flüchten in eine Pferdebahn, doch diese geht nicht von der Stelle — man will sie zu einer Barrikade benutzen. Nein hier ist nicht unsers Bleibens! Ohne Aufenthalt fahren wir nach

Rom in unſere Penſion, wo wir Gott danken, den Revolten der vulkaniſchen Neapolitaner entronnen zu ſein. In Mailand geht es noch ſchlimmer zu; auch in Rom fürchtet man Tumulte, und überall ſehen wir Militär auf den Füßen. Demungeachtet glaubt unſer deutſcher Konſul an keine Gefahr und rät uns dazubleiben. O wie gern gönnen wir uns noch einige Wochen ruhigen Genuſſes an geweihter Stätte — denn Rom bleibt Rom, ſelbſt wenn man aus dem Paradieſe kommt!

Zweierlei von Rom aus diesmal nicht ungeſehen zu laſſen, hatte ich mir bereits in der Heimat vorgeſetzt. Die verlockenden Schilderungen der Villa Falconieri in den Novellen von Heyſe und Richard Voß, das Märchenbild, das Gregorovius von der verſunkenen Blumenſtadt Ninfa entwirft, hatten in mir die Sehnſucht nach beiden Orten wachgerufen. Nun endlich kam die Stunde, da ſie geſtillt werden ſollte.

Albano zeigt ſich uns jetzt in günſtigerem Lichte als früher. Ein kirchliches Feſt mit Jahrmarktstreiben bringt die Bewohner in Aufregung. Vor der blumengeſchmückten Kirche flattern Fahnen, goldverzierter Seidenſtoff umkleidet im Innern Pfeiler und Gewände. Vor den Toren lächelt der See, durch die Steineichenallee blitzt das Meer und in den langen Fenſterreihen des Kaſtell Gandolfo ſpiegelt ſich das Sonnengold. Heiter geſtimmt iſt der Tag. Bald liegt Frascati vor uns. „Villa Falconieri!“ rufe ich dem Kutſcher zu. Doch mit Verdruß erfahre ich, daß das Ziel meiner Sehnſucht, weil zum Verkauf geſtellt, verſchloſſen und obendrein, ſchon wegen Neubaues der Straße, unzugänglich ſei. „So ergib dich nur drein!“ mahnt Similde, als wir nun bei Villa Aldobrandrini vorfahren. Jedoch ſie vernimmt die beſtimmte Antwort: „Nein, ich ergebe mich nicht, wenigſtens will ich zuvor mein Glück verſuchen. Eine halbe Stunde vor Abgang des Zuges trefft ihr mich in den Anlagen“. Damit wandte ich mich beflügelten Schrittes zu der mich magiſch anziehenden Villa zurück.

Richtig, die Straße ist aufgerissen, im Neubau begriffen, Gebirge von Steinen, Erde, Sand sperren den Weg. Gleichmüdig klettere ich über alle Hindernisse hinweg und stehe vor dem vornehmen hohen Gittertor, auf dem das Wappentier, der Falke, seine goldenen Schwingen spreizt. Ich klinke am Schloß — aber es gibt nicht nach. „Gibt's keine Möglichkeit, gegen ein gutes Trinkgeld dahinein zu gelangen?" frage ich einen der mir neugierig zusehenden Straßenarbeiter. „Doch, Signora!" und er zieht einen Schlüssel aus der Tasche. „Ich will mich nur ein wenig im Garten umschauen und komme bald zurück. Aber ihr dürft mich nicht einsperren, das vertrage ich nicht. Ich zahle dann gern ein doppeltes Trinkgeld."

Das Tor öffnet sich mir; da, bevor ich durch ein dahinterliegendes zweites eintrete, sehe ich zwei Damen über den Rasen daher kommen. Etwas befangen, ob meines unbefugten Eindringens, vermute ich in ihnen die Besitzer, und sie ihrerseits haben mich im gleichen Verdacht, wie sich's bald zu unsrer gegenseitigen Belustigung herausstellt — denn noch unrechtmäßiger als ich haben sie sich den Zugang über ein Gitter hinweg erschlichen. Es sind zwei junge Berlinerinnen, die Töchter Dubois-Reymonds, des berühmten Physiologen, die, von einem früheren Besuch her mit Ort und Stelle bekannt, nun meine freundlichen Führerinnen werden.

Aus dem Schattenreich prachtvoller Steineichen treten wir an das freiliegende, im italienischen Villenstil erbaute prächtige Kasino mit seiner reichen Skulpturenfassade, seiner einladenden Halle und großen Terrasse heran, um uns darnach in geheimnisvollen Laubgängen zu verlieren, die sich wie Hallen über uns zusammenschließen und uns in weltentlegene Einsamkeit zu hüllen scheinen. Lange, lange kann man da im Dunkel irren. Dann lichtet sich das Dickicht, Stufen führen an einer Mauerwand aufwärts, und wir stehen vor einem rings von hohen Zypressen umstandenen Weiher, vor dem eine Musengestalt Wacht hält — eine

der poesievollsten Eingebungen der Gartenkunst, die man sich vorstellen kann. Im heiligen Schweigen, das auf dem ergreifenden Bilde ruhte, deuchte es mich noch weihevoller. Nur Tusculums grüne Höhen sehen von oben hernieder. Diesmal zieht es mich nicht zu ihnen hinan — mein Gewissen treibt mich hinweg aus diesem Zauberbann zu den Gefährtinnen.

In den Anlagen verfolgt uns ein Kutscher mit dem Anerbieten, uns für die Bahnkosten nach Rom heimzubringen. Wir erliegen seiner Überredungskunst und bereuen es nicht, denn diese Campagnafahrt bleibt die schönste, die uns bestimmt war. Die ganze Poesie dieser seligen Öde habe ich erst an jenem Abend in mich aufgenommen. —

Noch winkte mir Ninfa. Wohl verlautete — wie eben noch immer Unruhen da und dort spukten — daß es auch in den Volskerbergen nicht geheuer sei; dennoch hielt ich an meinem Plane fest, und da Gerhards keine Neigung verspürten, der Malaria- oder Brigantengefahr zu trotzen, begab ich mich mit dem Maler Krauße allein auf den Weg. Über die malerische alte Volskerstadt Velletri gelangen wir in reichlichen drei Stunden an das Ziel unsrer Wünsche. Vor uns, bis wo am fernen Meeresblau das Kap der Circe lacht, haben die Pontinischen Sümpfe ihr unheimliches Reich. Bis an das Stationsgebäude tritt ein See heran. Die Mühle an seinem Ufer ist das einzige von einem Dach bedeckte Haus, das einzige auch, darin wir ein paar Menschen von bleichem kümmerlichen Aussehen entdecken. Freilich nur tagsüber hält sie Arbeit gefangen; sobald der Abend naht, fliehen sie hinauf in reinere Lüfte. Es läßt sich nicht dauernd hier atmen; darum haben die Bewohner schon seit Jahrhunderten ihre Stadt verlassen und sie dem lebentötenden Sumpfe preisgegeben. Nur Narzissen und Vergißmeinnicht wollen neben magerem Klee und verkrüppelten Bäumen gedeihen und geben dem melancholischen Bild etwas von Farbe. Moderluft haucht uns an, sobald wir die Brücke überschreiten. Bei jedem Schritt unsres Fußes fühlen wir den Erd-

boden unter uns weichen, sehen wir das Wasser hervorquellen. Ein Wartturm steht am See, zwischen seinen Zinnen wächst der anspruchslose Flieder, an seinen Mauern klettert der Epheu in ungehemmter Üppigkeit empor. Er überwuchert den Burghof, überzieht jedes Haus dieser Ruinenstadt; auch die drei Kirchen, in denen man noch die halberloschenen Fresken erkennt. Nur noch die Apsis der einen hält sich aufrecht; von einer anderen ergibt der rötlich schimmernde Campanile das hübscheste Architekturbild des Ortes. Schaute Gregorovius das alles nicht mit dem verklärenden Auge des Dichters, als er seinem Bilde so leuchtende Farben lieh? —

Kaum zwei Stunden des Durchirrens der gestorbenen Stadt genügen uns in dieser erstickenden Luft. Wir suchen uns in der Mühle eine Führerin hinauf nach Norma. Im Sonnenbrand erklimmen wir den steinigen steilen Ziegensteig; dann halten wir in der primitiven Locanda unser Mittagsmahl und betrachten hinterdrein die kargen Reste der alten Etruskerstadt Norba. Die ehrwürdige Zyklopenmauer fesselt uns nicht lange. Als Schönstes erfreut uns droben, unter dem wilden Gezack der Volskerberge, der Blick über die weite, meerumsäumte Landschaft, zu der wir, nachdem wir uns satt gesehen, nach Sermoneta herabklettern, um ohne jegliches Abenteuer, am Abend wieder in Rom zu sein.

Unsere römischen Tage neigten sich dem Ende zu. Eine Papstmesse in der Sixtina sollte ihnen noch besondere Weihe geben. Früh acht Uhr fand sie statt. Unsere Toilette wird, wie bei den Audienzen, durch Vorschrift der Einladungskarten bestimmt. Auf einem roten Samtsessel sitzend, von den traditionellen Pfauenwedeln standartenartig umgeben, von Herren des Gefolges geleitet, wird der heilige Vater, allen seinen Segen erteilend, hereingetragen. Älter und bleicher denn ehedem erscheint mir sein Antlitz, gebeugter seine hohe Gestalt. Unter einem Baldachin liest er am Hochaltar mit ergreifender Stimme die Messe; dazwischen tönt

Geſang der päpſtlichen Kapelle. Sodann zu ſeinem Thronſeſſel vor dem Seitenaltar zur linken geführt, kniet er während der von einem Biſchof geleſenen Meſſe betend nieder. Nach Empfang zahlreicher Deputationen am Altar, wird er wieder auf den Seſſel gehoben und hinausgetragen, Segen ſpendend, wie er gekommen.

Der letzte Tag unter römiſchem Himmel ſchüttete Regen über uns herab, und ein Beſuch des uns noch unbekannt gebliebenen palmenreichen Volksgartens mißglückte einigermaßen. Allein ſchlich ich mich noch zur Fontana di Trevi und warf in ihre reinen Fluten das klingende Opfer, das mich der Wiederkehr in die ewige Stadt verſichern ſollte. Doch iſt die Erfüllung der Verheißung leider ausgeblieben.

In Florenz weckten wir Erinnerungen an früher geſchaute Kunſtherrlichkeiten auf. Dann machten wir erſt in Venedig wieder Halt. Der unabläſſig fließende Regen brachte Simildes frühere Schwärmerei für die Lagunenſtadt ins Schwanken, und vollends ſkeptiſch verhielt ſich ihre Nichte dem Zauber gegenüber, der mich wie jemals in Bann nahm. Alles war, wie es geweſen; nur der Lido hatte ſeine anziehende Einſamkeit eingebüßt und ſich in einen eleganten Badeort umgewandelt. Noch war zum Glück die Zeit der Hochflut zuſtrömender Gäſte nicht gekommen, und ich konnte, ſtill am Strande hockend, dem Meer mein Abſchiedslied ſingen:

Ich lauſche dem gleißenden Spiele der Wellen,
Wie ſchimmernd und ſchäumend am Strand ſie zerſchellen
Und keine mehr kehrt zu den andern zurück.
Ich ſehe im Irisglanze der Fluten
Die Sonne leuchten und ſich verbluten —
So verrinnt, ſo verblutet ſich Glanz wie Glück!

An unſerem Achenſee vorüberzufahren brachten wir nicht übers Herz. Mußten wir die geliebten Täler nicht in pfingſt-

licher Blütenpracht grüßen? Und das war für diesmal das Ende unserer Reisepoesie.

* * *

Unter den mich bei meiner Rückkehr erwartenden Briefen überraschte mich ein Schreiben des mir persönlich unbekannten Dr. Julius Lohmeyer, darin er mich in seiner Eigenschaft als Ausschußvertreter für „Das Goldene Buch des Deutschen Volkes an der Jahrhundertwende", bat, dem großen Unternehmen als „Vertrauensmann" zu dienen, indem ich die meiner Meinung nach zwanzig ersten lebenden oder unlängst verstorbenen Tondichter Deutschlands und Deutsch-Österreichs bezeichnete, die zur Einzeichnung ihres Namens und Einreichung ihres Bildnisses aufzufordern wären. Gern kam ich selbstverständlich dem ehrenvollen Ansuchen nach und ward bald auch zur Einzeichnung meines eigenen bescheidenen Namens und Einreichung eines Bildes aufgefordert.

Meine nächsten Pflichten gehörten nun der Herausgabe des Liszt-Bülow-Briefwechsels. Er beschäftigte mich bis in den Herbst hinein, so daß ich es im Sommer nur zu kurzen Ausflügen nach Weimar und in die weitere Umgebung Leipzigs brachte. In Sommers Mitte wurde tiefe Trauer über Deutschland verhängt. Der 31. Juli — derselbe Tag, der vor zwölf Jahren Liszt von uns genommen — beraubte die Welt ihres größten staatsmännischen Genies, beraubte unser Vaterland des Herrlichen, dem allein es seine Einigung und Machtstellung verdankt. In der Waldstille seines Friedrichsruh, wo er seit der Enthebung von seinen Ämtern, nur zuweilen, wenn es ihm not schien, seiner Stimme Urgewalt erhebend, gelebt, hatte Bismarck sich zur letzten Ruhe niedergelegt und ward daselbst beigesetzt, von Millionen und Übermillionen beweint, als der beste Freund und gefürchtetste Schirmer seines Volkes, dessen Seherblick, hätte

er gegenwärtig noch gelebt, uns wohl vor den Gräueln des mörderischen Kriegs zu bewahren gewußt haben würde, der seit dem August 1914 Europa mit einem Meer von Blut überzieht. Von Gedächtnisfeiern, die man unserem Größten nach Gebühr weihte, hallten die deutschen Lande wieder.

Auch das Leipziger Gewandhaus eröffnete seine dieswinterlichen Konzerte mit einer Gedenkfeier für ihn. Mit Eroica, Coriolan-Ouverture, Siegfrieds Trauermarsch huldigte man dem nach vollbrachtem Riesentagewerk Heimberufenen. An gleicher Stätte zog mich bald neben dem fein gebändigten und doch temperamentvollen Spiel Wasili Sapellnikoffs die symphonische Dichtung „Don Juan" von Strauß, ein raffiniert instrumentierter Rausch glühender Leidenschaft an, der, dünkt mich, an Eigenart und Kraft der thematischen Erfindung des Künstlers spätere Eingebungen hinter sich zurück läßt.

Von den Aufführungen des Liszтvereins konnte ich zunächst nur vom Auftreten des Berliner Halir-Quartetts und dem wirkungsvollen Vortrag Possarts von Tennysons Dichtung „Enoch Arden" mit melodramatischer Begleitung von Richard Strauß Vorteil ziehen: denn Fürstin Hohenlohe hatte mich zur Fortsetzung der begonnenen Arbeit zu sich nach Schloß Friedstein geladen, und voll Freuden folgte ich ihrem Rufe.

Hell und harmonisch, wie die letztjährigen Ennstaler Frühlingswochen, gingen mir auch diese Herbsttage dahin. Die ersten Nachmittags- und die Abendstunden blieben der Arbeit vorbehalten. Da lasen und durchsprachen wir die Briefe, deren mühevoller Abschrift sich die Fürstin eigenhändig unterzogen hatte.

Inzwischen trat der Liszt-Bülow-Briefwechsel ans Licht und ich durfte das den Namen der Fürstin tragende Widmungsexemplar selbst in ihre liebe Hand legen.

Von Einförmigkeit wußte unser Leben nichts, und nur zu geflügelt entflohen die Tage. Sie führten manchen Gast

aus der Nähe und Ferne herbei, vor allem zwei Söhne der Fürstin zu kurzem, sich rasch folgenden Besuche. Zuerst den jüngsten, Prinz Gottfried, damals als Militär in Böhmen stationiert, bald darauf Militärattaché in Petersburg, heute österreichisch-ungarischer Botschafter in Berlin, Gemahl der durch äußere und innere Anmut bevorzugten Erzherzogin Henriette — einer Tochter Erzherzog Friedrichs. Seinem Äußeren, wie seinem sprühenden Geist und Witz nach, ist der Prinz eine glänzende Erscheinung. Vom Scheitel bis zur Sohle ist er Aristokrat, ritterlich im Denken und Tun, voll regen literarischen Interesses, ein trefflicher Klavierspieler, der über die Gabe der freien Improvisation verfügt, ein vorzüglicher Gesellschafter, von nie versagender Geistesgegenwart. Ihn löste in Friedstein sein älterer Bruder Prinz Philipp ab. Der hochgewachsene junge Mann, der mit den schönen Gesichtszügen seines Großvaters Fürst Wittgenstein zugleich die religiöse Richtung, den Forscherſinn seiner berühmten Großmutter geerbt hat, trägt das schwarze Kleid des von seiner Tante, Fürstin von Hohenzollern, gestifteten Reformierten Benediktinerordens, dessen Abtei Seckau in Steiermark ihn vor kurzem als Frater Constantin aufgenommen hat. Hinter Klostermauern suchte er, der schon als Jüngling eine Geschichte des Ennstals geschrieben, den Frieden, den ihm das zwiespaltreiche Weltleben nicht zu geben vermochte. Er fühlt sich sichtlich wohl in dem seinem Forschertrieb zusagenden geistlichen Beruf. Nachmals wurde er als Professor des römischen Rechts an die von Papst Leo XIII. auf dem Aventin in Rom gegründete Akademie Anselmum berufen. An dieser Musteranstalt katholischer Wissenschaft, in der die hervorragendsten Gelehrten der Benediktiner- und Reformierten Benediktinerklöster verschiedener Nationalitäten in allen Disziplinen Vorträge in lateinischer Sprache hielten, wirkte er sechs Jahre, bis der Ausbruch des Kriegs seiner Lehrtätigkeit in Rom ein Ende bereitete und er sie nun in Seckau fortführt. Am Allerheiligentag ministrierte er bei der Messe in der Schloßkapelle.

Am Nachmittag gingen wir zur Prozession nach Niederhofen hinab, wo auf jedem Grab ein mit bunter Schleife geschmückter Kranz lag und jeder der zahlreichen Landleute in der Kirche sein brennendes Lichtlein vor sich hatte.

Aus dem nahen Aussee kam die Gattin des Reichskanzlers Fürst Chlodwig Hohenlohe, eine geborene Prinzessin Wittgenstein, Schwägerin und Cousine der Herrin von Friedstein, ein andermal deren Sohn, Prinz Moritz, mit seiner Gattin herüber. In Villa Loudenhove verweilte für kurze Zeit die Schwester der Hausfrau, Stiftsdame Gräfin Marietta Loudenhove, eine nahe Freundin Wahnfrieds, und ihre Begegnung mit mir gab den Anlaß, daß sie mir später die Herausgabe der lebens- und gedankenvollen Briefe ihrer Großmutter, Frau von Mouchanoff, anvertraute.

Einladungen zum Mittagsmahl riefen uns des öfteren in die benachbarten Schlösser und wurden in Friedstein erwidert. Besondere Freude bereitete mir ein Diner bei Exzellenz Dumba in Biezen, das mir die längst versprochene Gelegenheit bot, den überaus liebenswürdigen Kunstförderer und Schubertenthusiasten als Schubertsänger zu hören. Obwohl nicht sonderlich bei Stimme, willfahrte er gütig meinem Wunsch, und ich durfte ihn, der durch Schuberts Freund Baron von Schönstein im Besitz der direkten Tradition war, in dem mir unvergeßlich bleibenden Vortrag der Lieder „Atlas", „Stadt", „Doppelgänger", „Taubenpost" bewundern. Ein Woche darnach war das Exzellenzpaar in Friedstein zu Gaste. Als Mitglied des Kuratoriums der von der Fürstin Hohenlohe begründeten Lisztstiftung, lebhaft für das in Weimar geplante Liszdenkmal interessiert, dessen Komitee Dumba angehörte, besprach er mit uns den ausgeschriebenen Wettbewerb. Ich ersuchte ihn, keinen Entwurf zu prämiieren, der den Meister im Priestergewande darstelle, denn nach Weimar gehöre der junge flügelfreie Künstler, nicht der Abbé der späten Romzeit. Beim Abschied bat mich Dumba in herzlicher Weise, sein Haus in Wien als ein mir befreundetes zu betrachten —

doch kein Wiedersehen war uns leider bestimmt. Den auf der Höhe des Lebens Stehenden ereilte ein vorzeitiger Tod.

Als letzter der im Herbst Friedsteins Gastfreundschaft Genießenden, meldete sich noch Mitte November Prinz August Windisch-Grätz, diesmal ohne seine Schwester, an. Zu seinen Gewohnheiten gehörte die abendliche Whistpartie. Zwar war ich ein kläglicher Whistspieler, doch ermöglichte ich wenigstens ein Zustandekommen der Partie, und der Prinz war freundlich genug, es mir Dank zu wissen. Als er noch kurz vor seinem Scheiden zu mir äußerte: „Könnte ich mich Ihnen nur auch einmal gefällig erweisen", fiel ihm die Fürstin, immer das Rechte treffend, ins Wort: „O, dazu weiß ich Gelegenheit. Bahnen Sie Fräulein Lipsius, die dem Roman in Beethovens Leben nachforscht, den Weg zu Ihrer Freundin Gräfin Brunsvik!" Mit Freuden erklärte er sich dazu bereit und nahm einige von mir geschwind aufgezeichnete Fragen mit sich, bereitete mich jedoch alsbald brieflich auf eine Enttäuschung vor: denn Gräfin Therese Brunsvik — die Tante der ihm befreundeten Gräfin Marie — „sei wohl sehr geistreich, aber physisch nicht zum Ideal geschaffen, weil verwachsen gewesen".

Kurz darauf gab mir Gräfin Marie Antwort, des Sinnes „daß wir in der Familie nicht die leiseste Spur von dem erwähnten Roman haben und notwendig glauben müssen, daß das Ganze die Erfindung einer kranken Phantasie ist. Namentlich das in Bonn vorfindliche Porträt von Lampi „Beethovens unsterbliche Geliebte" ist kein Bild meiner Tante, wofür es immer ausgegeben wird".

Ermutigend klang das nicht. Auch die mir von der Gräfin im Auftrag ihres Bruders gesandten vier Schreiben Beethovens an ihren Vater, die ich, samt einer photographischen Nachbildung des einen, später in meinem Buch „Beethovens unsterbliche Geliebte" veröffentlichte, sagten mir nichts Neues. Ich hatte mich demnach weiter, zunächst bei den Gallenbergs zu befragen. Auch zu ihnen führte der Weg über Friedstein.

Die mir freundlich geſinnte Stiftsdame Gräfin Berta Lamberg in Schloß Pichlarn, durch ihren verſtorbenen Bruder Graf Hugo Lamberg mit einer Enkelin Giulietta Gallenberg-Guicciardis, jetziger Gräfin Kuenburg, verſchwägert, ſetzte mich mit dieſer in Verbindung. Deren Auskunft lautete kurz und bündig: „Beethoven wollte Großmama heiraten, aber ſie liebte Gallenberg". In Widerſpruch hierzu ſtanden die Ausſagen ihrer Couſine und deren Vaters, des Sohnes von Giulietta und letzten, nun verſtorbenen Grafen Gallenberg, daß — laut ſeiner Mutter Zeugnis — „zwiſchen Beethoven und ihr nie von Heiratsplänen oder Liebe die Rede geweſen ſei". Eingehendere Mitteilungen, die ſich vielfach mit den von Otto Jahn durch Gräfin Giulietta ſelbſt noch empfangenen decken, danke ich einer anderen ihrer Enkelinnen, Schweſter von Gräfin Kuenburg, Gräfin Henriette Mengerſen auf Schloß Zſchepplin bei Eilenburg. Auch ſie laufen darauf hinaus, daß ihre Großmutter nie von Beethovens Schwärmerei für ſie etwas erfahren habe. Wie aber erklärt ſich dann die Zeichnung von eigner Hand Giuliettas, die Beethoven vor ihrem Fenſter ſchwärmend darſtellt, während ſie ihn hinter dem Rouleau belauſcht, von welch allerliebſtem Blatt mir die Beſitzerin, Gräfin Kuenburg, gütig eine Wiedergabe in meinem Buch geſtattete?

Poſitiveres erfuhr ich durch eine alte vertraute Freundin der Gallenbergs, Fräulein Lotti Languider, die Jahrzehnte mit ihnen und Gräfin Marie Brunsvik dasſelbe Haus bewohnte und auf die mich Gräfin Kuenburg hinwies. Sie ſchrieb mir:

„Ich glaube daß die Schwärmerei für Gräfin Julie Gallenberg-Guicciardi, wenn ſie auch eine warme bewundernde geweſen iſt, denn ſie war eine ſehr ſchöne, elegante Weltdame — doch nicht in dem Grad das Herz Beethovens erfaßt hat, wie die ſpätere Liebe zu Gräfin Thereſe Brunsvik, die auch zur Verlobung führte. Das war entſchieden ſeine tiefſte, auch letzte Liebe, und daß es nicht zur Heirat gekommen

ist, soll nur in der — wie soll ich sagen? — echten Künstlernatur Beethovens, der trotz der großen Liebe sich nicht dazu entschließen konnte, den Grund gehabt haben. Gräfin Therese soll es aber schmerzlich empfunden haben. Da ich meine erste Jugend mit meinen Eltern in Preßburg gelebt habe, so hörte ich oft darüber sprechen."

Später, nachdem ich Fräulein Languider meinen Aufsatz über die „Unsterbliche Geliebte" in der Leipziger Zeitung und einen Abdruck des aus Beethovens Besitz stammenden Porträts der Gräfin Brunsvik von Lampi mit ihrer Widmung von L. B. gesandt, bestätigte sie:

„Nach allem pro und contra bleibe ich bei der unabänderlichen Meinung, daß Gräfin Therese die unsterbliche Geliebte und Verlobte des großen Meisters war, wovon ich in meiner Kindheit unzählige Male sprechen hörte, und daß das Bild das ihrige ist, wofür auch die beiden Buchstaben sprechen."

Ich greife hier durch Mitteilung der letzten brieflichen Aufzeichnungen — um die sich über Jahre hinziehende Angelegenheit, mit der ich mich, durch meine Liszt-Arbeiten gebunden, vorerst nur nebenbei beschäftigen konnte, möglichst zusammenzufassen — der Zeit, von der ich ausging, voraus.

Noch bin ich in Friedstein. Dort erlebe ich am 2. Dezember das goldene Regierungsjubiläum Kaiser Franz Josefs. Schlösser und schlichte Dorfhäuslein prangen in Fahnen- und Lichterpracht. Freudenfeuer lodern auf den Bergen, und in den Herzen der treuen Steirer jubelt, von ihren Lippen klingt es: „Gott erhalte Franz den Kaiser!" Die Schloßfrau wird vom Kaiser durch das Großkreuz des von ihm zur Erinnerung an seine Gemahlin gestifteten Elisabethordens ausgezeichnet. Mit Recht schmückt es ihre Brust; denn nicht nur ihre Mappen bergen in Schwinds für die Wartburg entworfenen Kartons die Werke der Barm-

herzigkeit, auch mit Herz und Hand betätigt ſie ſich fort und fort in ihnen. Das gibt ſich auch in ihrer Chriſtbeſcherung für die Kinder und Bedürftigen Niederhofens und der weiteren Umgegend kund. Zu Weihnachten reiſt die Fürſtin zu ihrem älteſten Sohn, derzeit Bezirkshauptmann, nach Teplitz und ich kehre heim.

In Leipzig begrüßt mich ein Konzert des Liſztvereins, darin Felix Mottl in ſeiner elektriſierenden Weiſe Liſzts „Hunnenſchlacht" und „Mephiſtowalzer" dirigiert, ſeine Gattin und Emil Gerhäuſer ein Duett aus den „Trojanern" ſingen. Innig erfreut hörte ich aus dem Munde des unvergleichlichen Dirigenten, daß er mir durch die Briefe Liſzts „die ſchönſten Stunden ſeines Lebens danke". Wir ſehen die Carreño bei uns, die in einem Philharmoniſchen Konzert Winderſteins Tſchaikowskys B-moll-Konzert ſpielt, das Siloti kurz darauf im Gewandhaus zu feinerem, aber zahmeren Vortrag bringt.

Ein letzter Gruß am Jahresende überraſcht mich aus Rom: Malwida von Meyſenbugs „Lebensabend einer Idealiſtin". Da iſt nun das Buch, von deſſen Werden ſie mir geſprochen hat und das, als lebendige Erinnerung an den Mainachmittag in der Via Polveriera, zu mir redet!

Die Liſzt-Wittgenſtein-Briefe, 1899

Im erſten Monat dieſes Jahres entfaltete unſere klaſſiſch gerichtete Muſikſtadt eine außergewöhnlich rege Liſzttätigkeit. Voran ſchritt das Gewandhaus mit einer ſchwungvollen Wiedergabe der ſymphoniſchen Dichtung „Die Ideale". Ihm folgte ſeitens des Liſztvereins ein drei Abende umfaſſendes Muſikfeſt, deſſen Mittelpunkt mit Dante-Symphonie, „Taſſo", Prometheuschören, der Spaniſchen Rhapſodie und Wandererphantaſie unſer Meiſter bildete. Weingartner, Führer des Münchner Kaim-Orcheſters, bewährte ſich zumal im „Taſſo" als in Liſzts breite Tempi, die wuchtigen

Akzente seiner Deklamation tief eingeweiht. Ein triumphaler Erfolg lohnte ihm. Die neunte Symphonie brachte er im Schlußsatz zu dithyrambischer Steigerung, wie ich sie selten erlebte. Um vieles zurückhaltender war der Beifall, der ihm als Schöpfer der symphonischen Dichtung „Das Gefilde der Seligen" und der G-dur-Symphonie gezollt ward. Was er schafft — auch seine Lieder bekunden es — ist form- und klangvoll. Nur an Originalität gebricht es: ein Mangel, der auch bei den Liedern seines Freundes Reisenauer bemerkbar ist, die gleich jenen, durch Ludwig Wüllner vorgeführt wurden. Erfindung bleibt ebenfalls die schwächste Seite Ferruccio Busonis, der am dritten Abend das Klavierspiel vertrat. „Ein Königreich für einen Gedanken", bemerkt mein Tagebuch über sein Violinkonzert.

Auch der Riedelverein unter Dr. Göhler hielt mit einer Huldigung für den Weimarer Tongenius nicht zurück. In der Alberthalle, einem leider dafür recht ungeeigneten Raum, führte er den „Christus" auf. Ich konnte zu meinem Schmerze nur der Hauptprobe beiwohnen, in der ich Eva Wagner — die mich zuvor durch ihren Besuch erfreut hatte — und ihren Bruder Siegfried begrüßte. Man hatte ja wenig geschickter Weise die Première von Jung-Siegfrieds erster Operntat, dem „Bärenhäuter", just auf denselben Abend festgesetzt, der für das so selten vorgeführte Werk seines Großvaters längst vorbestimmt war. Bei begeisterter Hingabe aller Mitwirkenden, auch der von Johanna Dietz angeführten Solisten, übte Liszts dem tiefgläubigsten Herzen entströmte Tonschöpfung einen mächtigen Eindruck. Er verstärkte sich noch bei einer im Mai in der Thomaskirche, somit an angemessenerer Stätte, wiederholten Darbietung, bei der ich nur beklagte, daß der Meister selber eine so vollendete nie vernommen hatte.

Am 29. Januar ging der „Bärenhäuter" in Szene — in Text und Musik das Ergebnis einer liebenswürdig natürlichen Begabung, die, wenngleich den Sohn des großen Vaters nicht verleugnend und mannigfach auf ihn hinwei-

send, doch ihre eigenen Wege gehen und nicht im Musikdrama großen Stils, sondern im Volkstümlichen, Märchenhaften das ihr gemäße Ziel suchen will. Das schlicht Melodische steht ihr am besten zu Gesicht. Hier und da scheint der Faden zu lang gesponnen für das Auszusprechende. Doch verkürzte das nicht den Erfolg, der sich in Gestalt von zehn- bis zwölfmaligem Hervorruf und Lorbeerkränzen einstellte. Genug, die Wärme des Empfangs des jungen, selbst dirigierenden Komponisten, dessen Züge so lebhaft an die des Vaters erinnern, ließ in dessen Heimat nichts zu wünschen übrig. Man freute sich seines Könnens und dachte billigerweise nicht daran, ihn an dem Maße seines einzigartigen Vaters zu messen.

In einem Liederabend, dessen Hauptgabe in dem ziemlich weichlichen Vortrag der Müllerlieder durch Birrenkoven bestand, klang im März die Tätigkeit des Liszтvereins ungeahnt aus. Differenzen zwischen dessen Schöpfer und Leiter, Professor Martin Krause, und dem Mitbegründer Siloti bereiteten seinem Fortbestehen in nächster Saison und für immer ein bedauerliches Ende.

Selbverständlich blieben die musikalischen Freuden der Leipziger im gegenwärtigen Winter nicht auf Liszt und Wagner beschränkt. Ein herrlicher Schumann-Abend mit dem dritten Teil der „Faustszenen" und „Manfred", bei welch letzterem Ludwig Wüllner als unvergleichlicher Rezitator mitwirkte, ward uns beschert. Dazu gab der Bachverein erwünschte Gelegenheit, uns an Schumanns selten gehörter und doch sehr hörenswerter Missa sacra zu erbauen. Demselben Verein, wenn ich nicht irre, dankten wir eine besonders schöne Aufführung der Matthäuspassion mit Felix Kraus als Christus. Das Gewandhaus ließ uns, als neue Bekanntschaft, den feinen Gesang Marcella Pregis aus Paris, sowie Verdis Stabat mater und Tedeum und nach Berlioz' Phantastischer Symphonie schließlich die interessante Zusammenstellung der ersten und der neunten Symphonie unseres größten Symphonikers genießen.

Durch Einführung der ſenſationellen Neuheit dieſes Winters: des Straußſchen „Alſo ſprach Zarathuſtra" erwarb ſich Kapellmeiſter Winderſtein mit ſeinen Philharmonikern ein Verdienſt. Das ſich an Nietzſche lehnende Werk offenbarte ſich als ein großzügiges, an ſchönen, nicht nur blendenden Wirkungen reiches. Wie „Don Juan" und „Tod und Verklärung", folgt es Liſztſchen Spuren, hält ſich aber an ein detaillierteres Programm, dem die Kleinmalerei der muſikaliſchen Ausführung Rechnung trägt. Imponierend iſt wiederum die virtuoſe Orcheſtertechnik des Komponiſten, die ſich in immer neuen Farbenmiſchungen und Klangwundern genug tut. Er operiert mehr mit poetiſch-maleriſchen denn mit muſikaliſchen Elementen und hat ſich dabei bereits zur ſtärkſten muſikaliſchen Perſönlichkeit unter den Heutigen entwickelt.

Am ſelben Abend errang ſich Henri Marteau — nachmals zu Joachims Nachfolger in Berlin berufen — mit Bruchs erſtem Konzert und einer Caprice von Saint-Saëns ſchallenden Beifall.

Soll ich am Ende noch des Herzensergusſes gedenken, den ich nach Anſchauen von Gerhart Hauptmanns „Fuhrmann Henſchel" meinem Tagebuch anvertraute? „Hier geht die Poeſie betteln", heißt es da. „Ein blöder wortbrüchiger Tor als Held, eine gemeine Dirne als Heldin, ein ekles Milieu, bald Fuhrmannsſpelunke, bald Schankſtube! Was hat die Kunſt, die als Himmelslicht das Erdendaſein verklären ſoll, mit ſolch photographiſchem Abklatſch garſtigſter Wirklichkeit zu ſchaffen? Und wem iſt damit gedient? Den Gebildeten ſtößt derlei ab, und die, die darin ihr abſchreckendes Spiegelbild ſehen könnten, gehen nicht ins Theater." —

Inmitten dieſer Winterwochen hatte ich einer ſtarken Verſuchung zu widerſtehen. Durch das von Kaiſer Wilhelm II. 1898 gegebene Beiſpiel waren die Orientreiſen in Mode gekommen. Seitdem ſtrebte die deutſche Reiſeluſt mehr denn je dem Pharaonenlande, den heiligen Stätten Paläſtinas,

den Riesentrümmern Syriens und Athens zu. Auch Similde wurde von plötzlicher Sehnsucht nach ihnen gepackt und wollte ihre gewohnten treuen Gefährtinnen, ihre Nichte Susanne und mich, zur Teilnahme gewinnen. Sie erbot sich, ein paar tausend Mark, die sie mir, wie sie sagte, testamentarisch ausgesetzt habe, mir gegen lebenslängliche Verzinsung schon jetzt zur Reise auszuzahlen. Groß war die Verlockung. Doch meine erwiesene Seeuntüchtigkeit, in deren Folge ich nicht allein eine arge Verkümmerung der ganzen Reise, sondern namentlich eine mögliche Behinderung an der versprochenen Herausgabe der neuen Liszt'schen Briefe fürchtete, drängte mir, so schwer es mir wurde, ein Nein auf die Lippen.

Auch Suschen hatte verzichtet. Als es ans Scheiden ging, bereute Similde selber ihren Entschluß. Am 16. Februar dampfte sie ab, um sich mit einem ihr empfohlenen Ehepaar, dem sie sich anschloß, zu vereinen. Von allen Haupt- und Nebenstationen ließ sie uns Karten oder tagebuchartige Briefe zufliegen. Wie selten jemand zum Genießen angelegt, genoß sie aus Herzensgrunde, und ihre Berichte flossen von Begeisterung über.

Anfangs April traf sie, beglückt und dankbar für die Fülle der empfangenen Eindrücke, festlich begrüßt, in der Heimat ein. Wie oft hat sie mir seitdem versichert, es sei „die größte Dummheit meines Lebens", diese Reise nicht mit ihr geteilt zu haben. Nun aber hob ich selber zu einer Frühlingsfahrt nach Friedstein die Flügel.

Schnee lag auf den Bergen, Blütenschnee auf den Bäumen, als ich ins traute Ennstal einfuhr. Riesensträuße von himmelblauen Vergißmeinnicht und goldfarbener Caltha palustris zierten mein Zimmer, und bald trug ich den Frühlingssegen der Schneefeldern gleichenden weißen Narzissen-

wieſen, der Genzianen- und Orchideenfülle der Waldhänge als Morgenbeute mit mir ins Schloß. Ein wonniges Pfingſtfeſt voll Maienpracht und -duft ward uns geſchenkt. Dabei wurde die Arbeit an den Briefen Liſzts ſo ununterbrochen betrieben, daß meine Augen es übelnahmen und läſtige mouches volantes, die mir bis heutigen Tages zur Erinnerung verblieben, mich zur Mäßigung mahnten. Wenigſtens gelangten wir während meines Verweilens mit dem Leſen der Briefe zu Ende.

Kurz vor meinem Aufbruch kam Adelheid von Schorn aus Weimar — von deren durch ihre Mutter vererbten Freundſchaft Liſzts und der Fürſtin Wittgenſtein früher die Rede war — nach Friedſtein, um der Fürſtin das Manuſkript ihres Buches „Zwei Menſchenalter" vorzuleſen, ſoweit dieſes ihre und ihrer verſtorbenen Mutter Beziehungen zu Liſzt und der Fürſtin Wittgenſtein betraf. Sie war vor Jahren, während eines längeren Aufenthaltes in Rom, bemüht geweſen, in die wenig gemütliche Häuslichkeit der Fürſtin einiges Behagen hineinzutragen und pflegte, wenn Liſzt in Weimar war, der Fürſtin auf ihren Wunſch über ſein Tun und Laſſen, namentlich über ſeine Geſundheit, Bericht zu erſtatten, wofür ſie mit dem Namen Providence von ihr bedacht wurde. Beim Vorleſen in Friedſtein war ich gegenwärtig, und wir tauſchten gemeinſam unſere Gedanken darüber aus. Fräulein von Schorn erzählt, daß Liſzt, nachdem ſeine auf ſeinen fünfzigſten Geburtstag angeſetzte Trauung mit der Fürſtin Wittgenſtein noch in letzter Stunde durch die päpſtliche Anordnung eines Aufſchubs derſelben geſcheitert war, die ihm mittlerweile gleichgültiger gewordene Heiratsfrage nie wieder aufgenommen habe, ſo daß das Zartgefühl der Fürſtin ſich zur Entſagung gedrängt ſah. Dies erklärte Fürſtin Hohenlohe für unrichtig. Sie riet Fräulein von Schorn, dieſe Darſtellung nicht beizubehalten, da aus dem ſpäter bekanntzugebenden Briefwechſel Liſzts mit ihrer Mutter der wahre Sachverhalt zutage treten werde. Indeſſen blieb ihr Rat ſeitens Fräulein

von Schorns, unter Berufung auf die durch die Fürstin Wittgenstein selbst empfangene Mitteilung, unberücksichtigt. Sie übersah dabei — was ihr doch durch den Verkehr mit der verstorbenen Fürstin bekannt war —, daß diese (wie ich es aus der Zeit meines römischen Aufenthalts 1884 in diesen Blättern erwähnte) nicht immer wörtlich zu nehmen war, daß Zeit und Stimmung, Temperament und körperliches Befinden, eine rastlos gestaltende Phantasie ihre Aussagen bei zunehmendem Alter beeinflußten und nicht selten in Widerspruch zueinander brachten. Daß aber der Sachverhalt tatsächlich ein anderer war, als Adelheid von Schorn ihn zu erkennen glaubte, stellen Liszts und der Fürstin Wittgenstein eigene schriftliche Äußerungen außer Zweifel.

Daß Liszt den Vollzug der seit Jahren angestrebten ehelichen Verbindung als für seine künstlerische und persönliche Stellung unerläßlich betrachtete, geht schon aus seinen, vor dem Aufbruch aus Weimar an Wagner gerichteten Worten vom 7. Juli 1861 hervor: „Kurz gesagt, bezeichnet dieses Dilemma meine ganze Lage: Entweder meine Vermählung findet statt — und zwar bald — oder nicht. Im ersten Fall ist für mich späterhin Deutschland und speziell Weimar noch möglich, anders Nein!“

Wie sehr sein Herz der geliebten Frau entgegenschlug, verrät er, wenn er auf dem Wege zu ihr nach Rom, am 14. Oktober 1861 von Marseille aus schreibt: „Mein Exil naht seinem Ende. In fünf Tagen werde ich in Ihnen Heimat, Herd und Altar wiederfinden.“ Daß er, nach der päpstlichen Verfügung eines Aufschubs der Trauung, weitere Schritte der Fürstin erhoffte, um so mehr, als der unerwartete Tod ihres Gatten alle Schwierigkeiten behob, daß er nicht stumm blieb, beweist seine vom 29. September 1864 aus Weimar datierte Mitteilung der Erwartung des Großherzogs, „daß ihre Vermählung sich nun bald vollziehen werde, da er sich doch nicht vorstellen könne, daß man sich von einem durch fünfzehn Jahre verfolgten Ziele in eben

dem Augenblick abkehre, wo ſeinem Erreichen nichts mehr im Wege ſtehe."

Ihre Antwort darauf blieb aus. Nicht Liſzt gab aus eigenem Willen die Frau auf, die ihm alles, was ſie beſaß: Familie, Vaterland, Vermögen, Stellung, Glanz geopfert hatte und von der er in ſeinem letzten Willen ſagte, daß ſein letzter Seufzer noch eine Segnung für ſie ſein werde. Sie ſelber entſagte und bekennt ſich dazu, indem ſie ihm am 27. Juli 1867 nach Weimar ſchreibt: „Ich habe Woronince Weimar und Weimar Rom geopfert; denn größer als Sie jemals in Weimar ſein konnten, ſind Sie in Rom und werden Sie daſelbſt ſein." Alles war ihr jetzt Rom. In ſeinen Dienſt ſollte ſich Liſzt als Komponiſt und womöglich päpſtlicher Kapellmeiſter, wollte ſie ſelber ſich mit ihren Schriften ſtellen. Es geſchah — nicht zum Glücke beider — nach ihrem Willen. Aber nachdem er längſt das prieſterliche Kleid trug, entſchlüpften ihm ihr gegenüber Worte der Bitternis, wie: „Das einzige Kapitel, das ich glühend gewünſcht hätte, meiner Lebensgeſchichte einzufügen, fehlt ihr." „Das Schickſal verweiſt mich in den Schatten. Ohne Murren füge ich mich ihm."

Wo gäbe es ein ſichreres Zeugnis, als das, was die beiden, einzig an der Sache Beteiligten ſich darüber gegenſeitig ſchwarz auf weiß ſagten? Ihm gegenüber muß jede andere Deutung eines Dritten — er ſei, wer er wolle — verſtummen. —

Ehe ich Friedſtein verließ, lernte ich die Tochter der Fürſtin, Gräfin Dorothea Lamberg, kennen, die mit Gatten und zwei allerliebſten Töchterchen ihre Mutter beſuchte. Eine junge, ſehr hübſche Frau von ſcharfem Verſtand und Witz, aparter, etwas ſpröder, mehr real gerichteter Natur, die, bewußt auf ſich ſelbſt geſtellt, weder äußerlich noch innerlich an die Mutter und deren ideal harmoniſches Weſen erinnert.

Zwei Monate nur verbrachte ich in der Heimat. Dann zog es mich mit Similde nach dem Achenſee, wo ſich unſe-

ren Freunden Hettingers, Bronſarts, Carreño, bald Kapellmeiſter Gutheil aus Weimar und Gattin, die feine Sängerin und geiſtreiche Darſtellerin Frau Schoder, geſellen, deren Äußeres und Weſen ſo gar nichts von ihrem Bühnenberuf verrät, in dem ich ſie bald darauf in Leipzig in Weingartners Oper „Geneſius" bewunderte. Eine verhängnisvolle Wetterungunſt verfolgte uns in Tyrol. Ununterbrochen ergoſſen ſich Regenfluten, von den Bergen ſtrömten die Waſſer, im Kot verſanken Stege und Straßen. Auf dem Weg zu Frau Carreño, die uns zu Mittag geladen hatte, blieben uns die mit Mühe im Pfandlerladen eroberten Galloſchen im Moraſte ſtecken. Höher und höher ſtieg täglich der Seeſpiegel vor dem Fürſtenhaus, ſchon drang das Waſſer in die Küche. Über Tegernſee gab's kein Entrinnen mehr; doch ſollte der Weg über Kufſtein-Roſenheim ſowohl als über die Giſelabahn noch offen ſtehen. So fahren wir, raſch entſchloſſen, mit Sack und Pack nach Jenbach hinunter. Dort empfängt uns die Nachricht, daß heute nicht allein die Giſelabahn zerſtört, auch der Bahndamm bei Brannenburg zerriſſen iſt; indeſſen hofft man dieſen bald wiederherſtellen zu können. Wir kehren alſo notgedrungen wieder ins Fürſtenhaus zurück.

Mittlerweile gefällt es dem Himmel endlich ſich zu lichten; nur iſt es urplötzlich Winter geworden. Als ein paar Tage ſpäter mit dem Prälaten von Fiecht der Stationschef von Hall zu uns herauf kommt, lautet beider Rat, ſo raſch als möglich die einzig noch fahrbare Strecke über Vorarlberg zu benutzen. So gelangen wir denn auf dem Umweg über Innsbruck und Lindau nach München. Furchtbar haben auch hier die raſenden Waſſer gewütet. In Trümmern liegt die ſtattliche Prinzregentenbrücke; Pylonen, Pfeiler, Geländer ſind im Iſarbett verſunken.

Vierzehn Tage ſpäter reiſt Similde, einer Einladung von Frau Konſul Roſen geb. Moſcheles, folgend, nach Paris. Ich helfe das 25jährige Künſtlerjubiläum Auguſte Götzes feiern, höre im Gewandhaus Charlotte Huhns herrliche

Stimme, bei den Philharmonikern Teresa Carreño in Beethovens Es-dur-Konzert und mache bei ihr die erste Bekanntschaft mit ihrem Schüler Wilhelm Backhaus.

Am 2. November führte meine Straße wiederum nach Friedstein, nachdem das erste Exemplar des nun ans Licht tretenden ersten Bandes der Liszt-Wittgensteinbriefe mir dahin vorangegangen war. Abermals harren meiner ungeahnte Wasserhindernisse und Abenteuer. In Salzburg erfahre ich beim Lösen der Fahrkarte, daß die Bahnstrecke zwischen Bischofshofen und Hüttau unterbrochen sei. Schon will ich mich entschließen, in Salzburg zu übernachten, um anderntags über Attnang und Aussee Stainach zu erreichen, als Stationschef und Zugführer mir raten, telegraphisch in Bischofshofen einen Zweispänner an die Bahn zu bestellen, der mich binnen einer Stunde nach Hüttau bringe, so daß ich den dort um 5 Uhr abgehenden Zug noch erreiche. Ich folge ihrem Rat. In Bischofshofen erwartet mich der Wagen, doch erklärt der Kutscher, daß zur Fahrt nach Hüttau eine Stunde nicht genüge. Auf Zureden des Zugführers verspricht er jedoch, durch Zulage zwei weiterer Gulden zu den ausbedungenen fünf gefügig gemacht, sein Mögliches zu tun. Die unglaublichen Verheerungen, die die entfesselten Fluten an der Bahnstrecke wie an der Fahrstraße angerichtet haben, an deren Wiederherstellung hier 800, dort 1000 Arbeiter tätig sind, hindern unser Vorwärtskommen. Als wir den Bahnhof eben erreichen, fährt der Zug auf und davon. Eine Art Fuhrmannskneipe, dem Bahnhof gegenüber, wird in kalter Novembernacht meine Herberge, da ich nicht nach dem entfernten Ort Hüttau zurückkehren will. Erst am nächsten Mittag kann ich endlich nach Stainach und Friedstein gelangen.

Acht Tage nach mir hielt der Winter in weißer Pracht seinen Einzug im Ennstal. Gäste lösten sich ab: Prinz Philipp, jetzt Pater Constantin, kam aus Kloster Seckau, noch selben Abends auch sein Abt Ildefons — gegenwärtig Erzabt von Beuron —, für sein ehrwürdiges Amt ein noch

junger, sehr lieber Herr von feinsten Weltformen, der überaus anschaulich von seinen Reisen in Afrika, namentlich von Dar-es-Salam erzählte. An den beiden Morgen seiner Anwesenheit zelebrierte er unter Assistenz des Prinzen die Messe und beim Abschied beschenkte er uns mit schönen Bildchen aus der Werkstatt der kunstgeübten Beuroner Benedektiner. Das Bildnis der heiligen Scholastika, mit dem er mich zur Erinnerung an meinen Besuch Monte Cassinos bedachte, halte ich in besonderen Ehren.

Auch Prinz August Windisch-Grätz ließ nicht auf den gewohnten Herbstbesuch warten. Er war noch anwesend, als sich eines Sonntags-Nachmittags neue Nachbarn: Major Hermann von Wissmann, Gouverneur a. D. von Deutsch-Ostafrika, mit seiner Gattin vorstellten: er in seiner militärischen Paradeuniform, eine ebenso stattliche, als seine junge Frau im weißen Wollkleid eine anmutige Erscheinung. Er hatte das schön gelegene Gut Weißenbach, ein häufiges Ziel unsrer Ausfahrten, samt weitläufigen Jagdgründen erworben, das Herrenhaus und die Wirtschaftsgebäude umgebaut und war unlängst daselbst eingezogen. Viel hatte er — einer der ersten Pioniere, die Deutschlands Kolonialmacht begründeten — erlebt in den achtzehn Jahren, die er im schwarzen Erdteil verbracht und von denen er fünfzehn, wie er sagte, unter kein Dach gekommen war. Um die Widerstandsfähigkeit seiner Nerven gegen die klimatischen Gefahren, die unsäglichen Strapazen und Kämpfe, denen er ausgesetzt war, zu stärken, hatte er schließlich zum Morphium seine Zuflucht genommen, dadurch aber seine Gesundheit dermaßen geschädigt, daß er sich gezwungen sah, zu ihrer Wiederherstellung nach Europa zurückzukehren. Von der reinen Höhenluft, der Ruhe und Stille Steiermarks hoffte er Genesung. Gleich im ersten Moment fiel mir der eigentümlich durchbohrende Blick seiner dunkelbraunen Augen auf, der seinem Gegenüber bis ins Innerste dringen zu wollen schien — ein Blick, der, glaube ich, Menschen und Tiere zu bändigen vermochte und für afrikanische Verhält-

nisse gewiß eine äußerst praktische Mitgabe war. Es verschärfte noch den martialischen Eindruck seiner Erscheinung, als er kaltblütig davon sprach, daß er mindestens fünfzig Sklavenhändler hängen gelassen habe. Man muß sich in Afrika wohl notgedrungen nach europäischen Begriffen brutalisieren, und ohne stählerne Tat- und Willenskraft wären Errungenschaften, wie Wissmann sie zum Ruhme seines Vaterlandes zu verzeichnen hat, nicht denkbar gewesen. Aber ich bewunderte den Mut und die Energie seiner jungen Frau, einer geborenen Langen aus Cöln, die die Abenteuer und Kämpfe solch nervenzerstörenden Lebens so tapfer mit ihm geteilt und überstanden hatte. Gelegentlich eines Mittagessens, zu dem die Fürstin kurze Zeit darnach das exotische Paar mit Graf Loudenhoves einlud, zeigte sich der bedeutende Mann, der schon 1905 aus der Welt ging, von sympathischerer Seite. Ein Gegenbesuch der Fürstin in Weißenbach, bei dem ich sie begleitete, fand die Bewohner leider ausgeflogen; ein Blick in das an afrikanischen Trophäen reiche Innere ihres Heims hat sich mir somit nicht aufgetan.

Nicht aber nur abwärts, auch aufwärts der Enns hatte Friedsteins nachbarlicher Verkehr neuerdings Zuwachs erhalten. Die halbwegs zwischen Stainach und Trautenfels gelegene Villa Fischerlehen war an eine neue Herrin: Baronin Hermine von Groß-Trockau, geb. Gräfin Lamberg, übergegangen. Als Schwester des Pichlarner Grafen Ottmar und der allverehrten Gräfin Berta, ohnehin im Ennstal heimisch, hatte die geistig überaus lebendige, genußfrohe Frau sich das von einem ansehnlichen Garten umfriedete Schweizerhaus aufs traulichste eingerichtet und damit den verwandten und befreundeten Familien der Umgegend eine willkommene Whist- oder Bridgestation eröffnet.

An den Abenden des Alleinseins mit der Fürstin trieben wir gemeinsame Lektüre, weckten vielfach alte Erinnerungen und ließen im Anschauen kostbarer Bilder- und Autographenalbums aus Woronince und der Weimarer Alten-

burg die Geister der Vergangenheit zu uns reden. Das fünfzigjährige Künstlerjubiläum meiner lieben Freundin Gräfin Sauerma im Dezember feierte ich aus der Ferne durch einen in den „Signalen" veröffentlichten Aufsatz: „Ein goldenes Harfenjubiläum".

Endlich traf ich auch mit dem ältesten Sohn der Fürstin, Prinz Konrad, in Friedstein zusammen. Äußere Ähnlichkeit verbindet die Geschwister untereinander nicht, so fest sie innerlich zusammenhalten. Prinz Konrad hat bei überaus gewinnendem Wesen nicht die sprühende Originalität seines Bruders Prinz Gottfried. Seine Art ist gemessen, seine Interessen umschreiben einen engeren Kreis, sie werden wesentlich durch den Beruf und die Politik ausgefüllt. In früheren Jahren „der rote Prinz" genannt, trifft diese Bezeichnung heute nicht mehr zu, obgleich er sich als Freund des Volkes bewährt. Rasch stieg er aufwärts. Nach kurzer Tätigkeit in der Wiener Statthalterei wird er zum Landespräsidenten der Bukowina und alsbald zum Statthalter der österreichischen Küstenlande ernannt. Als solcher durch längere Jahre wirkend, erwirbt er sich um Aufblühen Triests als Handelsstadt anerkannte Verdienste, verschärft jedoch durch seine aufsehenerregenden Erlasse, die den Zuzug dienst- und verdienstloser Italiener nach Triest hintanhalten sollen, die Spannung zwischen Italien und Österreich. Kurz vor Kriegserklärung der treulosen Bundesgenossen an die Monarchie tritt er von seinem Amte zurück, um, nach interimistischer Betätigung als Präsident des Obersten Rechnungshofes, als Minister des Innern dem Staate seine allseitig geschätzte Kraft zu widmen. Seine Gattin, deren vornehme, von unversehrbarem Gleichgewicht getragene Würde zum Repräsentieren geschaffen scheint — eine geborene Gräfin Schönborn, Schwester der Fürstin Fürstenberg — lernte ich mit ihren schon erwachsenen Söhnen und anmutvollen Töchtern erst bei einer späteren Wiederkehr nach Friedstein kennen. Meiner Abreise aus dem Friedensparadiese lächelte ein idealer, aber bei 15 Grad Réaumur unter Null eisiger

Dezembertag, deſſen froſtiger Odem mein Wagenabteil ungemütlich durchhauchte. Die durch ungeheueren Schneefall verſchuldete halbſtündige Wartezeit vor Abfahrt aus Stainach verkürzte mir das ungeahnte Zuſammentreffen mit der Prager Malerin Fräulein Emminger, die mir bei Loudenhoves bekannt geworden war. Indes ich mich ſtandhaft bemühte, den hartgefrorenen Fenſtern noch einen Abſchiedsblick auf Friedſtein abzugewinnen, ſtahl ſie mir mit raſchem Stift mein, mich deucht etwas grotesk geratenes Profilbild ab. Sie iſt eine beliebte und anerkannte Kindermalerin. Da iſt ſie bei mir leider auf ein zu altes Kind verfallen! Bis Salzburg — während wahre Kompanien von Schneeſchauflern an Befreiung der Schienen arbeiteten — erfreute ich mich ihrer Geſellſchaft. Dann trennte uns das Geſchick, denn der Orientzug ſollte mich in möglichſter Schnelligkeit der Heimat zuführen. Das nächtliche Willkommen in meinem blumengeſchmückten Saale bot mir mein neuaufgelegter Klaſſikerband und ein Bündel Beſprechungen der neuen Liſztbriefe, das mich von deren warmer Aufnahme ſeitens der Preſſe überzeugte.

Unter Dolomiten, 1900

So ſind wir denn in das Jahr mit den zwei Nullen eingetreten, über das Gelehrte und Ungelehrte ſich ſtreiten, ob es den Abſchluß des neunzehnten oder den Beginn des zwanzigſten Jahrhunderts bedeute. Überwältigend flutete um Mitternacht, als das alte ſcheidende und das neue kommende Jahr ſich berührten, der Klang aller Kirchenglocken der Stadt durch die offenen Fenſter meines Saals herein. Gott weiß, was dieſer neue große Zeitabſchnitt der harrenden Menſchheit bringen wird. Er wolle ſeine Welt in Gnaden ſegnen und behüten! —

Im Hauſe hatte ich bei meiner Ankunft einen angenehmen Wohnbeſuch vorgefunden, der Similde durch Frau

Konsul Rosen empfohlen worden war: eine junge Malerin Ida Gerhardi aus Lüdenscheid in Westphalen, die Frau Rosens Tochter Jelka, ihrer malenden Kollegin, und deren künftigen Gatten, dem amerikanischen Komponisten Frederik Delius, freundschaftlich nahe stand. Rasch schloß sie sich mir an, eine feine, mir sehr sympathische Natur, dabei höchst modern, sezessionisch, so daß ich häufig zwischen ihren und Simildes Kunstanschauungen vermitteln mußte. In Berlin hatte sie Busoni porträtiert, nun trieb sie der Wunsch hierher, daß Nikisch ihr sitzen möchte. Das gelang ihr auch während eines längeren Aufenthaltes; doch stellte der von allen Seiten in Anspruch genommene Künstler sich, wie sie sagte, meist so abgespannt und ermüdet zu den Sitzungen ein, daß sich als Resultat ihrer Bemühungen ein dementsprechendes Spiegelbild auf ihrer Leinwand ergab. „Was ich nicht anders sehe, kann ich nicht anders malen", erwiderte sie mir, als ich des Einwurfs von Nikischs Gattin gedachte, daß dies nicht ihr Gatte sei.

An Talent gebrach es Ida Gerhardi, deren Arbeiten sich des Beifalls Max Liebermanns und anderer Könner erfreuten, keineswegs. Nachdem sie mich bei einem der herrlichen Beethovenabende Lamonds begleitet hatte, warf sie aus dem Gedächtnis eine äußerst charakteristische Skizze von ihm aufs Papier. Nach hier vollbrachter Aufgabe setzte sie ihre Wanderzüge fort. Wir schrieben uns in den nächsten Jahren, und aus Spanien kam mir ein letzter Gruß von ihr. Dann entschwand mir ihre Spur. Die Hoffnung, ihrem Freunde Delius durch Nikisch die Pforten des Gewandhauses geöffnet zu sehen, schlug fehl. In Elberfeld und Berlin war sie mit ihrer Vermittlung glücklicher.

Aus Jelka Rosens romantischer Werkstatt in Crez bei Fontainebleau gelangte eine Anzahl Bilder im Leipziger Kunstverein zur Ausstellung, die sie als Symbolistin vom reinsten Wasser kennzeichnen. Neben Schönem, Genialem stand Grelles, Übertriebenes. Eine Leinwand trug die Bezeichnung „Der verwunschene Prinz". Im Waldesdickicht

ſchaukelt ſich auf einem Baumſtamm eine Nixe. Ein verliebter Pelikan ſchaut ihr begehrlich zu. Was wohl Moſcheles, könnte er erdenwärts ſchauen, zur Phantaſie ſeines Enkelkindes und den reichlich kühnen Deliusſchen Tongebilden ſagen würde?

Zum Geburtstag der Gräfin Sauerma erſchien ich als gewohnter Gratulant in Berlin. Wir hörten ein Hochſchulkonzert, in dem Joachim die Saba-Kantate und „Halt im Gedächtnis Jeſum Chriſtum" von Bach, ſowie Beethovens D-dur-Symphonie dirigierte, letztere metronommäßig, erſtaunlich blutlos. Von den elaſtiſchen Tempi der verpönten Neueren wollte er ja nichts wiſſen. Wir nahmen die leider bedauerlich gleichförmig geratene Marmoraus ſtellung der Hohenzollernhelden in der Siegesallee in Augenſchein. Ich beſuchte Exzellenz von Keudells und Tereſa Carreño und fuhr mit ihr, die anderntags im Gewandhaus ſpielte und unſer lieber Mittagsgaſt wurde, nach Leipzig zurück.

Im Februar begab ich mich nach Weimar und zwar in beſonderer Miſſion. Im Liſzt-Muſeum, dem ich im Auftrag ſeiner Stifterin allerlei gewichtige autographe und gedruckte Beiträge aus ihrem eigenem Beſitz zu übergeben hatte, waren Veruntreuungen vorgekommen, in deren Betreff ich mit Hofrat Müller-Hartung, dem derzeitigen Kuſtos, Rückſprache nehmen ſollte. Den koſtbaren Inhalt des Muſeums hatte die Fürſtin Hohenlohe, wie erwähnt, nach Liſzts Tode dem Großherzog Carl Alexander zum Geſchenk gemacht, und Liſzts ehemalige Wohnung in der Hofgärtnerei war damit ausgeſtattet worden. Als Kuſtos wurde, auf Befürworten der Großherzogin Sophie, der in Jena lebende Geheimrat Gille ernannt. Ihm ward als Hüterin der Schätze Frau Pauline Apel — die Wirtſchafterin des Meiſters, ſobald er nach Weimar kam, der ſpäter auch die ebenerdige Wohnung des Hauſes eingeräumt wurde — unterſtellt. Fremden und einheimiſchen Beſuchern zeigte ſie zu beſtimmten Tagesſtunden gegen ein geringes Eintrittsgeld die Räume mit ihren Erinnerungen an den Verewigten. Der

andernorts hausende Kustos Gille machte sich die Verwaltung seines Amtes leicht. Mit Aufnahme eines Verzeichnisses des Vorhandenen beschwerte er sich nicht. Waren doch nicht einmal die an den Meister gerichteten Briefe hervorragender Zeitgenossen, die ich zur Herausgabe benutzt hatte, von ihm wieder in ihre Glasgehäuse eingeordnet worden, so daß ich sie nach fünf Jahren noch in den Kuverts, samt den Listen, mit denen ich sie ihm zurückgeschickt, in einer Schublade durcheinander geworfen vorfand. Die Pretiosen und Wertgegenstände waren in Glasschränken, die noch der Altenburg entstammten, verschlossen, Liszts Manuskripte dagegen in offenen Kästen aufbewahrt. So konnte es bei mangelnder Kontrolle geschehen, daß Unberufene, frühere Schüler Liszts sich vermaßen, beliebige Bündel dieser Handschriften „zum Studium" einfach mit fortzunehmen und davon zurückzubringen, was ihnen beliebte. Nun kam nach Verlauf mehrerer Jahre manches Autograph anderwärts zum Vorschein. Pariser Autographenhändlern wurde, wie man mir von dort schrieb, verschiedenes für hohen Preis feilgeboten und von ihnen erworben. Einem Hamburger Lisztverehrer wagte man sogar einiges unter dem Vorgeben anzubieten, daß es „zum Besten des Liszt-Museums verkauft werden solle". Wie bei Lebzeiten, bestahl man den großmütigen Liszt noch im Tode.

Solch empörendem Mißbrauch mußte gesteuert werden, und von Fürstin Hohenlohe bevollmächtigt, hatte ich mich darüber mit dem Nachfolger des im August 1899 verstorbenen Gille, dem mir wohlbekannten Hofrat Müller-Hartung, zu verständigen. Wir einigten uns leicht über eine von der Stifterin gewünschte öffentliche Warnung vor Erwerb Lisztscher Handschriften, wie solche dem Liszt-Museum entwendet worden seien und neuerdings angeblich zu dessen Besten zum Ankauf angeboten würden. Um jedoch, aus Rücksicht für den Großherzog, Aufsehen möglichst zu vermeiden, sahen wir von Veröffentlichung der Warnung in

einer der großen Tageszeitungen ab. Ich sorgte dafür, daß sie an sichtbarer Stelle des „Musikalischen Wochenblattes" ihre Wirkung nicht verfehle.

Meinen kurzen Aufenthalt im Museum benutzte ich noch dazu, sofort ein Verzeichnis des nunmehr unter Verschluß gebrachten Manuskriptbestandes aufzunehmen, das ich, bis auf wenige, vom Kustos noch zu ergänzende Nummern, bis vor meiner Abfahrt beendete.

* * *

In unseren Leipziger Konzertsälen hatte in diesem Winter das Klavieristische, durch erste Größen vertreten, ein gewisses Übergewicht. Außer der Carreño ließen Sofie Menter, d'Albert und der ihm erstehende Rivale Alfred Reisenauer, der bravouröse Hexenmeister Rosenthal, Lamond, Siloti, Max Pauer ihr Licht leuchten, letzterer, ohne Macht des Tons und hinreißende Vortragskunst, doch urmusikalisch, mehr Musiker als Virtuos.

Als ozeanischer Stern ging Nellie Melba, die glänzendste unter den heutigen jüngeren Vertreterinnen des kolorierten Gesangs, den Leipzigern am 1. Februar im Gewandhause auf. Ihr hoher schöner, musterhaft ausgeglichener Sopran faszinierte die Hörer durch den virtuosen Vortrag der Flötenarie aus Händels „L'Allegro ed il Pensieroso" und die Traviata-Arie, der sie noch eine kleine italienische Zugabe mit eigener Begleitung folgen ließ. Denn sie ist sehr musikalisch, eine sichere Beherrscherin der Klavier- wie der Orgeltasten. Nur eins geht ihr bei allem Brillantfeuerwerk ihrer Kehle ab — die Wärme. In Berlin erzählte man sich, daß sie einem großen, ernsten deutschen Künstler das Herz gestohlen und er ihr — obschon nahe der Siebzig — seine Hand vergeblich angetragen habe. Ich gönnte mir's, sie auch in ihrer einzigen hiesigen Opernvorstellung als Lucia, ihrer Glanzrolle, zu sehen. Zu den dramatischen Naturen zählt sie mit nichten.

Mit einem genußvollen Schumannabend beſchenkte uns der Meiſterſänger des Liedes Raimund von Zur-Mühlen. Frau Gutheil-Schoder ſang im Gewandhaus fein, wie ſie zu ſingen pflegt; doch fielen mir hier, mehr denn in der Oper, die Grenzen ihres Vermögens auf.

An neueren Tonſchöpfungen war Nikiſchs Wahl auf die C-moll-Symponie Glazunoffs, ein friſches anziehendes Werk, auf Liſzts dämoniſchen Mephiſtowalzer und die Pathetiſche Symphonie ſeines Lieblings Tſchaikowsky gefallen. Eine letztgenanntem Meiſter gewidmete, von ſeinem Landsmann Cheſſin geleitete Feier im Kriſtallpalaſt ſetzte ſich aus ſeiner E-moll-Symphonie, der ſymphoniſchen Dichtung Romeo und Julie und Tanzſzenen aus dem Nußknacker-Ballett nebſt dem von Sofie Menter geſpielten G-dur-Konzert zuſammen. Tſchaikowskys Bruder und Biograph war dazu von Rußland gekommen und ſaß neben meiner Loge. Seine Begeiſterung beim Spiele der Menter kannte keine Grenzen. „O dieſe göttliche Sofie, dieſe göttliche Sofie!" hörte ich ihn immer von neuem ausrufen.

Der Riedelverein erwarb ſich durch Erſtaufführung einer Neuentdeckung Dr. Göhlers: der bibliſchen Kantate „Das hohe Lied" von Enrico Boſſi neue Ehren. Der Entdecker erkennt in dieſem aus modernem Geiſte herausgeborenen, mannigfach an Liſzt erinnernden Tongedicht voll blühender Melodik und Farbenglanz das Zeichen einer neuen muſikaliſchen Zukunft Italiens.

Von neuen Opernerſcheinungen erwähnt mein Tagebuch beſonders Max Schillings' „Pfeifertag", ein heiteres, liebenswürdiges Werk, das nach Stil und Technik im Bannkreis des Bayreuther Meiſters ſteht. Vor allem aber Berlioz' dreißig Jahre altes Schmerzenskind „Die Trojaner", zu deren Inangriffnahme die Fürſtin Wittgenſtein, der auch der Klavierauszug gewidmet iſt, den Komponiſten einſt angefeuert hatte. Felix Mottls Wiederbelebung auf der Karlsruher und der Münchner Bühne hatte die Aufmerkſamkeit der Theater der vorzeitig begrabenen, genialen

Schöpfung zugelenkt, deren ersten, in sich selbständigen Teils „Die Einnahme von Troja", mit der Kassandra als tragischen Mittelpunkt, sich Leipzig zunächst bemächtigte, um ihm später den zweiten: „Die Trojaner in Karthago" folgen zu lassen. Nach Seiten der Handlung wie des musikalischen Stils darf die ihrem Stoff nach der Äneide entnommene Oper als eine Wiedergeburt Glucks im Geiste unserer Zeit bezeichnet werden. Die Form bleibt die klassische; eine Reform der Oper im dramatischen Sinne strebte Berlioz nicht an.

Als Tannhäuser stellte sich im Sommer Jakob Urlus zuerst unserer Bühne vor, dessen selten schöner ausgiebiger Tenor ihr viele Jahre zur Zierde gereichte und sich in Bayreuth und anderwärts Lorbeeren gewann.

Unter neuen von mir geschauten Dramen deuchte mich Ibsens „Wenn wir Toten erwachen" so absurd wie Otto Ernsts „Jugend von heute" amüsant. Ein Gastspiel des Berliner Deutschen Theaters ließ uns mit Engels in der Titelrolle Gerhart Hauptmanns „Kollege Crampton", ein köstliches Charakterbild, in packender Lebenswahrheit sehen, nachdem erste Kräfte der Weimarer Hofbühne uns das entzückende Märchenspiel „Die blonde Kathrein" — eine ergreifende Apotheose der Mutterliebe — von Richard Voß vorgeführt hatten. Großen Erfolges erfreute sich, als Niederschlag der derzeitigen Los-von-Rom-Bewegung, Otto Borngräbers — eines Studenten der Theologie — Giordano Bruno-Trägödie „Das neue Jahrhundert". Paul Wiecke, der ehemalige Weimarer, jetzt Dresdner gefeierte Hofschauspieler, verlebendigte den Märtyrerhelden. Ihm, dem vorzüglichen Darsteller des Demetrius in der Schiller-Götzeschen Dichtung, war die Rolle des falschen Zarensohns auch bei Aufnahme des Stückes in die diesjährigen Wiesbadener Maifestspiele zugedacht. Doch die Hünengestalt der zur Marfa gewählten Clara Ziegler war ihm im Zusammenspiel unerwünscht, so daß er, sehr zum Schaden der Aufführung, zurücktrat. —

Darüber kam die Reiſezeit heran, und diesmal ereignete es ſich, daß wir an unſerer Seeſtation vorbei, tiefer ins Land Tyrol hineinfuhren. Similde ſtimmte für Altprags, und bei meiner Liebe für dies herrliche Dolomitenhochtal ſchlug ich ein. Eine neue Villa beherbergte uns weit wohnlicher und ſtiller als früher das alte große Haus; altbekannte Stätten wurden aufgeſucht, eine Fahrt ins Ampezzotal bis Pieve di Cadore ausgedehnt. Da ſehen wir die düſteren Räume, in denen der licht- und farbenfrohe Genius Tizians ſeine Kindheit verbracht. Ungern löſen wir uns nach beendeter Badekur aus dem Idyll von Prags los. Von Bruneck aus holen wir die längſt beabſichtigte Bekanntſchaft mit Taufers nach. Dann gönnen wir uns in München noch ein paar Tage künſtleriſchen Nachgenuſſes und kehren angefriſcht zurück. —

Das Wiederſehen mit unſerer alten Freundin Fräulein von Eberſtein erſchreckte uns. Wir fanden ſie traurig verändert, und als wir bald darauf wieder nach ihr ſehen wollten, tat ſie eben den letzten Atemzug. Eine treue Seele ging uns in ihr ſchlafen. Bei ihrer Beiſetzung am 13. Oktober fehlten wir, die zu ihren nächſten Freunden gehörten, ſelbſtverſtändlich nicht unter den Leidtragenden. Im ſchwarz ausgeſchlagenen Saale ihres Schloſſes lag ſie, die ſo ſchlicht durchs Leben gegangen war, in vornehmem Trauergepränge aufgebahrt; die Rede des Schönefelder Paſtors Stöckel charakteriſierte treffend ihr Weſen und Wirken. Dann wurde der Sarg unter Geſang und Glockengeläute hinausgetragen zu der von Parkanlagen umgebenen, von trauernden Löwen bewachten impoſanten Pyramide, deren Eingang ſich hinter ihm für immer ſchloß. Viele aus dem Geſchlecht der Eberſtein waren von nah und fern hergeeilt, mehrere hatten im Verlangen, von der Verblichenen noch mancherlei zu hören, Similde, als deren älteſter Freundin, ihren Beſuch für den nächſten Tag angeſagt. Doch keiner erſchien. Die Teſtamentseröffnung, die der Beſtattung folgte, hatte ihnen allen wohl eine empfindliche Enttäuſchung bereitet. Eine milde

Stiftung großen Stils wurde — ich erwähnte es bereits — der Erbe ihres reichen Besitzes.

Hatte ich am 13. Oktober eine liebe Freundin zu ihrer letzten Wohnung geleitet, so galt es tags darauf, im ewigen Wechsel von Leid und Freud, den unser Leben bedingt, der festlichen Einweihung des neuen schönen Landhauses beizuwohnen, das ein verehrtes Freundespaar, Geheimrat Flechsigs, sich in Gautzsch erbaut hatten. Der geladene Kreis war, wie bei den Wirten gewohnt, ein auserwählt geistiger, angeregter. Mit klangvoller, sympathischer Stimme und warmem Vortrag ließ Dr. Alfred von Bary, damals Assistent an Flechsigs psychiatrischer Anstalt, uns Siegmunds Liebeslied und Lohengrins Abschied hören. Noch war die Entscheidung nicht gefallen, ob er den Beruf des Arztes mit dem des Sängers vertauschen solle. Erst wenige Tage darauf bestimmte ihn Nikischs Urteil, sich der Kunst zuzuwenden und seine weitere Ausbildung in Dresden zu betreiben, wo die Oper ihn für lange Jahre fesselte.

Um diese Zeit war auch eine französische Ausgabe des ersten Bandes der Briefe Liszts an die Fürstin Wittgenstein an die Öffentlichkeit getreten. Meiner gütigen Gönnerin Fürstin Hohenlohe durfte ich die meisterliche Übertragung meiner biographischen Einleitung danken. Der zweite Band der Briefe, der mich seither beschäftigt hatte, konnte mir bald nach Friedstein folgen, dahin ich ihm Ende Oktober vorangegangen war. Dort blieb ich nicht müßig. Die Durchsicht der Briefe, die den dritten und vierten Band des Werkes bilden, sah die Schloßfrau mit ihrem Gast Tag für Tag bei der Arbeit. Dabei zeigte der Herbst uns solch sonniges Spätsommerantlitz, daß ich bis über Dezembers Mitte hinaus auf meinen Morgenwegen noch Korn- und Glockenblumen, Primel, Pfaffenhütchen entdeckte, die ich als bescheidene Sträußlein der Fürstin darbot. Dann zauberte der Winter uns mit einem Male eine Märchenlandschaft vor, und als ich die nahe Wörschacher Schlucht bis zum Ende erklomm, konnte ich mich nicht satt sehen an den schimmernden Eis-

bildern von Mühlen, Stegen und Wasserstürzen. Aus voller Seele genoß ich die Herrlichkeit bis der Christabend vor der Türe stand, dann aber taten sich mir die Türen meines geliebten Saales daheim wiederum auf.

Letzte Ausfahrt zu zweien

1901

Nicht das gewohnte häusliche Behagen umfing mich bei meiner diesmaligen Wiedereinkehr. Ein Germaniaofen, als vielempfohlener Stellvertreter meines bisherigen, nun ausgedienten Kachelofens, verdarb mir die Gemütlichkeit. Bei unerhörtem Kohlenverbrauch und unzulänglicher Regulierungsmöglichkeit, unerträgliche Dünste ausströmend, stand er entweder, mich mit Feuersgefahr bedrohend, in roter Glut, oder ließ mich frieren. Meine Beschwerde bei der Bezugsquelle fruchtete nichts — denn der Ofen sei herrlich, versicherte man. Einige Tage vergingen. Da erwache ich nachts 3 Uhr mit Kopfweh und Übelkeit. Kohlendämpfe erfüllen meinen Saal und entquellen in dicken Wolken dem Ofen, in dem es unheimlich pufft und kracht. Mühsam, mit benommenen Sinnen schleppe ich mich zu den Fenstern, die ich bei 12 Grad Kälte öffne, und begieße mich äußerlich mit Kölner Wasser, innerlich mit Cognac. Nachdem es Tag geworden, lasse ich meinen Arzt Dr. Dippe zu mir bitten. Entsetzt über die Kohlenluft, gratuliert er mir, daß ich einer Vergiftung noch knapp entronnen, und stellt eine Bestätigung aus, daß der Ofen gesundheitsschädlich sei. Selben Tages noch wird er entfernt, und bald bringt ein schöner neuer Kachelofen mir meine frühere Behaglichkeit zurück.

Die nächsten Wochen trugen dem Verlangen der Leipziger Musikfreunde nach Neuerscheinungen Rechnung. Im

Gewandhaus vermittelte uns Nikischs Meisterstab Liszts „Festklänge". Sie zählen nicht zu den bedeutendsten seiner symphonischen Dichtungen, sind aber enger denn irgend eine seinem persönlichen Leben verknüpft. „Sie sollten unsere Hochzeitsmusik werden", sagte mir die Fürstin Wittgenstein. Sie selbst, die geborene Polin, wird durch die Polonaise personifiziert.

Auch den „Zarathustra" reihte der genannte Dirigent seinen dieswinterlichen Programmen ein und gestaltete mit seinem Orchester ein Wunder an Farbe und Stimmung zum Ereignis. „Verrückte Musik", hörte ich hinter mir sagen. Mißverstand meinte, Strauß habe Nietzsches Philosophie in Musik setzen wollen. Mit dem „Heldenleben" kam, wie im verflossenen Winter mit „Zarathustra", der Leiter der Philharmonischen Konzerte dem Gewandhaus zuvor. Hier, wie in „Tod und Verklärung" und der späteren „Sinfonia domestica", sucht der Komponist den Stoff in seinem eigenen Leben. Er selber ist sein Held; dessen Kampf gegen „Widersacher, Neider und Feinde", dessen „Friedenswerk" und „Weltflucht" sind Spiegelungen seines eignen Erlebens. Nur dessen Märtyrertum dichtete er frei hinzu; denn seinem Erdendasein, das ihn wie wenige Künstler lichte, goldumsponnene Bahnen führt, blieb es fremd. Bedauerlicherweise verliert sich das geniale, groß angelegte Werk bei Schilderung der „Neider und Feinde" in eine kleinliche Wirklichkeitsmalerei und in Anwandlungen eines allmählich bei Strauß überhandnehmenden Kultus des Häßlichen, der in seiner Häufung von Dissonanzen und Härten, mit Wagners echt künstlerische Mahnung an Bülow in bezug auf „Nirwana" (Bayreuther Blätter, Mai 1900) in Erinnerung brachte.

Das Andenken des im Januar verstorbenen Verdi feierte das Gewandhaus durch Aufführung seines Requiems. Brahms' Deutsches Requiem brachte neben Liszts 13. Psalm der Riedelverein, Schuberts selten gehörte As-dur-Messe der Bachverein zu weihevoller Wiedergabe. Der Thomanerchor

erweckte zur Freude einer geladenen Zuhörerſchaft Johann Adam Hillers altes Singſpiel „Die Jagd" aus tiefem Schlummer.

Bedeutende Inſtrumental- und Geſangskünſtler ſorgten für weitere Mannigfaltigkeit der Genüſſe. So Wilma Neruda, Bülows „Geigenfee", Alfred Reiſenauer, einer der tonfeinſten und innerſt muſikaliſchen Liſztſchüler, der ſich in Leipzig niedergelaſſen hatte und am Konſervatorium erfolgreich lehrte, Roſenthal, Lamond, Friedberg, Siloti, der uns mit ſeinem ruſſiſchen Landsmann Wierzbilowicz einen köſtlichen Celloſonaten-Abend bereitete, der holländiſche Celliſt Hollman, Anton van Rooy, Müllner, Edith Walker, deren herrlich ausgeglichener Stimme nur durch Hinauftreiben Verderben droht, Hella Sauer, die, durch Reiſenauers Begleitung unterſtützt, einen modernen Liederſtrauß ſpendete. In einem Konzert, das Auguſte Götze mit ihren Schülerinnen im Hotel de Pologne gab, wurde das ſenſationelle Ereignis des Zuſammenbruchs der Leipziger Bank bekannt, das den Ruin zahlreicher Exiſtenzen nach ſich zog und die Stimmung der Zuhörer, wie begreiflich, aus dem Gleichgewicht brachte.

Am 27. März ſtellte Siegfried Wagner den Pleiß-Athenern ſeine zweite Oper „Herzog Wildfang" vor. Muſikaliſch bedeutete ſie über die erſte hinaus einen Fortſchritt. Nicht ſo textlich. Daß die Geliebte durch ein Wettlaufen als Preis gewonnen wird, hat etwas Läppiſches, Poſſenhaftes. Das Publikum zollte der melodiſchen Friſche und Klanganmut des Werkes warmen Beifall und verlangte den Komponiſten immer wieder zu ſehen.

Hatte ihn und ſeine Schweſtern Gräfin Gravina und Fräulein Eva Wagner bereits eine feſtliche Vorfeier bei Frau Louiſa Brockhaus, der Mutter des Verlegers der Oper, empfangen, bei der ich die Freude hatte gegenwärtig zu ſein, ſo blieb auch eine Nachfeier nicht aus, die nach der Aufführung im Saale des Zoologiſchen Gartens vor ſich ging und viele Eingeladene, unter ihnen Humperdinck,

Professor Kniese — den getreuen Bayreuther Helfer —, Reisenauer, den Erbprinzen von Reuß, den Bürgermeister Tröndlin, um Wagners versammelte.

Einige Wochen später rief mich abermals eine neue Oper ins Theater. Sie nannte sich „Kain, musikalische Tragödie in einem Akt von Heinrich Bulthaupt", und Eugen d'Albert war ihr Vertoner. Schnellebig, hatte es der 31jährige bereits zur dritten Ehe und zur vierten Oper gebracht. „Ein ernstes, stark Wagnerisch gefärbtes Werk. Die einförmigen, wenig anziehenden Bühnenbilder, die es mit sich bringt, zumal die unkleidsamen paradiesischen Kostüme: Trikots mit kurzen, über den Oberkörper geworfenen Fellen, werden seiner Verbreitung aber nicht förderlich sein", sagt mein Tagebuch. Und so war es.

Von neuen dramatischen Eindrücken dieses Jahres sind mir vornehmlich Björnsons zwei Abende umfassendes, ganz dem Boden der Jetztzeit entsprossenes „Aus eigener Kraft" und Tolstois urrussisch-grasse „Macht der Finsternis" erinnerlich. Sodann eine von den „Finken" — das ist Nichtkorpsstudenten der Universität — veranstaltete Vorstellung von Hebbels „Judith" mit Louise Dumont als Titelheldin und Matkowsky als Holofernes, der die Witwe des großen Dichters, dazu aus Wien kommend, die Auszeichnung ihrer Gegenwart erwies. Am hohen Schwung von Hebbels „Gyges und sein Ring" erlabte sich kurz darauf, trotz des heiklen Stoffes, meine Seele.

Um den berühmten Pariser Kobold Madame Réjane zu sehen, die mit ihrer französischen Gesellschaft im Carolatheater gastierte, ließ ich mich von Similde verleiten „Gaza" anzuhören. Doch nur dem ersten Akt dieses Haut-goût-Stückes hielt ich stand. Dann entfloh ich den verwegenen Ungeniertheiten der durchtriebenen Pariser Grazie und kehrte damit freilich — wie ich nachträglich durch Similde erfuhr — gerade dem anständigeren Teile des Stückes den Rücken.

Eine „Plauderei" Schweningers zum Besten der „Leipziger Presse" verlief merklich weniger angeregt denn eine

frühere, der ich in Berlin beigewohnt hatte. Man ſtellte dem geiſtvollen Sprecher gar zu einfältige Fragen. Viel Intereſſantes enthielt eine graphiſche Ausſtellung im Buchgewerbehauſe namentlich an Beiträgen Klingers und Greiners, unter welch letzteren die Bildniſſe Frau Coſima Wagners und ihres Sohnes Siegfried hervorragten.

Vielfache Wandlungen vollzogen ſich in meinem Freundeskreiſe. Er erlitt empfindliche Lücken: Dr. Adolf Lobe mit ſeiner Gattin niſtete ſich, zufolge ſeiner Berufung an das Oberlandesgericht, für lange Jahre in Dresden ein. Frau Hedwig Arlès-Dufour, die, ſeit ihr Gatte ſich 1871 an der Pariſer Commune beteiligt und danach in Algier angeſiedelt hatte, bei ihrer Mutter Frau Fuß lebte, erkrankte, ſtarb und wurde begraben, ohne daß die mit ihr Tür an Türe wohnende Mutter etwas davon ahnte. Dieſe ſelbſt verfiel in ihrem hohen Alter einer langen ausſichtsloſen Krankheit. Ihre an Major Müller in Dresden verheiratete Enkelin Wanda übernahm ihre Pflege, der Hausſtand wurde aufgelöſt, die ſchöne Plagwitzer Villa ging in fremde Hand über.

Auch die Herrin von Croſtewitz, die allverehrte Frau Marie Fiedler, der, wie kaum einer zweiten, die Ausübung einer ausgebreiteten, edlen Gaſtlichkeit Geſetz ihrer Natur war, ging im Frühjahr den dunklen Weg, den ihr zweiter Sohn und ihre Leipziger Schwiegertochter ihr vorangegangen waren. Mit glücklicher Hand ward ihre in die Familientraditionen ſeit langem eingeweihte treue Geſellſchafterin und Pflegerin, Fräulein Bianca Seidemann, von Dr. Philipp Fiedler, deſſen Haushalt ſie ſeit dem Hinſcheiden ſeiner Gattin neben dem ſeiner Mutter vorgeſtanden, zur Repräſentantin ſeines Hauſes gewählt. Bei feinem Takt, weitblickendem Sinn und ſelbſtloſer Hingebung den an ſie geſtellten, äußerſt mannigfaltigen Anforderungen nachkommend und für aller Behagen ſorgend, weiß ſie im Verein mit dem Hausherrn bis zu dieſer Stunde dem Fiedlerſchen Heim in der Stadt wie auf dem Lande den alten Ruf einer

gaſtfreundlichen Stätte vornehmſten Ranges zu erhalten. Mir iſt ſie eine liebe Freundin.

Einen beſonders wertvollen Verkehr gewann ich im Hauſe des als Lutherforſcher hochangeſehenen Geheimrat Brieger und ſeiner an Geiſt und Gemüt originellen lieben Frau Mariagnes. Wieviel belebte Stunden gingen mir in ihrer ins Grüne ſchauenden Veranda hin! Da ſaß ich als Weltkind inmitten der gelehrten Vertreter der theologiſchen Fakultät und empfand zumal die Nachbarſchaft des herrlichen Geheimrat Heinrici oder des berühmten Kirchenrechtslehrers Sohm dankbar als Hochgenuß.

Im Juni kam Frau Konſul Serena Roſen geb. Moſcheles für einige Tage zu Similde; ein liebenswürdiger Beſuch, der mit einer erneuten Einladung meiner Freundin nach Paris, die nun auch mich einſchloß, endete. Sie wollte uns beide auf ein paar Wochen in Penſion nehmen. Die Verwirklichung des für das nächſte Frühjahr vereinbarten Planes ſcheiterte leider an Erkrankung Simildes und dem Ableben der lieben Frau.

Einſam ward es im Verlaufe des Sommers auch in meinem Saal, nachdem ich meinem lieben Kameraden, meiner treuen Katze Mauſi zu meinem Schmerze ihr Grab im Garten unter meinen Fenſtern graben mußte. Ihr Lebenlang hatte ſie ſich mir in Liebe und Anhänglichkeit angeſchmiegt und nun entbehrte ich ihre ſtille Geſellſchaft bei der Arbeit. Denn ich mußte fleißig ſein. Im Spätherbſt ſollten die beiden letzten Bände der Briefe Liſzts an die Fürſtin Wittgenſtein herauskommen; dazu harrte der fünfte Band der „Studienköpfe" einer neuen Auflage. Und eben jetzt kam, als Niederſchlag meiner letzten italieniſchen Reiſe, ein während derſelben entſtandenes kleines Versbuch „Im Lande der Sehnſucht, Licerone durch italiſche Kunſt und Natur" (Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger, 1901) zum Vorſchein. Sich in zierlicher Elzevierausgabe vorſtellend, machte es meiner Reiſegefährtin Similde, der es zugeeignet iſt, viel Freude. Unter allem, was ich darüber zu

lesen bekam, beglückten mich am meisten die Worte, die der hoch von mir verehrte Geheimrat Johannes Volkelt mir gütig schrieb: „Es war mir ein Genuß zu sehen, wie reichhaltig, wie mannigfach gestimmt, wie fein angepaßt die Töne sind, die Ihnen die Eindrücke, die Ihnen zuteil wurden, entlockt haben. Mühelos scheint sich Ihnen der eigentümliche Genius jedes Ortes in wohllautende Verse umgesetzt zu haben. Es geht eine Flut von Licht und Glück durch Ihre Gedichte."

Etwas Köstliches trugen mir ungeahnt meine bescheidenen italienischen Gedichte ein. Ich hatte sie Gräfin Blandine Gravina, die nach dem Tode ihres Gatten von Palermo nach Florenz übergesiedelt war, nach Bayreuth gesandt und erhielt durch sie die mich ehrende Einladung ihrer Mutter, den Generalproben der diesjährigen Festspiele beizuwohnen. Die Erlaubnis zum Besuch dieser Proben läßt sich nicht käuflich erwerben. Ausschließlich als Gunst wird sie teils den Freunden Wahnfrieds oder solchen, die sich ein Verdienst um die Sache erworben, teils Familiengliedern der mitwirkenden Künstler, teils auserwählten Bayreuthern gewährt. Bei gleicher künstlerischer Vollendung wie die Aufführungen, haben sie den Vorzug der äußeren Stille und Ruhe, in der man sie genießt.

Manch neue Besetzung war vorgenommen worden. Dem Allvater verlieh der stimmgewaltige Bertram Leben; als Loge rief der mir aus Leipzig bekannte Dr. Briesemeister freudiges Staunen hervor. Die vornehme, doch ihrer Natur nach kühle Marie Wittich hatte Frau Wagners Feuerodem zu einer ergreifenden Sieglinde beschwingt. Als ihr Zwillingsbruder trat der später als Siegfried mit Recht bevorzugte Ernst Kraus hervor, den Drachentöter stellte der Wiener Erik Schmedes dar.

Im Wahnfried, wie allezeit freundlichſt empfangen, unter den Künſtlern manchen Bekannten begrüßend, freute ich mich, als ſich mir in meiner Nachbarin im Theater Hertha Ritter, die nachmalige Gattin Siegmund von Hauseggers, die mir ſchon als Sängerin lieb geworden war, als Tochter von Alexander und Franziska Ritter vorſtellte. Leider nur wurde meinem Genießen ein vorzeitiges Ziel geſteckt. Der Stich einer giftigen Fliege, der ich im Hofgarten zum Opfer fiel, entwickelte ſich ſo bedrohlich, daß der herbeigerufene Arzt riet, mich in nächſter Stunde nach Leipzig zurück und unter chirurgiſche Behandlung zu begeben. So mußte ich ſchweren Herzens „Parſifal" und dem „Holländer" entſagen.

Ich wurde glücklich entgiftet. Doch aus unſerer Sommerreiſe war eine Herbſtreiſe geworden, als wir am 1. September aus ſtädtiſcher Gefangenſchaft gebirgiſcher Freiheit zuſtrebten. Gottſchalkenberg bei Biberbruck war uns, als ein von den Schweizern bevorzugter Aufenthaltsort, empfohlen. Auf einem ſchmalen Plateau zwiſchen Züricher-, Zuger- und Vierwaldſtätter See gelegen, läßt es nach vorn den Blick auf die Eiskette vom Glärniſch bis zu den Berner Fernern frei, während ſich auf der rückwärtigen Seite dichter Arvenwald bis an die Tür herandrängt.

Eine Fahrt nach Kloſter Einſiedeln nur unterbrach die gedeihliche Stille unſeres Aufenthaltes. Dann ging es nach Luzern und über den Brünig gen Interlaken. Dort ſind wir im Hotel Interlaken am Höhenweg geborgen wie in Abrahams Schoß.

Die nächſten Tage führen uns mitten in die Region der Eiskönigin Jungfrau hinein. Mich treibt's ihren elementaren Geheimniſſen näher zu kommen. Wir fahren zu den Trümmelbachfällen, die in wilder Schlucht dem Gletſcher der Jungfrau mit toſender Gewalt entſtrömen. Andern tags trägt uns an ſonnenklarem Morgen die Bahn nach der Wengernalp hinauf. Wie vor Jahren ſtehe ich berauſcht vor der königlichen Glorie der Jungfraugruppe, die ſich hier

wie nirgends majeſtätiſcher offenbart. Sie im Angeſicht, führt der Schienenweg weiter, der Kleinen Scheidegg, als Mittagsſtation, zu. Dann nimmt uns die elektriſch betriebene Jungfraubahn auf. Es iſt ein ſeltſam Gefühl, ſo in das eisumpanzerte Herz der Gewaltigen hineinzufahren. Am Eigergletſcher klettern wir ſchleunigſt zum Eisfeld hinab. Dann geht es durch einen Rieſentunnel, in dem es von Arbeitern wimmelt. Wir ſind in Station Rotſtock, inmitten maſſiger Felswände und ſehen von engem Raume aus ein Heer von Firnen ragen. Das iſt für jetzt das Ende der Bahn. Sie bringt uns nach der Scheidegg zurück und weiter nach Grindelwald. Seine Gletſcher erglühen ſamt all der Eispracht rings im Abendfeuer, bis ſich die frühe Herbſtnacht herabſenkt.

Neue Ein- und Ausblicke auf die Interlaken umgebenden Eisgrößen öffnen ſich uns auf der Schynigen Platte. Noch einmal auch grüßen wir den Brienzer, den Thuner See. In Bern und Zürich werfen wir letzte Abſchiedsblicke auf die nun hinter uns liegende Firnenwelt.

Dann wenden wir uns über Frankfurt der Heimat zu. Ach, es ſollte meine letzte frohe Wiederkehr mit Similde von gemeinſamer froher Ausfahrt ſein!

* * *

Schon iſt das Konzertleben in vollem Gange. Aus Paris erſcheint Colonne mit ſeinem Orcheſter, das mit franzöſiſcher Verve und Applomb, dabei voll Feinheit und rhythmiſcher Schärfe ſpielt. Es ſetzt uns von deutſcher Muſik die dritte Leonoren-Ouvertüre und das Tannhäuſer-Bacchanale, von franzöſiſcher die zweite Symphonie von Saint-Saëns, kleinere Stücke von Charpentier, Maſſenet und Lalo, ſowie Sylphentanz und Rákóczymarſch aus Berlioz' „Fauſt" vor — das Ganze ein pikanter Genuß. Paderewsky veranſtaltet einen Klavierabend in der Albertballe. Seinen Feinheiten iſt der

weite Raum nicht günstig. Gleichwohl schießt er gerade mit Schubert-Liszts Ständchen „Horch, Horch!“ den Vogel ab. Die Waldstein-Sonate Beethovens spielt er zu virtuos, Chopins Trauermarsch wie die ganze B-moll-Sonate stark rubato, aber der poetische Duft seines Landsmannes entströmt seinen Fingern, seiner Seele, wie jetzt wohl keinem anderen.

Der Bußtag bringt wieder eine Aufführung von Beethovens Missa solemnis. Leider hatte man die unglückliche Idee, Müllner die Tenorsolopartie anzuvertrauen. Sie gelingt seiner klanglosen Stimme so wenig als unlängst jene im Soloquartett der Neunten.

Mozarts unvollendet hinterlassene C-moll-Messe, die mit ihrer Ergänzung durch Mozartsche Kirchenstücke von Alois Schmitt heuer in Konzertsälen und Kirchen die Runde macht, wird auch uns bekannt. Sie enthält namentlich in den Sologesängen viel Konzertmusik, nicht Tiefstes, wie Mozarts Genius es in seinem Requiem spendete.

Im Dezember kehrt Teresa Carreño wieder. Die Zeitungen hatten die Verlobung ihrer Tochter gemeldet und ich gratulierte ihr dazu. „Nein,“ erwiderte sie lachend, „nicht Teresita, ich selbst, die Alte, bin die Verlobte.“ Ihr Schwager Tagliapietra, der ihr einst das Leben gerettet hatte, ein schöner stattlicher Mann, wurde ihr vierter Gatte und brachte ihr das ruhige Glück, das jetzt ihrem Spiele das edle Gleichmaß gibt. Als Similde und ich bei ihr mit ihrem Schüler Lambrino im Hotel Hauffe beim Mittagsmahl saßen, erzählte sie mir, zum Besten eines von mir zu zeichnenden Charakterbildes, allerlei aus ihrem Leben, was sie nachmals auf meine Bitte schriftlich noch weiter ausführte.

Ein versprochener Besuch in Schloß Friedstein erlitt inzwischen eine längere Verzögerung durch die Arbeit an den beiden neuen Lisztschen Briefbänden, über die mir Mottl sofort enthusiastisch schrieb; „Man glaubt, eine Episode aus der Dante-Zeit wiederzuerleben.“ Erst am Abend des 19. Dezember fuhr ich unter Schnee und Sturm im Schlitten den Schloßberg hinan. Der Winter war hart, reich an Schnee

und Glatteis, oft glich die Landstraße einem gefrorenen Flußspiegel, so daß ich mich nicht ohne Stock und russische Schneeschuhe hinauswagen konnte. Doch gedieh mir das Wagnis trotz Nebel- und Windkämpfen prächtig in der belebenden Luft. Nachmittags trug uns der flotte Schlitten im Fluge durchs Weite.

Auf Wunsch der Schloßfrau sollte ich, um einige der versäumten Wochen nachzuholen, über das Christfest hinaus bei ihr bleiben. Da sie, die um die Weihnachtszeit zwei ihrer Kinder verloren, keinen Christbaum mehr anzündet, sorgte ich in der Stille für eine eigene Feier. Im Park suchte ich mir eine schlanke Tanne aus, die ich mit Lichtlein besteckte. Die brannte ich bei Dunkelwerden, während drunten im Tale die Glocken läuteten, an, so daß der weiße Wald ringsum im Widerschein ihres Glanzes glitzerte und funkelte. Meinen Schreibtisch putzte ich mit Tannengezweig, und eine reiche Bescherung hatte die Güte der Fürstin vor mir ausgebreitet. Ein kurzer Festgast stellte sich in Prinz Gottfried ein, und als Mitternacht nahte, fuhren wir im Vollmondschein zur weihevollen Christmette nach Niederhofen hinunter.

Sorgen- und Trauertage

1902—1903

Oft hatte ich Similde geraten, sich einmal als Märchen- oder Tiergeschichten-Erzählerin zu versuchen, wofür sie mit ihrer lebhaften Phantasie und Tierliebe mir besonders begabt schien, doch war meine Anregung stets ungehört verhallt. Nun ich in Friedsteins kostbarer Bibliothek die Märchen der Gräfin Christiane Thun „Was die Großmutter erzählt" — darunter „das Museum", ein Meisterwerk feinen

Humors — mit Entzücken las, kam ich darauf zurück, und diesmal blieb mein Anruf nicht ohne Echo. Ein allerliebstes Märchen nach dem andern flog mir zu; nur bildeten nicht Tiere, sondern zum Teil meine Wenigkeit ihren Mittelpunkt. Leider quoll dieser Märchenborn nur kurze Zeit, bei meiner Rückkehr im Januar war er bereits versiegt.

In Leipzig fand ich einen französischen Sendling: Charpentiers als „musikalischen Roman" bezeichnete Oper „Louise" vor, die sich mittlerweile auf unserem Theater eingebürgert hatte; ein pikant-graziöses Spiegelbild echten Pariser Lebens und Treibens mit seiner Leichtlebigkeit, seiner Liebenswürdigkeit, seinem Champagnerrausch und seiner Tragik. Weingartners nach Äschylos' „Oresteia" auch von ihm gedichtete Trilogie „Orestes" überschritt unter des Komponisten Führung am 15. Februar zum ersten Male die Bretter. Von den drei Teilen „Agamemnon", „das Totenopfer" und „die Erinnyen" erwies sich der zweite als der weitaus blühendste im ziemlich trockenen Einerlei des Ganzen, dem kein warmer Willkomm beschieden war. Wie den mir bekannten übrigen Tonschöpfungen des genialen Dirigenten fehlt auch dieser die eigene Physiognomie. Er bleibt Eklektiker, über Unempfindung, vorzügliche Faktur, schönen Klang kommt er nicht hinaus. Als seltsamen Wechselbalg stellte Ernst von Wolzogen das von ihm erfundene „Bunte Theater", auch „Überbrettl" genannt, eine Reihe gesungener, gesprochener und dargestellter, doch zusammenhangloser Banalitäten und Frivolitäten, zur Schau. — In einer sehr besuchten Matinee für den Verein „Leipziger Presse" sah man Frau Albertine Zehme sich mit Mitgliedern des Stadttheaters für des Sprachepikuräers Hofmannsthal bestechende Szene „Die Frau am Fenster" und Hartlebens drastische „Sittliche Forderung" einsetzen. Als Zugabe empfing man Schnitzlers satirisches Lustspiel „Literatur". Dieselbe, stets gern begrüßte Vortragskünstlerin ließ bei einem musikalischen Kaffee bei Similde Heinesche Gedichte hören. — Viel von sich reden machte Sudermanns neues

wirkungsvolles Drama „Es lebe das Leben". Die Träger der Hauptrollen: Täger und die Manke, verhalfen den ergreifenden Szenen zu starkem Erfolg. —

Hohen Genuß bereitete ein Gastspiel Lilli Lehmanns als Donna Anna und Brünnhild. Die große Arie „Du kennst den Verräter" samt der Schlußszene der „Götterdämmerung" hatten wir kurz zuvor im Gewandhaus von Thila Plaichinger gehört. Sie ist keine Mozartsängerin, viel besser liegt ihr Wagner, ohne daß sie doch seiner Größe ganz gerecht würde.

Ludwig Wüllner ließ einem Strauß- und Brahms- einen Hugo Wolf-Abend folgen — ein verdienstliches Beginnen für den in Geistesumnachtung Schmachtenden; denn dazumal verstieg man sich noch nicht so weit wie heutzutage Wolfs englischer Biograph Ernest Newman, ihn „an die erste Stelle aller Liedkomponisten der Welt" zu setzen.

Persönlich interessierte mich ein erstes öffentliches Auftreten von Teresita Carreño in einem Konzert des Lehrergesangvereins, als dessen Hauptstück Zöllners nicht gerade gedankengesegnetes Chorwerk „Die Hunnenschlacht" paradierte. Die noch sehr junge Teresita war so kühn, Rubinsteins D-moll-Konzert, das ihre geniale Mutter im Dezember hier gespielt hatte, zum Vortrag zu wählen. Doch war das Glück mit der Mutigen. Sie trug einen vollen Erfolg davon.

Als tief eindringliche, dabei knapp gefaßte, nicht wie seine Symphonien in Breite auseinanderfallende Werke, lehrte der Riedelverein uns Anton Bruckners E-moll-Messe und 150. Psalm kennen. Dann rief mich eine Einladung Professor Reubkes nach Halle, wo die von ihm, dem Nachfolger von Franz, geleitete Singakademie Liszts „Heilige Elisabeth" zu stimmungsvoller Aufführung brachte.

Im Frühjahr sollte der Abbruch der alten Leipziger Thomasschule in Angriff genommen werden. Sie war kein edles, ob auch ein ehrwürdiges Denkmal der Baukunst, so daß man 1912 ihr 700jähriges Bestehen feiern durfte. So wünschenswert, um seiner bedeutsamen wissenschaftlichen

und mehr noch muſikhiſtoriſchen Erinnerungen willen, die Erhaltung des Hauſes geweſen wäre — Profeſſor Ruſt hatte ſich für dieſen Fall erboten, die von ihm geſammelten koſtbaren Bach-Reliquien, darunter Bachs Flügel und zahlreiche Handſchriften, zu ſtiften — man ſah an maßgebender Stelle hiervon ab: der 7. April ward für Beginn des Abbruchs feſtgeſetzt. Als pietätvollen Gedanken Profeſſor Prüfers begrüßte ich es demnach dankbar, als er mich einige Tage zuvor mit einigen Damen und Herren zu einem Beſuch der Wohnung Bachs einlud.

So ſtieg ich denn noch einmal die ſchmale Treppe zum Kantorat hinauf, wo ich Moritz Hauptmann, den großen Harmoniker, und ſeine kleine lebenſprühende Frau Suſette — der ich drüben im Rektorat manches Lied begleitete — beſucht hatte und wo die Geiſter all der berühmten Thomaskantoren von Calviſius bis Ruſt ihre Spuren hinterlaſſen zu haben ſchienen. Noch einmal kehrte ich in den mir ſo vertrauten Räumen des Rektorats ein, ſah auch die zu ebener Erde gelegene Prima wieder, wo ich einſt der Trauerfeierlichkeit, die die Schule für ihren Rektor, meinen lieben ſeligen Vater, veranſtaltete, mit den Meinen beigewohnt hatte.

Das war mein Abſchied von der alten Thomasſchule. Die neue hat mich um Ruſts willen zuweilen als Gaſt geſehen. Aber mein Herz hing an der nun verſchwundenen, in der meine Großeltern und meine Eltern Jahre des Glückes lebten.

Zum Oſterfeſt hatte Max Klinger, Leipzigs ruhmgekrönteſter Bewohner, eine beſondere Überraſchung für die Freunde ſeiner Kunſt bereit. Für ein einem wohltätigen Zweck zugewandtes Eintrittsgeld von 3 Mark durfte man während zweier Tage ſein Atelier betreten, um ſeinen Jupiter-Beethoven, der nachmals in unſerem ſtädtiſchen Muſeum ſeine bleibende Stätte erhielt, zu betrachten. Der thronende Gott mit dem düſteren Antlitz und den zum Kampf geballten Fäuſten, den Königsaar zu Füßen, iſt ein Weltbezwinger;

doch nicht die hehre Liebesbotschaft „Seid umschlungen Millionen!“ sondern eher das „Judicare vivos et mortuos“ aus seiner großen Messe scheint seinen Lippen zu entschweben.

Das Weimarer Liszt-Denkmal, das seit dem 1894 ergangenen öffentlichen Aufruf angestrebt wurde, war indessen zur Tat geworden. Schon stand es, vom Grün des klassischen Parks umfriedet, der feierlichen Enthüllung am 31. Mai harrend, zu der mich das Komitee vor Wochen eingeladen hatte.

Lisztfreunde kamen mir allerwärts entgegen, als ich in Gesellschaft meines Verlegers, Herrn Geheimrats von Hase, am Mittag des 30. Mai in meinem gewohnten Weimarer Quartier, dem „Erbprinzen“, eintraf. Ein Konzert im Hoftheater eröffnete am Abend die Festlichkeiten. Man hatte mich und Gräfin Sauerma auf dem Balkon neben der großherzoglichen Loge placiert. In meinem anderen Nachbar entpuppte sich zu meiner Freude der mir von Wien her bekannte Preßburger Stadtarchivar Johann Batka, der treuesten einer unter den Liszgetreuen, der, um den erkrankten Bösendorfer im Kuratorium der Liszstiftung zu vertreten, von Ungarn gekommen war. In der Hofloge hatten der Großherzog und seine Tanten, Prinzessin Reuß Heinrich VII. und Herzogin Johann Albrecht von Mecklenburg, Platz genommen. Zur Seite der Hofloge, mir gegenüber im Balkon, sah ich Siegfried Wagner und Geheimrat Thodes, daneben Bronsarts — wohin ich blickte, bekannte liebe Gestalten aus entschwundener Liszzeit. Von Lorbeergebüsch umgeben, prangte unten vor dem Orchester Silbernagls Liszbüste. Professor Berthold Kellermann — auch einer der allerechtesten um Lisz — hob den Taktstock: die „Festklänge“ rauschten durch das Haus. Sofie Menter war als Solistin dieses Abends eingeladen worden. Sie sagte leider krankheitshalber ab. Wohl erschien sie noch; doch hatte man bereits d'Albert vom Lago Maggiore herbeidepeschiert und so fuhr sie wieder von dannen. Ihrem Ersatzmann lagen

zur Zeit seine Opernerfolge mehr denn seine Klavierkunst am Herzen. Er spielte schön, doch nicht ohne kühne Nebensprünge und eine spürbare Differenz mit dem Orchester im letzten Teile des Es-dur-Konzerts. Johanna Dietz sang fünf Lieder, alle sehr geistvoll, doch mit Ausnahme des „Fichtenbaums" mehr nach Seiten der Charakteristik als des Tonschönen vollendet. Den großartigen Schluß bildete die wieder von Kellermann geleitete Faust-Symphonie.

Eine gesellige Vereinigung im Erbprinzen war nach dem Konzert vorgesehen. Leider fanden indes die zahlreich herbeiflutenden Gäste den neuen Wirt des umgebauten und erweiterten Hotels so wenig vorbereitet, daß die meisten, nach langem vergeblichen Warten auf einen Imbiß und Trunk die nötige Erfrischung anderwärts suchten. Ich hielt, trotz herrschender Gluthitze, die Geduldsprobe in Gesellschaft von Gräfin Sauerma, Auguste Götze, Professor Prüfers, Anatol von Rössel und Josef Reinbaur tapfer aus und freute mich der feurigen Liszbegeisterung des letztgenannten jungen Tyrolers, in dem ich heute einen unsrer feinsten und poetischsten Meister des Klavierspiels und der Lisztinterpretation liebe und bewundere.

Der letzte Maienmorgen streut seinen verschwenderischsten Sonnensegen über den lenzesduftigen Park aus, als die Geladenen sich um 11 Uhr, unfern der Hofgärtnerei, auf dem kleinen fahnengeschmückten Platz, angesichts des noch verhüllten Denkmals versammeln. Liszts Gesang für Männerchor „Licht! mehr Licht!" erklingt; dann besteigt der Vorsitzende des Komitees, Exzellenz von Bronsart die Rednerbühne und kündet in schwungvollen Worten Leben und Wirken, Kämpfe und Ziele, Triumphe und Tragik im Dasein des großen Lichtbringers, dessen Gedächtnis wir feiern. „Allen Jüngern der edlen Tonkunst," so schließt er, „sei die Mahnung zugerufen: wallfahrtet zu diesem Denkmal des großen Meisters und legt vor ihm das Gelübde ab, daß er euch ein Vorbild sein soll, stets hochzuhalten das Ideal der Schönheit, stets zu streiten für Freiheit und Fort-

ſchritt in der Kunſt, aber zu bekämpfen Willkür und Entartung, auf daß das königliche Antlitz der Muſe nicht altere, aber auch nicht entſtellt und verzerrt werde durch Züge der Alltäglichkeit und Niedrigkeit, ſondern immerdar leuchte in göttlicher Jugend und Schönheit!"

Nun, unter dem Geſang von Liſzts Weimarſchem Volkslied, fällt des Denkmals Hülle; vor uns ſteht, inmitten eines ſich über einer Bank erhebenden Mauerhalbrundes, Liſzt, hocherhobenen Hauptes, im Prieſtergewand, ſeine Linke umſpannt eine Notenrolle, im Arm hält er er ein undefinierbares ſchleppendes Etwas — ich deute es als Abbémantel. Alſo ſtellte man doch den Abbé Liſzt in Weimar auf, wo er nicht am Platze iſt! Schade! Als es über die eingegangenen Entwürfe zu enſcheiden galt, war Nikolaus Dumba, der berufenſte Kunſtrichter im Komitee, durch ſchwere Erkrankung ſeiner Gattin ſo beunruhigt und benommen geweſen, daß er das Urteil der andern gleichmütig gewähren ließ. Jetzt lag er im Grabe, indes ſeine Gattin geneſen war. In Größe empfunden und geſtaltet, von innen heraus geiſtig durchleuchtet iſt dies weiße nüchterne Marmorgebilde Hermann Hahns, eines Münchner Schülers des genialen Adolf Hildebrandt, mit nichten. Niemand wird es unedel nennen; aber den kühnen Wurf, die große Linie, die dem Lehrer eignen, ſucht man hier beim Schüler leider vergebens.

Zu Füßen des Marmors legt man, nach Vorangang des Großherzogs und der Prinzeſſinnen, Kränze nieder. So Laſſen im Auftrag der abweſenden Erbgroßherzogin, Geheimrat Thode im Namen der Familie Richard Wagner. Er pries Liſzt als „dichteriſch Schauenden, als der er im ‚Fauſt' die Erbſchaft Goethes antrat; als den Freund, der Wagner emporgeleitet zu den Hügeln der Befreiung, zu den Feſtſpielen von Bayreuth". Graf Geza Zichy, in der maleriſchen Tracht des ungariſchen Magnaten, überbrachte die Lorbeerſpenden der königlich ungariſchen Regierung und des Budapeſter Nationalkonſervatoriums: „Franz

Liſzt, dich grüßt dein Vaterland!“ Profeſſor Kellermann übermittelte die ſymboliſchen Huldigungen der Liſztſchen Schüler. Ferdinand Löwe die der Wiener Geſellſchaft der Muſikfreunde, Emil Sauer die des Wiener Konſervatoriums, Bernhard Stavenhagen die der Münchner Akademie der Tonkunſt, Profeſſor Philipp Wolfrum die des Heidelberger Bachvereins. Otto Leßmann vertrat den Allgemeinen Deutſchen Muſikverein, Generalintendant von Vignau das Weimarer Hoftheater und die Hofkapelle, Oberbürgermeiſter Pabſt die Stadt Weimar, die ihren Ehrenbürger ehrte, und ſo reihte ſich Kranz an Kranz, Lorbeer an Lorbeer zum Preiſe des Herrlichen, deſſen Erdenbahn in ihrer erſten Hälfte auf Sonnenhöhen, in ihrer zweiten durch das Märtyrertum des Neulandentdeckers hindurchführte. In Weimars Volkslied verklang die erhebende Feier.

Nun ein allgemeines Erkennen, Begrüßen, Vorſtellen. In dem blondbärtigen Herrn hinter mir neben Vignaus friſche ich die wertvolle Bekanntſchaft mit Geheimrat Franz von Liſzt aus Berlin, Liſzts Neffen und Patenkind, wieder auf, in dem kleinen Herrn mit grauem Backenbart erkenne ich Saint-Saëns. Da ſteht Frau von Milde mit ihrer Tochter und Frau von Bülow, dort Frau von Helldorf neben Baronin Meyendorff, drüben Frau Merian-Genaſt von Adelheid von Schorn geführt. Da ſind Bronſarts, da iſt Steinbach, hier Weingartner, Reiſenauer, Oskar Bie, da iſt Stern, iſt Leßmann, iſt Reubke, iſt der Bildhauer Hahn, der mir vorgeſtellt wird und dem ich doch kein Entzücken über ſein Werk vorheucheln kann. Und hier ſind, um Martha Remmert und Vera Timanoff geſchart, ungezählte Liſztſchülerinnen.

Um 6 Uhr ruft uns, durch einen Prolog von Adolf Stern eingeleitet, die „Heilige Eliſabeth“ ins Theater. Es iſt, unter Hofkapellmeiſter Krzyzanowski, eine ſzeniſche Aufführung, wie Laſſen ſie 1881 zu Liſzts 70. Geburtstag zuerſt auf der Weimarer Bühne eingeführt hatte. Nicht glänzend wie in Wien, doch würdig iſt die Inſzenierung, Fräu-

lein von Scheidt vor allen vergegenwärtigt eine ergreifende Heiligengeſtalt.

In Geſellſchaft Geheimrat von Liſzts und Bronſarts verbringe ich den Reſt des Abends.

Ein letztes Mal verſammelte ein Kirchenkonzert des Riedelvereins, unter Dr. Göhlers Führung, die Feſtgäſte, um ihnen mit Beteiligung des Orgelkünſtlers Homeyer vornehmlich Werke Liſzts und ſeiner Schule darzubieten. Dann ſtob man nach allen Himmelsrichtungen auseinander.

Drei Tage ſpäter beſcherte Auguſte Götze einem größeren Kreiſe von Leipzigern eine gelungene Nachfeier der feſtlichen Tage. Ihre Schülerinnen ſangen, ſie ſelbſt ſprach mit Begleitung Reiſenauers zwei Liſztſche Melodramen: „Der traurige Mönch" von Lenau und „Des toten Dichters Liebe" von Jókai. Auf letzteres hatte ich ſie aufmerkſam gemacht. Die feine muſikaliſche Stimmungsmalerei verbindet ſich einer grauſigen Dichtung, die eine Bürgers „Leonore" verwandte myſtiſche Sage vom myſteriöſen Tode des ungariſchen Dichters Petöfi behandelt. Nur einem kleinen gewählten Kreiſe darf man wagen, ſie anzubieten. Hier gewährte ſie großen Genuß. Die Götze ſprach ſehr ſchön, und zauberhafter hörte ich Reiſenauer niemals ſpielen als an dieſem Abend. Er ſelber hatte ſeine Freude daran. Der Dämon des Lampenfiebers, der ihn vor jedem öffentlichen Auftreten unbarmherzig packte, hatte an ſolch intimen Abenden keine Macht über ihn. Da durfte der große Künſtler ganz und unangefochten er ſelber ſein. Er hatte ſeinen Schüler Anatol von Röſſel und ſeine geiſtig äußerſt lebendige Mutter, an der er mit abgöttiſcher Liebe hing, mitgebracht und blieb mit ihr, der ich mich raſch anfreundete, gemütlich zum Abendeſſen. Dann, nachdem ſein Schüler Liſzts Spaniſche Rhapſodie geſpielt, ſetzte er ſelbſt ſich noch einmal an den Flügel, um mir, wie er liebenswürdig ſagte, für meine „ſchwärmeriſch von ihm geliebten Liſztbriefe" ſeinen beſonderen Dank darzubringen. Auch die Form

ſeines Dankes ſollte, ſo wollte er, eine aparte ſein: er wählte einige der früheſten Liſztſchen Tranſkriptionen Schubertſcher Lieder: Das „Ständchen" („Leiſe flehen"), „Die Forelle", den „Lindenbaum", dazu noch einen Schubertſchen Marſch und beglückte damit mich und die Anweſenden. Ein öfteres Wiederbegegnen wurde beim Auseinandergehen verabredet — doch ging es damit wie mit der Mehrzahl guter Vorſätze, es blieb beim guten Willen und bei einmaligen Beſuchen. Die liebe, überaus muſikaliſche Frau, die ihres Sohnes erſte tonkünſtleriſche Schritte mit kundiger Hand geleitet hatte, ging bald zur letzten Ruhe. Da ich von Reiſenauer hörte, daß er ſich meine neueſten Liſztbriefe als Geburtstagsgeſchenk bei ſeiner Mutter beſtellt habe, ſein Geburtstag aber bis zum November auf ſich warten laſſen werde, erlaubte ich mir, ihm als Vorfeier und zugleich als Erinnerung an ſein Liſztſpiel die zwei letzten Bände zu überſenden.

Darauf empfing ich die Zeilen:

„Herzlichſten Dank für die unverdiente und ſo äußerſt feinſinnige Überraſchung, die ganz beſonders erfreut hat

Ihren ergebenſten Alfred Reiſenauer.

Hoffentlich auf baldiges Wiederſehen in der Waldſtraße 52.

Leipzig 7/6 1902."

Die ſeltſam unſichere zitterige Schrift dieſer Zeilen nahm mich Wunder. War es möglich, daß die Hand, die den Flügel ſo ſouverän meiſterte, die Feder nur mühſam und gleichſam wie im Kampfe beherrſchte? Die Nerven des anſcheinend ſo geſunden kräftigen Mannes waren nicht ſtark — ſein jäher Tod auf der Höhe des Lebens erbrachte bald die traurige Beſtätigung deſſen.

Nicht wie sonst stets bei den Götzeschen Musiknachmittagen hatte mich Similde dies letztemal begleitet. Sie, der ihr Lebtag kein Finger weh getan hatte, war verstimmt und klagte, als ich von Weimar zurückkehrte. Sie gab der ungewöhnlichen Hitze die Schuld und erklärte, daß sie unter den obwaltenden Umständen von der vereinbarten Pariser Reise — die ohnehin durch den in diesen Tagen erfolgenden Tod von Frau Konsul Rosen hinfällig wurde — absehen müsse, so sehr sie sich nach einer Auffrischung sehne. War sie doch vor kurzem durch eine Zeit der Sorge und Aufregung gegangen. Ihr verstorbener Bruder Adolar hatte in seinem Testament Similde die Verpflichtung auferlegt, die Reste ihrer Eltern und zweier in der Kindheit verstorbener Schwestern aus dem der Zerstörung anheimfallenden alten Johannisfriedhof in den neuen übertragen zu lassen. Er hatte daselbst bereits 1884 nach dem Ableben seiner Frau ein neues Erbbegräbnis erworben, die geplante Übertragung gleichwohl — schwerschlüssig und schwerfällig wie er war — durch lange Jahre verzögert, bis er sie endlich Similde aufbürdete. Er legte ihr damit, sich selbst befreiend, eine Last auf, die sie so tief beunruhigte und erschütterte, daß sie, wohl in Verbindung mit einem aus dem Orient mit heimgebrachten Krankheitskeim, an dieser Verpflichtung zugrunde ging. Jahrelang bangte ihr vor der Vollführung, die, wie sie sagte, wie ein fast unübersteigbarer Berg vor ihr liege. Sie schob sie bis zum Frühjahr 1902 hinaus. In der sie charakterisierenden Pietät für ihre geliebten Toten aber verlangte es sie, die Übertragung als feierlichen Akt zu vollziehen. Was fruchteten all meine Bitten und Warnungen, so gewaltsame Aufregungen zu meiden, da es ja genug sei, unsere Lieben einmal im Leben zu begraben? Sie ließ es sich nicht nehmen, sogar zuvor bei der Ausgrabung gegenwärtig zu sein.

Und nur zu bald sollte sie mit den geliebten Eltern in einem Grabe ruhen! Die Gemütsbewegung jener Tage war zu tief, sie erschütterte die Grundfesten dieses unverwüstlich

ſcheinenden Organismus. Wohl ſehnte ſich Similde, nach Erfüllung ihrer traurigen Pflicht, nach lichteren Bildern und nährte Reiſepläne. Aber es war zu ſpät. Die immer dringlichere Bitte, einen Arzt zu befragen, wies ſie dennoch, da ſie eines ſolchen nie bedurft hatte, ſtandhaft ab. Als ſie endlich Anfang Juni ärztlichen Rat erbat, ſtellte ſich ein ſchon fortgeſchrittenes tieferes Leiden heraus. Eine Ahnung ihres Zuſtandes ſchien der Kranken jetzt aufzuſteigen. „Nun werden wir uns wohl auf einen baldigen Abſchied gefaßt machen müſſen, meine Marie!“ rief ſie mir, die ihr ſelbſtverſtändlich den ärztlichen Ausſpruch verhehlte, wehmütig zu; ſie ſagte mir, wo ſie ihr Teſtament und ihre unlängſt beendeten Aufzeichnungen über ihr Leben aufbewahre, und bat mich, auf Grund dieſer letzteren ein Gedenkblatt für ihre Freunde zu ſchreiben, wie ich es einſt Frau Hofmanns Andenken gewidmet hatte.

Mit allen Faſern ihres Herzens hing Similde am Leben, das ein ſo inhaltreiches für ſie war. „Glaubſt Du, daß ich geſund werden kann, glaubſt Du's wirklich? Der liebe Gott wird uns doch beiſammen laſſen, da wir uns ſo lieben?“ fragte ſie mich immer wieder, und ich bemühte mich unabläſſig, ihre Hoffnung zu ſtärken. Für jeden, auch den kleinſten Liebesdienſt fand ſie rührende Dankesworte und ſchrieb noch ein letztes Gedicht für mich nieder, das ſie mir vorlas.

Tagsüber konnte Similde meiſt im Garten ſein. Da ſaß ich mit der Arbeit — einer neuen Auflage meines fünften Studienbandes — neben ihr. Ihre Nichte Suschen kehrte vom Achenſee zurück und Albertinerinnen löſten uns in der Pflege ab. Die ſchwere Sorge hatte mich ſelber dermaßen mitgenommen, daß der Arzt und mit ihm Similde mich drängten, im Auguſt kurze Zeit in der Nähe, im grünen Tabarz, wo gerade Auguſte Götze ihre Ferienzeit verbrachte, friſche Luft zu ſchöpfen. Dank täglicher Nachrichten vermochte ich die Trennung zu überſtehen.

Um Mitte September glaubte die Kranke ihr Ende nahe. Allein mit mir, ſagte ſie mir, wie ſie ſich mein Leben künftig

denke. „Du bleibſt im Hauſe, meine Marie", ſagte ſie. „Ich will Dir den Schmerz erſparen, das geliebte Haus zu verlaſſen." Dennoch kam es anders, da ſie ſelbſt mehrere Monate ſpäter, zugunſten erſt von ihr übergangener Verwandten, ihr damaliges Teſtament durch ein zweites widerrief.

Durch längere Zeit ſchien es, als ob unſer Gebet im Himmel Erhörung finden, als ob die ſtarke Widerſtandskraft meiner Freundin der Krankheit Herr werden könne. Zu dieſer Zeit bat mich Fürſtin Hohenlohe, wieder wie alljährlich zu ihr zu kommen. So freudig ich bisher ſtets ihrem Rufe gefolgt war, diesmal erſchien es mir der ſchwerſte Entſchluß meines Lebens und nur in bitteren Kämpfen rang ich mich zu ihm hindurch, nachdem mir der Arzt und alle, Similde vornweg, zuredeten; nur bat ſie mich, nicht Abſchied von ihr zu nehmen, da ſie dies zu ſehr angreifen würde.

Außerdem erwartete mich in Friedſtein eine Aufgabe im Dienſte Liſzts. Im Palazzo Venezia in Rom, dem berühmten Sitz der öſterreichiſchen Botſchaft, hatte ſich eine Kiſte vorgefunden, über deren Herkunft niemand Ausweis zu geben wußte, bis ein alter Diener ſich erinnerte, daß ſie vor Jahren von der Fürſtin Wittgenſtein der Botſchaft zur Aufbewahrung zugeſchickt worden ſei. Auf eine diesbezügliche Anfrage des Botſchafters hatte Fürſtin Hohenlohe die fragliche Kiſte nach Friedſtein kommen laſſen und darin eine Menge Liſztſcher Manuſkripte und Briefſchaften vorgefunden. Die Durchſicht der letzteren wollte ſie ſelbſt vornehmen, die Ordnung der erſteren ſollte während meines Beſuches in Friedſtein meine Aufgabe bilden.

So entſchloß ich mich denn zur Reiſe. Ganz im ſtillen bereitete ich alles vor, hielt dabei die gewohnte Zeit meines Verweilens bei Similde möglichſt pünktlich ein, damit ſie nichts merke, und ſagte ihr am Abend meiner Abreiſe wie täglich Gutenacht. Da hörte ich ſie leiſe „Glückliche Reiſe!" flüſtern. Ich glaubte nicht recht gehört zu haben, doch die Schweſter beſtätigte mir's.

In Friedstein begab ich mich sofort an die Arbeit. Die Durchsicht und Ordnung der zum Teil in einzelnen Blättern durcheinander geworfenen Manuskripte war samt einem Verzeichnis des Vorgefundenen — Gedrucktes und Ungedrucktes inbegriffen — binnen kurzem beendet. Zu meiner freudigen Überraschung übergab mir die Fürstin sodann einige der Sendung beigeschlossen gewesene Briefkonzeptbücher Liszts, deren Studium und teilweiser Abschrift ich, nach ziemlich mühevoller Entzifferung, als erwünschten Beiträgen für einen von mir bereits vorbereiteten achten Band der Lisztschen Briefe weitere Zeit widmete. Mittlerweile ging mir der neuaufgelegte Frauenband meiner Studienköpfe und bald darauf ein kleiner Band von 59 überaus interessanten und charakteristischen Briefen von Berlioz an die Fürstin Wittgenstein zu, die ich nach den mir von Fürstin Hohenlohe gütig anvertrauten Originalen, als Festgabe zum 100. Geburtstag des französischen Meisters, herausgab.

Von zu Hause gingen mir Gottlob leidlich lautende Nachrichten zu. Similde selbst schrieb mir zu wiederholten Malen rührend.

Ich hatte versprochen noch vor Weihnachten zurückzukehren und den 21. Dezember zur Abreise bestimmt. Da sandte der Himmel plötzlich einen Riesenschnee, wie ich einen ähnlichen nie erlebt. Ununterbrochen, Tag und Nacht, fielen dichte Flocken hernieder, Schneemauern von mehr als Manneshöhe bauten sich im Schloßhof auf, ein vierspänniger Schneepflug mußte Wege bahnen, Zugverspätungen, Verwehungen wurden von allen Seiten gemeldet. So ließ sich keine Abreise erzwingen. Ich mußte sie bis zum 27. verschieben, kam aber ohne bösen Zwischenfall früh 4 Uhr daheim an. Rührend empfing mich Similde mit den Worten, daß sie nun zu genesen hoffe. Sie sah besser aus denn zuvor, neben ihrem Bett brannte ein Weihnachtsbäumchen, und wir waren glücklich uns wiederzuhaben.

Am Sylvester beglückte mich der Arzt durch die Ver-

ſicherung, daß in Simildes Zuſtand eine ſichtliche Beſſerung eingetreten ſei, er bewundere ihre Rieſennatur, die ſo ſtarker Widerſtandskraft fähig ſei — und ſo ging dies ſchwere, ſorgenvolle Jahr, dank Gottes Gnade, doch nicht ohne einen Lichtblick zu Ende!

1903

Leider war, was menſchlichen Augen im Befinden meiner Freundin Beſſerung dünkte, nur ein Stillſtand des tückiſchen Übels. Durch Wochen währte er, dann ſchritt das Leiden nur um ſo unaufhaltſamer fort. Die Kranke ertrug die harte Prüfung in Ergebenheit und Geduld. Ihr Haus hatte ſie beſtellt, ihre letztwilligen Verfügungen erneut getroffen. Allmählich löſte ſich ihr Sinn los von der Welt. So heiß ſie gewünſcht hatte zu leben, jetzt ſehnte ſie ſich nach Vereinigung mit den vorangegangenen Lieben. „Ich möchte nach Hauſe!“ ſagte ſie. „Wenn ich ſterbe, ſei nicht zu traurig!“ bat ſie mich. „Unſere Trennung dauert nicht lang. In Gott, der uns zuſammengeführt hat, bleiben wir vereint.“ Einmal äußerte ſie die Bitte, eine nötig werdende neue 13. Auflage ihres Buchs „Der Jungfrau Weſen und Wirken“ zu übernehmen und es überhaupt weiterzuführen, da ſie es mir teſtamentariſch vermacht habe. Sie beſprach noch einige vorzunehmende Änderungen, die ich ſelbſtverſtändlich ſpäter in ihrem Sinne ausführte. Frommen, gläubigen Herzens, wie ſie durch's Leben ging, iſt ſie geſchieden. Unter'm Geläut der Sonntagsglocken in der Morgenfrühe des 15. März ging ihre Seele heim zu Gott.

Wo ſie am liebſten in ihrem Hauſe weilte, in ihrem traulichen Wohnzimmer haben wir ihre ſterbliche Hülle aufgebahrt. Da legte ich ihr, „Meinem beſſeren Ich“ einen Kranz aufs Herz. Zu einem letzten Lebewohl vereinigte ſich die Schar ihrer Freunde am 18. März noch einmal in dem

erinnerungsreichen Hauſe, und der Neffe der Geſchiedenen, Paſtor Peſcheck, wandte das Bibelwort auf ſie an: „Ich will dich ſegnen und du ſollſt ein Segen ſein!“ — —

Dahin war nach 21 Jahren unſere glückliche „Zweiſamkeit“, wie Liſzt ſie nannte. Über den noch folgenden Kapiteln meines Lebens ſtand die Überſchrift „Allein!“

Mein Erſtes war, das von Similde gewünſchte Gedenkblatt zu ſchreiben, und zu Oſtern hielten es ihre Freunde und Verwandten in der Hand. Mein beſter Freund und Gefährte war jetzt meine Arbeit; ausſchließlicher noch denn zuvor gab ich mich ihr hin. So lange das Haus im Beſitze der Erben blieb, konnte ich als Mieterin, wie bisher, darin bleiben, auch ein Gartenplatz verblieb mir. Ich richtete mir im zweiten Stock eine Küche ein und Simildes bisherige Dienerin Mali trat in meinen Dienſt über. In Simildes Räumen niſteten ſich Fremde ein.

Mitte Mai folgte ich einer Einladung der Fürſtin Hohenlohe nach Friedſtein. In Salzburg traf ich mit Dr. Alois Obriſt, bisherigem Stuttgarter Hofkapellmeiſter, nunmehrigem Kuſtos des Liſzt-Muſeums, zuſammen. Er hatte mich vor einigen Wochen bereits in Leipzig aufgeſucht. Wir fuhren dem gleichen Ziele zu, da die Fürſtin ihm die im Dezember von mir geordneten Liſztſchen Manuſkripte für das Muſeum zu übergeben wünſchte. Der ſchöne, liebenswürdige und geſcheite Mann leiſtete uns in Friedſtein ein paar Tage angenehme Geſellſchaft und fuhr dann mit den von ihm übernommenen Schätzen, denen die großmütige Schloßfrau noch das Original von Wagners an ſie gerichtetem Brief über Liſzts Symphoniſche Dichtungen beifügte, nach Thüringen heim. Eine geborene Sammlernatur, mit dem dazu erforderlichen Spürſinn ausgerüſtet, leiſtete Dr. Obriſt dem ihm unterſtellten Muſeum manchen wichtigen Dienſt, vornehmlich durch Zurückgewinnung der ſpurlos verſchwundenen handſchriftlichen Fragmente des Liſztſchen Oratoriums „Der heilige Stanislaus“, die Gille, angeblich zur Begleichung einer ungetilgt gebliebenen Verlagsſchuld

des sel. Meisters, eigenmächtig an einen von dessen Verlegern verkauft hatte.

Ich hielt mich, den Frühling diesmal voll genießend, nicht nur im Tale auf, sondern kletterte viel herum, durchstreifte die Auen bis zum jenseitigen Ufer der Enns und atmete voll Entzücken den pfingstlichen Frieden der Natur.

Für die Abende hielt die Fürstin eine herrliche Unterhaltung bereit. Der Kunstschriftsteller Dr. von Donnop vom Berliner Nationalmuseum, der eine Biographie Genellis zu schreiben beabsichtigte, hatte die Fürstin um Mitteilung einiger an ihre Mutter gerichteter Briefe Genellis gebeten, und sie nahm nun mit mir deren Durchsicht vor. Viel Interessantes kam da zutage und führte uns auf weiteres. So lagen denn an jedem Abend Bündel von Briefen vor uns. Alle entstammten einem einzigen Jahrzehnt: den fünfziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts, der Zeit, da die Fürstin Wittgenstein an der Seite des großen Musikerpoeten Liszt auf der Altenburg in Weimar einen Musenhof gegründet hatte, wie die Welt von keinem zweiten weiß. In welcher Weise sie die vornehmsten Geister der Zeit durch verständnisvolles Eingehen auf ihre Interessen an sich zu fesseln wußte, sagt ihr brieflicher Nachlaß, der eben ihre Tochter und deren Gast beschäftigte. In langer stolzer Reihe zogen sie da an uns vorüber, die Genelli, Preller, Kaulbach, Schwind, Schnorr, Ludwig Richter, Adolf Menzel, Ary Scheffer, Delacroix, die Semper, Rauch, Rietschel, Hähnel, die Wagner, Berlioz, Rubinstein, Tausig, Clara Schumann, Pauline Viardot, die Humboldt, Varnhagen, Liebig, Vischer, Thierry, Sainte-Beuve, die Hebbel, Freytag, Gutzkow, Geibel, Heyse und ungezählte andere, in deren Gesellschaft uns ein Abend nach dem anderen in immer erneuter Anregung verging. Eben fesselten uns die liebenswürdig unmittelbaren Dichterergüsse Alfred Meißners, als ich, einer plötzlichen Eingebung folgend, ausrief: „Da haben wir ja das geborene Buch aus der Glanzzeit der Weimarer Altenburg

und zugleich das schönste Denkmal, das wir der Fürstin setzen können; denn wo wäre die Frau, die, gleich ihr, so vielseitig fruchtbringende Beziehungen zu den auserlesensten Trägern der Geisteskultur anzubahnen und zu unterhalten gewußt hätte?"

Der Gedanke zündete. Über die Epoche der Altenburg, die den Kern- und Mittelpunkt des Ganzen bildet, griffen wir hinüber in das Vorleben der fürstlichen Frau, in ihre bisher fast ganz unbekannt gebliebene Jugendzeit, ihre podolische Steppenheimat, aus deren bizarrer Umwelt heraus diese einzigartige Persönlichkeit allein vollkommen verstanden werden kann. Durch Schilderungen der Natur, der Einrichtung und Lebensweise in Woronince war mir dies Besitztum der Fürstin, der Schauplatz ihrer sonnenlosen Ehe und ihrer aufflammenden Liebe zu Liszt, schon seit Jahren, dank ihrer Tochter, vertraut geworden. Ich hatte mir das Mitgeteilte alsbald aufgezeichnet, um, nun es inmitten der Bilder und Briefe aus dem Leben der verstorbenen Fürstin eine geeignete Stelle finden sollte, die Erzählerin damit zu überraschen. Eine charakteristische Illustration der Zeitverhältnisse Russisch-Polens während der dreißiger und vierziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts ergaben die anziehenden Briefe einer Freundin und Landsmännin der Fürstin Wittgenstein, Gräfin Marie Potocka. Sie fügten sich leicht dem übrigen ein, und wie sie und die Woroninger Schilderungen gleichsam den Prolog zur Glanzzeit der Weimarer Altenburg bildeten, die auch die Glanzzeit im Leben ihrer Herrin war, so fand sich ein Epilog „Rom" hinzu, der uns die letzten Lebenskämpfe eines groß angelegten, tragisch verlaufenden Daseins vor Augen führt. Als wichtigstes Stück konnte ich darin ein Schreiben der Fürstin an Liszt aufnehmen, in dem sie sich über das Warum ihres Verzichtes auf ihre eheliche Verbindung mit ihm ausspricht, ein Dokument von abschließender Bedeutung, dessen entscheidende Sätze bereits in diesen Blättern (1899) von mir mitgeteilt wurden.

So entstand der Lebensabriß einer der hervorragendsten Frauen des neunzehnten Jahrhunderts und mit ihm ein neues meiner Bücher. Zur Reife gelangte es freilich erst nach meiner Wiederkehr nach Friedstein und weiterer Zeit der Arbeit. Beschäftigte mich doch zur Stunde noch die Fertigstellung des dritten Bandes der „Briefe hervorragender Zeitgenossen an Liszt", die eine endlose Korrespondenz mit den betreffenden Briefautoren mit sich brachte.

Den August verlebte ich mit Auguste Götze in Tabarz, während dieser Zeit und der folgenden Monate Simildes Vermächtnis: einer Neubearbeitung ihres Buchs „Der Jungfrau Wesen und Wirken" hingegeben. —

Hatte ich mich im vergangenen traurigen Winter, mit Ausnahme von Liszts „Prometheus" und einigen Konzerten des bedeutenden, jetzt Leipziger Orgelkünstlers Karl Straube, allem Musiktreiben ferngehalten, so hörte ich nun mit gesteigertem Genuß Berlioz' Requiem und zwar nicht in der sonst üblichen instrumentalen Reduktion, sondern getreu der Originalpartitur, mit den vier vorgeschriebenen Nebenorchestern, die im Tuba mirum die Toten aus allen Richtungen der Windrose schmetternd zusammenrufen. Im Gewandhaus begrüßte ich Brahms' E-moll-Symphonie, Wagners Faustouvertüre, Griegs Peer Gynt-Suite mit besonderer Freude. Unter den Solisten traten der russische Geigenvirtuos Besekirsky, die von Sofie Menter geschulte, äußerst temperamentvolle und virtuose Alice Ripper, sowie die Gesangskünstlerinnen Frau Schumann-Heink und Edith Walker, die eine mit Brahms' Rhapsodie, Schuberts „Allmacht" und Liszts „Drei Zigeunern", die andere mit der Ozeanarie und Liedern von Liszt, Wolf, Brecher und Strauß hervor.

Wieder erwarb sich der Orgelmeister Straube durch eine erneute Konzertfolge Dank, deren Programme uns von vorbachscher Zeit bis zu Max Reger führten. Als Erster machte er uns mit einem wichtigen, wenn nicht dem schwerwiegendsten Teil der schöpferischen Tätigkeit Regers: dessen

Orgelwerken, bekannt. Bisher war der erst 1873 geborene Komponist — ein Schüler Hugo Riemanns — in Leipzig kaum zu Worte gekommen; nichtsdestoweniger wurde er binnen kurzem unser Mitbürger, als welcher er die erste Kompositionsprofessur am Konservatorium übernahm. Ein Kontrapunktiker von imposantem Können, wesentlich von der Vergangenheit, insbesondere von Sebastian Bach befruchtet, unter den Neueren vorwiegend von Brahms, doch auch von Liszt beeinflußt — bezüglich der poetisierenden Tendenz, der mystischen Ekstase, wenn seine modulatorischen und harmonischen Exzesse auch auf seine eigene Rechnung kommen — offenbarte er sich mehr und mehr als eine starke künstlerische Potenz. Allerdings mehr Könner als Empfinder und Erfinder, mehr durch Verstand, durch Willens- und Kombinationskraft denn durch Inspiration zum Schaffen getrieben, hat ihm die erstaunlich wachsende Vielzahl seiner überaus komplizierten, stark ins Breite gehenden und unter sich ungleichen Werke von Anbeginn mehr Staunen und Anerkennung als Liebe eingetragen. Seiner unruhvollen, in ihrer Unbekümmertheit um Tonalität nicht zur Harmonie in sich selbst gelangenden Kunst gebricht die Macht, zur Seele zu sprechen. —

Den Freunden bildender Kunst bot sich Hervorragendes in der Segantini-Ausstellung dar, die uns eine reiche Fülle von Zeichnungen und Ölbildern, namentlich der Engadiner Hochgebirgsszenerie entnommen, daneben auch Symbolisches, schauen ließ.

Kurz darauf durfte ich mich der Hochgebirgsbilder in natura erlaben. Wieder verbrachte ich einige Wochen in Friedstein und widmete mich jetzt der Ausführung der im Frühjahr vorgesetzten Arbeit. Aus vielen Hunderten von Briefen mehr oder minder berühmter Feder, mehr oder minder anziehenden Inhalts galt es die Auswahl zu treffen. Die Namensunterschriften bauste ich, um des handschriftlichen Interesses willen, durch. Kostbaren Albums aus Woronince und der Zeit der Altenburg entnahmen wir die

Originale zu den beizugebenden Illustrationen des Buchs. Kann man, da auch die Zeichnungen und Bilder, die den Inhalt der Briefe bilden, sich sämtlich im Besitze der Schloßherrin finden, für die ihre Mutter sie einst erworben hat — sich eine reizvollere Aufgabe denken, als es das Entstehen dieses Werkes für mich war?

Mir selbst ward aus der Heimat eine wehmütige Weihnachtsüberraschung zu teil. Ein der Familie Gerhard befreundeter Maler, Herr Hans Bey, hatte zu Simildes Lebzeiten eine Reihe von Photographien ihres Hauses und Gartens, mit ihr selbst als Staffage, aufgenommen, deren eine diesem Buche beigegeben ist. Er sandte sie mir mit der Bitte um einen geeigneten Titel und einen Geleitvers zu und bald erhielt ich es als Album „Similde Gerhard und ihr Vaterhaus" zugeschickt und darin stand mein Vierzeiler:

Hier ward sie geboren, hier hat sie gewaltet,
Zur vollen Blüte ihr Sein entfaltet,
Zum Segen für andre gelebt sich aus
Bis daß sie fand ihr letztes Haus.

Mit der Fürstin verlebte ich wieder eine schöne stille Feier. Wieder durchleuchtete mein Lichterbaum den weißen Wald mit Festesglanz, und in der Mitternachtsmette holten wir uns den Weihnachtssegen. Über der gewohnten Kinderbescherung in Schloß Trautenfels, die uns unter den Gästen sah, aber schwebte diesmal trotz der Lichterpracht der hohen, freskengeschmückten Halle, trotz des Jubels der Hunderte beglückter Kinderseelen, eine dunkle Wolke. Der kunst- und menschenfreundliche Schloßherr, Graf Josef Lamberg, mit seiner edelherzigen Gattin der Spender all der Freuden, der so gern unter Fröhlichen fröhlich war, litt unter dem zunehmenden Druck eines Herzleidens, das ihm kein weiteres Weihnachtsfest zu versprechen schien, das bedrückte uns alle.

Meine diesjährige Festgabe an die Lesewelt bestand im dritten Band der Briefe an Liszt. Auch waren die von mir

im vergangenen Jahre herausgegebenen Briefe von Berlioz an die Fürstin Wittgenstein vor kurzem in deutscher Übertragung von Gertrud Savic unter dem Titel „Ideale Freundschaft" erschienen.

Der wiederauflebende Cornelius

1904

Im Spätherbst 1902 war die dritte Neubearbeitung des Frauenbandes meiner Studienköpfe erschienen — jetzt ging mir der Brief zu:

„Berlin, den 26. Januar 1904.

Sehr geehrtes liebes Fräulein Lipsius!

Sie werden erstaunen, wenn Sie diese Zeilen bekommen. Wissen Sie, daß ich erst in diesem Augenblick Ihren wunderschönen Aufsatz über mich gelesen habe und daß Sie mich mit Ihren liebevollen Worten zu Tränen der Dankbarkeit gebracht haben? Ihre Worte, die so von Herzen kommend klingen, sind bis ins tiefste meines Herzens gedrungen und ich möchte Ihnen einen Dank sagen können, der diese Gefühle ausdrückt. Leider geben Worte immer nur in sehr schwacher Weise wieder, was man fühlt — und so überlasse ich es Ihnen selbst, meine Empfindungen nachzufühlen — Sie haben mich ja so gut verstanden! — und sage nur tausend, tausend Dank!

Werden Sie, wenn ich am 8. März spiele, in Leipzig sein? Von ganzem Herzen hoffe ich dann Sie zu sehen. Wie werde ich unsere geliebte Freundin Fräulein Gerhard vermissen! Über diesen Verlust kann ich mich nie trösten.

Mit herzlichsten Grüßen und innigem Dank verbleibe ich

Ihre Teresa Carreño-Tagliapietra.

P. S. Den Grund der Verspätung im Lesen Ihres schönen Buchs werde ich Ihnen mündlich erklären. Vorläufig sage ich Ihnen nur, daß ich bis jetzt nicht wußte, daß es erschienen war!"

Am 16. Februar lud Helene von Holstein die Freunde des nur noch durch sie repräsentierten Hauses zur Feier des 25jährigen Bestehens des Holsteinstiftes, in dem bisher 83 Stiftlinge ein- und ausgezogen waren, ein. Das Programm bestand aus von ehemaligen „Raben" geschaffener, von gegenwärtigen ausgeführter Musik. Zum letzten Male bildete Helene den Mittelpunkt dieses Kreises. Als wir uns am 24. Mai wieder an der lieben Stätte zusammenfanden, geschah es, um dem letzten Glied der Familie die letzte Liebe zu erweisen, und damit schloß sich die immer offene Tür dieses kunst- und freundschaftgesegneten Hauses für immer zu. Kein anderes hat die Leipziger Musikwelt fortan in ähnlicher Weise in sich vereint.

Neue musikalische Veranstaltungen erstanden diesen Winter in den vom Musikverleger und Konzertunternehmer Eulenburg gegründeten „Neuen Abonnement-Konzerten" mit wechselnden Dirigenten in der Alberthalle. Sie wußten durch Werke wie Bruckners neunte (dem lieben Gott gewidmete) Symphonie, Liszts „Faust-Symphonie", Strauß' Guntram-Vorspiel, durch Künstler wie Alfred von Bary, Teresa Carreño anzulocken. Das Gewandhaus vollbrachte durch Bruckners siebente, Liszts „Dante-Symphonie", der Riedelverein durch Bachs Hohe Messe große Taten. Der durch sein „Hohes Lied" früher von Dr. Göhler hier eingeführte Italiener Maestro Enrico Bossi kam von Bologna, um sich als Komponist des „Verlorenen Paradieses" und als Orgelkünstler mit dem Vortrag Bachscher, altitalienischer und eigener Werke persönlich vorzustellen. „Ungedruckten Meisterwerken von Vorgängern Seb. Bachs" widmete der Dresdner Professor Richard Buchmayer — in der Art seines Spiels ein Nachfahre Bülows — einen interessanten

Klavierabend, der Portugiese José Vianna da Motta, Schüler Liszts und Bülows, auch Herausgeber wertvoller Aufzeichnungen über des letzteren Unterricht, deutete uns neben anderen Kunstwerken die Tiefen der Lisztschen H-moll-Sonate; das Gewandhausquartett verband sich mit Karl Friedberg zu einem genußreichen Beethoven-Abend, die Internationale Musikgesellschaft machte mit alter historischer Kammermusik bekannt, und Geheimrat Albert Köster — ein auserwählter Meister der Rede — erfreute und belehrte durch einen äußerst anziehenden Vortrag über „das lyrische Drama im 18. Jahrhundert", darin er Proben aus Bendaschen und Reichardtschen Melodramen fein musikalisch zum Besten gab, wogegen Auguste Götzes Kunst im Kaufhaussaal Lisztschen Melodramen zu lebhaftem Beifall verhalf.

Anfangs Mai konnte der Riedelverein auf eine 50jährige Tätigkeit zurückblicken. Ein Aktus im Festsaale des Zentraltheaters sowie ein a cappella-Konzert in der Thomaskirche leiteten die Feier ein; in einer herrlichen Darbietung des Lisztschen „Christus" und einer darauffolgenden festlichen Vereinigung im Saale des genannten Theaters klang sie aus. Bei dieser Gelegenheit verabschiedete sich Professor Hermann Kretzschmar, der als Nachfolger Carl Riedels und Vorgänger von Hofkapellmeister Göhler den Riedelverein jahrelang geleitet hatte, einem ehrenvollen Rufe an die Berliner Universität folgend, offiziell vom Leipziger Kunstleben, dem er bisher zum Stolze gereichte.

Auf dramatischem Gebiet erwuchs uns dies Jahr allerlei Neues. Von Opern gedenkt mein Tagebuch nur der Première von d'Alberts erfolgreichstem Werk „Tiefland" — ein den italienischen Veristen nachgebildetes Opus mit Untreue, Mord und Totschlag. Von Schauspielen wurden uns beschert: Gerhart Hauptmanns „Rose Bernd" — in der Eingangsszene das Abstoßendste, was ich auf der Bühne kenne —, Beyerleins in seiner militärischen Charakteristik fesselnder „Zapfenstreich", Wildes Londoner Sittenbild

„Lady Windermeres Fächer", Strindbergs häßlich verzwicktes „Fräulein Julie", — Ibsens „Rosmersholm" mit Frau Albertine Zehme" und Emanuel Reicher. Alles das sorgte für bunte Mannigfaltigkeit theatralischer Eindrücke, über die sich Hebbels „Herodes und Mariamne", von Dresdner Kräften dargestellt, in einsamer dichterischer Größe himmelhoch erhob.

* * *

Eben jetzt war eine Cornelius-Bewegung in Gang gebracht worden. Was die Zeitgenossen dem Dichterkomponisten an Anerkennung schuldig geblieben waren, sollte die Nachwelt in Gerechtigkeit ausgleichen. Seine unvollendete Oper „Gunlöd" war durch den Weimarer Generalmusikdirektor Lassen ergänzt, eine Gesamtausgabe seiner musikalischen und literarischen Werke durch Breitkopf und Härtel in Angriff genommen worden. Auf der Weimarer Hofbühne sollte sich eine zwei Abende umfassende Corneliusfeier mit Aufführung der Opern „Cid" und „Der Barbier von Bagdad" abspielen. Mit Auguste Götze hatte ich dazu mein Kommen angemeldet und vom Generalintendanten Herrn von Vignau gute Plätze zugesichert erhalten. Der am 9. Juni zur Aufführung gelangende 30jährige „Cid", von dem sein Schöpfer einst Großes hoffte, mutete mich überlebt an. Viel vom banalen Wesen der alten Oper macht sich darin noch breit, obwohl die Singstimme mehr im deklamatorischen Sinne Wagners behandelt ist und sich in Charakteren und Situationen Lohengrinspuren verfolgen lassen, freilich ohne rechtes Ingenium. Das Heroisch-Dramatische und vollends das Dämonische liegt außerhalb der Corneliusschen Natur, die im Lyrischen kulminiert, daher auch in den lyrischen Szenen des zweiten Aktes ihr Wertvollstes gibt. Im Textbuch vermisse ich den Poeten, es ist nicht besser als andere. Unter den Ausführenden ward Gmür als Don

Diaz seiner Aufgabe am besten gerecht. Frau Doyats Ximene war eine gesanglich geringwertige Leistung. Ihr scharfer oft kreischender Ton ist obendrein häufig unrein. Leben bleiben dürfte diese Oper kaum.

Ungleich mehr ist der Dichterkomponist im „Barbier" in seinem Element. Die Musik ist entzückend fein, liebenswürdig, leichtflüssig; nur über den läppischen Text komme ich wie einst, auch jetzt nicht hinweg und beklage, daß alles auf die possenhafte Figur des geschwätzigen Barbiers gestellt ist. Er wurde durch Gmür, die Margiana durch Fräulein von Scheidt, der Nurredin durch Sommer aus Berlin vortrefflich verkörpert. Warmer Beifall rief die Darsteller, zuletzt auch den anwesenden Sohn von Cornelius hervor. Im Eifer, auf die Bühne zu kommen, riß er Auguste Götze und mich beinahe vom Balkon herunter.

Am zweiten Tag war ich mit Auguste Götze von Dr. Obrist, der mich im Theater sogleich mit seiner Gattin — als Fräulein Jänicke früher ein Stern des Weimarer Schauspiels — bekannt gemacht hatte, zu Tisch geladen. Er bewohnte eine von seiner Mutter ererbte, von einem romantischen Hauch umflossene Villa am Horn, dem Hügelrücken, der sich, von zahlreichen Villen geschmückt, oberhalb des Parks hinzieht. Da verplauderten wir, in Gesellschaft seines Bruders, des bekannten Münchner Bildhauers Hermann Obrist, und seiner Gattin, Hofrat Müller-Hartungs und Otto Leßmanns, angeregte Stunden, zum Schlusse noch durch Betrachtung der sehr verschiedenartigen Sammlungen des Ehepaars, nämlich: alten Musikinstrumenten — darunter ein gutes Cembalo, Harfen, Lauten, Trumscheite — und nationalhistorischen Hauben, angenehm unterhalten. Für eine spätere Stunde war eine Zusammenkunft zwischen Dr. Obrist und mir im Liszt-Museum vereinbart, wo ich ihm einige schwer leserliche Handschriften entziffern sollte; doch ließ er sowohl mich als zwei ihn gleichfalls erwartende Herren im Stich, die sich mir als Dr. Rudolf Louis und Dr. Edgar Istel aus München vorstellten. So konnte ich

dem einen gleich meinen Dank für ſein vorzügliches Liſzt-buch ausſprechen, freilich ohne Ahnung der bedauerlichen Schwenkung, die er in ſeiner Stellung Liſzt gegenüber bald nachher für gut fand.

Der nächſte Morgen ließ mir Zeit, ſowohl in der Hofgärtnerei als in der Altenburg und im Park alten Erinnerungen nachzugehen. In der neuerdings erweiterten hübſchen Wohnung der Kuſtodin des Liſzt-Muſeums, meiner alten Bekannten Frau Pauline Apel, fand ich zu meiner Freude frühere Möbel und Bilder der Altenburg aufgeſtellt. Mit Cornelius junior, Profeſſor in Freiburg, und ſeiner Schweſter hatte ich noch vor meiner Abfahrt ein längeres Geſpräch und fand noch Gelegenheit zur perſönlichen Bekanntſchaft mit Profeſſor Oskar Bie aus Berlin, dem Redakteur der „Neuen Rundſchau".

Der Weimarer Corneliusfeier ließ Auguſte Götze eine ſtimmungsvolle Leipziger nachfolgen. Auch der Riedelverein und die Internationale Muſikgeſellſchaft entzogen ſich ſpäter nicht dieſer Pflicht. —

Vorerſt führte mich die Sehnſucht nach Bayreuth, wo ich von Frau Wagners Güte die Erlaubnis zum Beſuche der Generalproben der diesjährigen Feſtſpiele empfangen hatte.

Mit „Tannhäuſer" unter Siegfried Wagners Leitung ward am 13. Juli begonnen. „Zauberiſch, voll Vornehmheit und Poeſie inſzeniert, und darin ausſchließlich das Werk Siegfrieds, wie Kniese mir ſagt", heißt es in meinem Tagebuch. An Vollendung überſtrahlten die Bühnenbilder vielfach die Einzelleiſtungen, wie die Mařaks als Tannhäuſer, Bertrams, des ſich nicht genügend mäßigenden Wolfram. Phantaſtiſchen Reichtum und Pracht entfaltete der Venusberg, und eine beſſere Liebesgöttin als die Pariſerin Mme. Grandjean habe ich — trotz etwas flackernder Stimme — nie geſehen. Die bloßfüßige Iſadora Duncan hielt ſich an den edlen Stil der antiken Tänze. Mit maleriſcher und techniſcher Meiſterſchaft waren nicht minder die

enorm schwierigen dekorativen Aufgaben des „Rheingold" und des ganzen mächtigen Ringes gelöst. Die feinen symbolischen Beleuchtungsnuancen, die wundervolle Stimmungsmalerei zeugten von intimster Beobachtung der Natur.

Als Wotan stand Bertram, wie jeder andere, hinter van Rooy zurück. Bary und die Wittich repräsentierten das Geschwister-, Ernst Kraus und die Gulbranson das Heldenpaar in ergreifender Größe. Briesemeister und Breuer leisteten als Loge und Mime Hervorragendes. Als „reiner Tor" deuchte mich Barys Erscheinung zu wenig jugendlich. Der Wittich fehlt die Dämonie der „Höllenrose". Felix von Kraus hätte als Gurnemanz einen unerreichbaren Vorgänger in Scaria. Doch welch einzige Einheitlichkeit des Ganzen! Hoch erhoben scheide ich von Bayreuth.

* * *

Seit den letztverflossenen Sommern hatte ich mich für einige Wochen in Tabarz eingewöhnt und fühlte mich wohl in der dunklen Waldstille. Nur muß man sich auf eine der dort leider häufigen Regenperioden gefaßt machen, die mir nur durch meine Arbeit erträglicher wurden.

Diesmal beschäftigte mich die Herausgabe des achten Bandes der Briefe Liszts. Ihr galt das letzte liebe schriftliche Dankeswort, das mich in diesen Tagen von Frau Jessie Hillebrand, einer der ergebensten Freundinnen Liszts, erreichte. Ein Jahr später schrieb ich für die „Frankfurter Zeitung" den Nekrolog der edlen Frau. —

Vom 1. bis 3. Oktober feierte Leipzig ein von der „Neuen Bachgesellschaft" organisiertes Bachfest, zu dem viel Gäste von auswärts herbeiströmten. Der große einsame Thomaskantor, dessen hohe Kunst bei seinen Lebzeiten nur von wenigen verstanden und gewürdigt worden, war neuerdings in Leipzig und ganz Deutschland, ja selbst in Frankreich

und England Mode geworden. Bachvereine erſtanden allerorten. So ließ auch bei uns der Zulauf nichts zu wünſchen. Es gab Orcheſter-, Kammer-, Kirchenkonzerte, deren vorwiegende Leitung dem Dirigenten des Bachvereins, und Thomasorganiſten Profeſſor Straube zufiel. Erſte Inſtrumentalkünſtler, wie Joachim, Reiſenauer, Pembaur, Buchmayer, Julius Klengel, Wollgandt, Schwedler, ſowie tüchtige Sänger beteiligten ſich an der Ausführung des überaus reichhaltigen Programms, in dem auch ein Gottesdienſt nach Art Bachſcher Zeit und, als weltlicher Fremdling, das Dramma per muſica „Der Streit zwiſchen Phöbus und Pan" Aufnahme gefunden hatten. Auch Vorträge und das übliche Feſtmahl blieben nicht aus. Genug das Feſt ſchlug ein und bekam bald Nachfolger.

Auf dem Fuße folgte ihm — ein Lenbachfeſt, möchte ich ſagen; buchſtäblich ausgedrückt, eine Lenbach-Ausſtellung, deren zahlreiche fürſtliche Porträts, namentlich Bismarcks, das allergrößte Intereſſe erregten. Da ſah ich auch das Bildnis Papſt Leos XIII. wieder, das ich im Salon der Fürſtin Wittgenſtein in Rom zuerſt geſehen, den wunderbaren Kopf Döllingers, den man nicht wieder vergißt, wenn man ſich ihn einmal eingeprägt; neben dem Spötter Bülow den Walzerkönig Strauß, den unglücklichen Dichter Leuthold, die pikante Frau Lilli Merk, Fritzi Scheff, die Barkany, endlich Lenbach ſelbſt mit ſeiner jüngſten Tochter Gabriele, ſeine erſte Gattin mit der älteren Margot, jedes zum Greifen ähnlich, lebendig, beredt, ein Produkt fabelhaft inneren Schauens, ſo daß man ſich kaum losreißen konnte. Welch ein Seelenmaler war uns in Lenbach gegeben! —

Im ſchwarz ausgeſchlagenen Gewandhausſaale fand am 19. Oktober eine muſikaliſche Trauerfeier für den verſtorbenen König Georg von Sachſen ſtatt, der ſeinen Bruder König Albert nicht lang überlebte. Ende Oktober gab Johanna Dietz aus Frankfurt im Kaufhaus einen Liederabend, in dem ſie, von Profeſſor Kellermann aufs fein-

ſinnigſte begleitet, eine Reihe wenig bekannter köſtlicher Schubertſcher Geſänge zu ebenſo liebevoll ausgearbeitetem als poetiſch empfundenem Vortrag brachte.

Am 9. November wurde uns im Gewandhaus eine neue Straußſche Senſation unter dem Namen Sinfonia domeſtica vorgeſetzt. Wenn die Sitte heiſcht, häusliche und eheliche Geheimniſſe für ſich zu behalten, ſo hätte auch der Vertoner dieſer Symphonie beſſer getan, ſie nicht mit großem Orcheſter in einſtündiger Dauer auszuplaudern. Es gehört, auch wenn man Richard Strauß heißt, viel Selbſtgefühl dazu, ſeitens des großen Publikums ein ſolches Intereſſe an ſeinen perſönlichen Intimitäten, ſeinen ehelichen Zärtlichkeiten und Zwiſten, dem Geſchrei ſeines Kindes und der Stunde, wann er ſich vom Schlummer erhebt, vorauszuſetzen, ſelbſt wenn es ſeinen Tonmalereien an ſchönen Klängen und anziehenden Epiſoden nicht gebricht. Meint aber der geniale Erfinder neuer Klangmöglichkeiten, der ſouveräne Beherrſcher der Kompoſitionstechnik wirklich, daß dies eine Bereicherung der Kunſt bedeute, in der ihm Wagner und Liſzt Vorbilder waren? Oder reizte es ihn nur einmal zu erproben, wie weit die Gefolgſchaft ſeiner Verehrer reiche?

Von einem ſeltſamen Funkenregen umſprüht, wie ich ihn ähnlich noch bei keiner Eiſenbahnfahrt beobachtet, legte ich am 10. November die letzte Strecke des Weges nach Friedſtein zurück und traf unter Sturm und Schnee daſelbſt ein. Dort oben im Friedensparadieſe aber gabs keine Stürme. Da wohnt nur Harmonie und Gelaſſenheit, eine gleichmäßige innere Atmoſphäre, die einem leidenſchaftlichen Gemüt wie dem meinen zur Wohltat wird.

Der Winter war kalt, aber herrlich. An jedem Morgen faſt wanderte ich dem Rauhfroſt zuliebe gen Trautenfels, wo die Alleen der Erlen ihr weißüberſtrahltes Gezweig zu

den gefrorenen Teichen herniederhängen ließen. Und wie wundervoll belebend waren die uns täglich in sonnige Weiten führenden Schlittenfahrten!

Indes war der achte Band der Briefe Liszts in die Welt gegangen. Zu einer wenig umfänglichen Veröffentlichung gab mir ein Brief Adam Liszts — des Vaters von Franz — an einen ungenannten Freund in Eisenstadt in Ungarn, der sich abschriftlich im Besitz der Fürstin Hohenlohe fand, Anregung. Er schloß sich zeitlich und inhaltlich Briefen Czernys an Adam Liszt an, deren Abschriften ich nach den Originalen im Weimarer Lisztmuseum heimgetragen und noch in meiner Mappe hatte, um sie nun der Zeitschrift „Die Musik" zum Abdruck zu überlassen. Da sie die Erwiderungen der Briefe Adam Liszts an Czerny bilden, die ich nach den Handschriften im Wiener Musikvereinsarchiv in meinem Buch „Klassisches und Romantisches aus der Tonwelt" (1892) veröffentlicht hatte, kam somit, wenn leider auch an verschiedenen Stellen, der zusammengehörige, für Liszts Jugend nicht unwichtige Briefwechsel durch mich ans Tageslicht.

Eine freudig begrüßte Weihnachtsgabe dankte ich der Aufmerksamkeit meiner Herren Verleger in Gestalt der soeben bei ihnen erschienenen „Ausgewählten Briefe von Peter Cornelius", die dessen Sohn in zwei ungewöhnlich umfangreichen Bänden herausgegeben hatte. Cornelius' Persönlichkeit war mir einst, wie berichtet, im Verlauf eines Leipziger Musikertages bekannt und lieb geworden. Seine Gedichte, seine Lieder und Chorgesänge waren mir längst vertraut und wert. Erwartungsvoll nahm ich die Briefe in die Hand — doch, von vielem darin enthaltenen Hübschen, Liebenswürdigen abgesehen, erlebte ich eine schmerzliche Enttäuschung. Im Briefschreiber Cornelius steht kein idealer Genius und Mensch, sondern ein weichlicher, schwankender Charakter vor uns; wir sehen ihn von engherzigen Regungen erfüllt, in beständiger Besorgnis, sein Ich an Wagner zu verlieren. Weder für diesen noch für

Liſzt reicht ſein Verſtändnis in die Tiefe, ihn ſtützt kein feſter Freundesglaube. Den ſelbſtloſeſten aller Künſtler, Liſzt, deſſen Güte ſich an ihm ſelber vielfach erprobte, zeiht er der Eitelkeit und Selbſtſucht und verirrt ſich zu der Behauptung; „Er will nur ſich, ſich und nochmals ſich“, und unbedenklich macht ſeine Geſchwätzigkeit andere zu Mitwiſſern der intimen Vorgänge, die ſich eben im Leben ſeines Beſchützers Wagner, der ihm zu ſeiner Münchner Stellung verholfen, vollziehen. Auch künſtleriſch beginnt er ſich von ihm zu löſen. „In mir“, ſchreibt er, „reift das Ideal, in der Umkehr von dieſer himmelſtürmenden Bahn, in einer ſinnigen, milden Begrenzung und Befeſtigung des von Wagner in der beſten Zeit Errungenen das rechte Kunſtwerk der Zeit zu finden.“ Spieleriſch, wie Cornelius' Briefreimereien, ſind ſeine allzu freigebig mitgeteilten Liebeleien; ſeinem Wollen fehlt die Kraft des Vollbringens, ſeine Stimmungen belauſchend, verſäumt er ſein Glück. „Menſchlich, allzu menſchlich“ möchte ich als Motto über dieſe von mir mit ſoviel Freude erwarteten Briefbände ſetzen, und das tut mir weh.

Altenburgbuch und Mouchanoffbriefe

1905

Am 19. Januar durften mein Bruder Hermann und ich, die zwei noch lebenden Kinder, unſeres lieben ſeligen Vaters hundertſten Geburtstag begehen, und die Stadt, der er lebenslang ſeine geſegnete Tätigkeit gewidmet hatte, ehrte ihn durch Benennung einer Straße nach ſeinem Namen.

Noch gab mir die Arbeit an meinem Altenburgbuch vollauf zu tun, als mir eine neue Aufgabe nahetrat. Die Stiftsdame Gräfin Marietta Loudenhove in Wien, der ich,

wie erwähnt, bei ihrer Schweſter, der der Fürſtin Hohenlohe befreundeten Gräfin Thekla Loudenhove, vor einigen Jahren begegnet war, erbat meine Meinung darüber, ob ich die mir zunächſt nur in Auszügen vorgelegten Briefe ihrer Großmutter Frau von Mouchanoff an deren Tochter, die Mutter der Gräfin, als ihrem Inhalte nach von ausreichend allgemeinem Intereſſe erachtete, um ihre Herausgabe zu befürworten. Auf Bejahung dieſer Frage meinerſeits nach Kenntnisnahme der äußerſt intereſſanten und feſſelnden Briefe ging ſodann die weitere Anfrage hervor, ob ich mich der Herausgabe unterziehen würde. Wir wurden raſch einig, einer gelegentlichen mündlichen Beſprechung das Nähere vorbehaltend.

Mittlerweile führte uns das Gewandhaus während der erſten Monate 1905 in Hugo Wolfs entzückend feiner Italieniſcher Serenade, Weingartnerſchen Chorgeſängen, Liſzts wundervoll aufgeführter Fauſt-Symphonie, einer Orcheſterſerenade von Draeſeke, ſowie Vorträgen von Berta Morena und Anna Soldat-Röger neue künſtleriſche Eindrücke zu. Winderſtein und ſeine Philharmoniker kamen den Wünſchen der Straußverehrer durch einen vom Komponiſten geleiteten Straußabend im Saale des Zoologiſchen Gartens entgegen, deſſen Programm in „Domeſtika", „Heldenleben" und vier von Frau Strauß-de Ahna mit dünner Stimme geſpendeten Geſängen mit Orcheſterbegleitung beſtand. Der Bachverein griff auf Bachs Johannespaſſion, der Riedelverein auf Berlioz' Requiem und Chor- und Sologeſänge von Eccard bis Draeſeke zurück. Max Reger eröffnete einer eingeladenen Zuhörerſchaft Einblick in ſeine Werkſtatt, indem er durch Profeſſor Waldemar Meyer und deſſen Berliner Quartettiſten ſeine neueſten Phantaſiekinder: das dunkle, widerhaarige D-moll-Quartett op. 74, die Ciaconna aus der G-moll-Sonate op. 42 und das A-moll-Trio op. 77 erſtmals vorſtellte, die Beethoven-Variationen für zwei Klaviere darnach aber mit Frau Schelle-Cöln ſelbſt

ausführte. Da hörte ich sein herrliches, so weiches und doch so fülliges, tonreiches Klavierspiel zum ersten Male und war Zeuge des herzlichen Willkommens, das Leipzig dem ihm damals noch ziemlich fremden bedeutenden Künstler bot. Lulu Gmeiner brachte sich durch einen Liederabend in Erinnerung. Siegmund von Hausegger machte unter Mitwirkung seiner Gattin Hertha geb. Ritter und des vortrefflichen Tenoristen Ludwig Heß für eine Reihe seiner geistreichen, doch mehr gesuchten als gefundenen Lieder nicht allzu erfolgreich Propaganda. Als Kuriosum auch rief man, gelegentlich einer Schiller-Vorfeier, Händels „Acis und Galatea" auf die Bühne. Paul Wiecke trat hinterdrein als Deklamator auf. Auch Frau Albertine Zehme gab einen Rezitationsabend in der Alberthalle und stellte darauf im Schauspielhaus als Dora Parsberg in Björnsons interessantem Stück eine bedeutende Leistung hin.

Lebhafte Anziehung übten die Nietzsche-Vorlesungen Professor Raoul Richters, des leider allzu früh verstorbenen Enkels von Meyerbeer. Bismarcks 90. Geburtstag ward durch einen Vortrag des Ex-Jesuiten Graf Hoensbroech über „Bismarcks Erbe", der hundertste Geburtstag Schillers durch einen Universitätsaktus mit Professor Albert Köster als glänzendem Festredner, sowie durch mehrere gleichzeitige abendliche Veranstaltungen verherrlicht, deren einer im großen Saale des Zentraltheaters ich beiwohnte, um den von Dr. Philipp Fiedler gedichteten Prolog zu hören — welches Vergnügen ich durch eine langatmige leere Rede Wilhelm Henzens und ein nicht besonders geglücktes Festspiel Gottschalls „Erdenwallen und Apotheose" büßen mußte. Das Stadttheater huldigte Deutschlands populärstem Dichter durch Darstellung seiner „Maria Stuart", zu der es den Dresdner Hofschauspieler Waldeck als Leicester entbot.

Viel Schaulustige zog der mit Humor charakterisierte „Traumulus" von Arno Holz in das durch Stägemanns Tod vorübergehend verwaiste Haus am Augustusplatz.

Eine Art Réjane, Charlotte Wiehé, Meisterin des pikant-graziösen Genres, füllte mit ihrer Pariser Truppe als „Colombine" wie im „Souper d'adieu" und „L'homme aux poupées", allabendlich das Theater am Thomasring. Bald darauf erregte im Schauspielhaus das Gastspiel des Wiener Deutschen Volkstheaters mit dem Tendenzstück des früheren Prämonstratensers Ohorn „Die Brüder von St. Bernhard" außerordentliches Aufsehen.

An Genüssen aller Art litten wir somit in Leipzig nicht Mangel. Es lag von Rechts wegen kein Bedürfnis vor, sie in Berlin zu erweitern. Dennoch ließ ich mich durch meine liebe Freundin Gräfin Sauerma dazu verleiten. Zu einem der vielbesuchten Empfangstage der Gräfin traf ich ein. In ihrem Salon wimmelte es von Gästen, unter ihnen Frau Evi von Wesendonk, die Schwiegertochter von Wagners Isoldenmodell, die Witwe Julius Schulhoffs, der Bildhauer Hans von Glümer, Neffe der Schriftstellerin Claire, der Maler Richter, Fräulein Margarethe Doussin, Cousine der bildhauenden Gattin Alfred von Barys, die mir oft freundliche Führerin auf Berliner Schlendereien war, und viele andere. Eine junge Komtesse Schlippenbach deklamierte etwas manieriert; eine vielseitige andere junge Dame rezitierte deutsche und französische Gedichte, sang, von mir begleitet, Händel und zeigte sich auch als Geigerin geschickt. Was ich in der Reichshauptstadt aber aufsuchte, lag, von meiner Freundin und ihrer Harfe abgesehen, auf dem Gebiete der bildenden Kunst. So nahmen wir bald die Ausstellung am Lehrter Bahnhof, die jetzt ein weitläufiger Park mit Erfrischungsetablissements und obligaten Konzerten umgibt, bald die Sezession am Kurfürstendamm mit Werken Klingers, Stucks, Hodlers, vielem Schönen neben Garstigem, zum Ziel. In der Nationalgalerie fand ich zum Glück noch die kostbare Menzel-Ausstellung vor, die den leider wieder aufgegebenen Gedanken der Gründung eines Menzelmuseums nahe legte. Wieder erbaute ich mich an

den Pergamon-Skulpturen, denen jetzt ein eigenes Haus errichtet war, schaute das Kaiser Friedrich-Museum in seiner neuartigen Aufstellung, mit dem vom persischen Schah gestifteten Mschatta-Prachtstück an, die Denkmäler des Kaiserpaares Friedrich, den Dom, der bei aller Pracht Einheit und Größe der Wirkung vermissen läßt, und verfehlte nicht, auch Wertheims neuen Anbau und allerlei neuerstandene Bauten des jüngsten Berlin zu betrachten. Im Tiergarten stand ich vor Leichner-Eberleins vielbesprochenem etwas theatralischen Wagner-Denkmal; dann frischte ich im Neuen Museum meine Erinnerung an Kaulbachs Wandgemälde auf und wohnte der Enthüllung des Reiterdenkmals des Kaisers Friedrich in Charlottenburg bei, welch letzterer Ort in festlichem Gepränge sein 200jähriges Bestehen feierte. In buntem Schmuck strahlte das Schloß, in dem sich die letzten schweren Leidenswochen des schon vom Tod gezeichneten Erben der Kaiserkrone abgespielt hatten. Apoll und Athene krönen die Obelisken, in deren Mitte sich hoch zu Rosse die von Uphues geschaffene edle Gestalt des kaiserlichen Märtyrers erhebt; doch weder der Gott der Schönheit und der Künste, noch die Göttin der Weisheit vermochten ihm einst Heilung zu bringen.

Ein neues Rathaus in Charlottenburg empfing an diesem Tag seine Weihe. Rosengirlanden — leider nur aus Papier fabrizierte — schlangen sich von Baum zu Baum auf der von Tausenden von Schaugierigen bevölkerten Straße. Dem Gedränge entweichend, flüchteten wir uns in die Tiefe der Untergrundbahn, um erst bei eintretender Abendkühle aus einer befreundeten Wohnung das Feuerwerk anzusehen, das uns gegenüber im Zoologischen Garten sein sprühendes Funkenspiel über den Maihimmel verbreitete.

In Tabarz war mir im August und September, bei den dort üblichen Wetterschikanen, der in geselliger Beziehung angenehmste Aufenthalt beschieden, den ich daselbst je verlebte. Wiederholt hatte ich hier mit einer in Weimar leben-

den Holländerin, Fräulein Clara von Reneſſe, Umgang gepflegt, die, früher Hoffräulein der Großherzogin Sophie, als deren Landsmännin die beſondere Gunſt der hohen Frau genoß, deren letzter Seufzer in ihren Armen verhaucht war. Auch diesmal kehrte ſie wieder, durch ſie erſchloß ſich mir die äußerſt anziehende Bekanntſchaft mit ihren Freunden, dem Exzellenzpaar Baron Maltzahn, das hier überſommerte, nachdem der bedeutende Mann von ſeinem Amt als Vizeadmiral der deutſchen Marine zurückgetreten war. Ein weiterer intereſſanter Tafelnachbar fand ſich in Staatsrat Scherer, badenſchem Bundesratsmitglied, mit ſeiner Frau und einer liebenswürdigen Hallenſerin Frau Mimi Weiße hinzu. Für einige Tage erweiterte Gräfin Marietta Loudenhove aus Wien, die mir die erwähnten Briefe ihrer Großmutter im Originale übergab und die nötigen Vereinbarungen bezüglich deren Herausgabe mit mir traf, in angenehmer Weiſe unſeren Kreis. Mit Maltzahns und Fräulein von Reneſſe unternahm ich die ſchönſten Spaziergänge nach den grünen Waldbergen. Dann kehrte ich in mein einſames, durch neue Hausbewohner mannigfach geſtörtes Heim zurück.

Vor Verlaſſen Leipzigs hatte ich das druckfertige Manuſkript meines Altenburgbuchs Breitkopf und Härtel übergeben; doch das Neugießen einer ſtilvollen alten Breitkopfſchen Schrift, die meinem Buche zur Zierde gereichen ſollte, verzögerte leider den Beginn des Druckes dergeſtalt, daß dieſes ſich nicht mehr frühzeitig genug vor Eröffnung des Weihnachtsmarktes einführen konnte. Erſt Mitte November gelangten die erſten, äußerſt geſchmackvoll ausgeſtatteten Exemplare in meine Hand, als ich bereits in Friedſtein zu Gaſte war. Denn nicht groß war mein Anteil am Genießen der erſten Kunſtereigniſſe der Saiſon geweſen. Es hatte ſich weſentlich auf Strauß' „Heldenleben" im Gewandhaus, auf das erſte Debut des Prager Streichquartetts, auf Klavierabende des feinen aber zahmen Hinze-Reinhold und des großzügigen Reiſenauers — als Abſchied vor einer

amerikaniſchen Reiſe und von ſeinem Lehramt am Konſervatorium — ſowie auf einige Liederabende beſchränkt, bei deren einem Wilhelm Kienzl ſich für ſeine mehr populäre denn tiefe Lyrik der beſtechenden Vermittlung Emmy Deſtinns verſichert hatte.

In Salzburg entzückte mich auf der Durchreiſe das herrliche Denkmal der verewigten Kaiſerin Eliſabeth, in dem Helmers Meißel den ganzen Reiz ihrer unvergleichlichen Anmut feſtzubannen wußte.

In Friedſteins Nachbarſchaft hatte ſich eine bedauerliche Veränderung vollzogen. Weißenbach war im vergangenen Sommer durch den plötzlichen Tod Hermann von Wiſſmanns ſeines Herrn beraubt worden. Ein Schuß ſeines eigenen Gewehrs hatte auf der Jagd — freiwillig, oder durch ein verhängnisvolles Ungefähr, wer weiß es? — ſein Leben geendet. Im Dezember verabſchiedete ſich ſeine Witwe in Friedſtein, um ſich zeitweiſe nach ihrer früheren Heimat Löln zurückzuwenden.

Mit angeſpannteſtem Intereſſe bereitete ich die Herausgabe der Briefe Frau von Mouchanoffs unter tätiger Teilnahme der Schloßfrau vor. Ihr unbeſtechlich kritiſcher Geiſt bei empfindlichem Feingefühl macht die Fürſtin zur unſchätzbaren Beraterin. Allabendlich laſen wir uns die Briefe vor und beſprachen die erforderlichen, teils durch die Wünſche der Enkelinnen der Schreiberin, teils durch die Rückſicht auf noch Lebende, oder durch allzu breite politiſche Erörterungen gebotenen Auslaſſungen. Gräfin Thekla Loudenhove war, als die ältere der Enkelinnen, die ſich der berühmten Großmutter und mancher Familientradition noch zu erinnern wußte, in der Lage, mir für die von mir beabſichtigte biographiſche Einleitung die nötigen Grundlagen zu geben, die ihre Schweſter, Gräfin Marietta, durch von ihr erbetene briefliche Mitteilungen von Verwandten auf das glücklichſte ergänzte. Immer lebensvoller erſtand vor meiner Seele das Bild der unvergleichlichen Frau, das ſich mir vor Jahren in Weimar eingeprägt hatte. Sie bildete durch

Wochen den Mittelpunkt unſerer Friedſteiner Geſpräche, und als ich Mitte Januar mein „Winterparadies" verließ, nahm ich die kurze Lebensſkizze vollendet mit mir.

Aus dem Paradies vertrieben

1906

Zu Neujahr wurde ich durch die Nachricht erfreut, daß der Rat der Stadt Leipzig eine Straße nach Simildes Namen benannt habe.

Im Januar bekam ich Gerhart Hauptmanns „Weber" — kein Drama, ſondern ein Sittenbild, das die Nöte der von ihren Fabrikherren ausgeſaugten armen ſchleſiſchen Arbeiter in ergreifender Weiſe vor Augen führt — zum erſten Male zu ſehen. Bald darauf zogen auch Maxim Gorkis „Kinder der Sonne" in Leipzig ein: eine traurige Geſellſchaft, die der Autor, der ſie als ruſſiſcher Revolutionär im Gefängnis zeichnete, entſprechender „Kinder der Nacht" getauft haben würde.

Im Gewandhaus wurde ein Füllhorn willkommener Neuheiten über uns ausgeſchüttet. Da wären Tſchaikowskys dramatiſche Phantaſie „Hamlet", Wagners fünf Weſendonk-Geſänge in Mottls Orcheſtration, von Maikki Jaerneſeld neben ſchwediſchen Liedern geſungen. Da war — ein überflüſſiges Experiment — Weingartners Orcheſterbearbeitung von Beethovens großer Quartettfuge Op. 133. Dann Liſzts „Ideale", Berlioz' Orcheſterſätze aus „Romeo und Julie" und die große Didoſzene aus den „Trojanern", durch Frau Lahier, außer altitalieniſchen Geſängen, temperamentvoll verlebendigt. Endlich als Neu-Altes, Rameauſche Ballettſätze, von Mottl für den Konzertvortrag eingerichtet. Auch ein neuer Reger in der letzten Gewandhaus-Kammermuſik.

Der Riedelverein erinnerte durch Wiederaufnahme von Liszts Graner Messe an seine Großtat, das gewaltige Werk einst zuerst in Deutschland aufgeführt zu haben. Richard Strauß griff in einem eigenen Konzert auf Früheres: „Guntram"-Vorspiel, „Don Juan", „Tod und Verklärung" zurück, darin er sich noch nicht als Übermensch zeigt. Emil Sauer — zwar keiner der tiefstschöpfenden, doch einer der elegantesten, technisch-unfehlbarsten Klavierkünstler —, und Fanny Davis — eine vorzügliche, wenn auch nicht hinreißende Pianistin — gaben Klavierabende. Aino Ackté, die mit verwegener Reklame angekündigte Pariser Sängerin, vermochte im Zentraltheatersaale durch allerlei Theatermätzchen und Grimassen den ernsthaften Zuhörer nicht für einen Reinfall schadlos zu halten.

Die Matthäuspassion, die Nikisch in den letzten Jahren geleitet hatte, ging jetzt an Straubes Führung über, die der Originalpartitur folgt. Reinecke trug für das Cembalo Sorge, die Chöre nahmen ein belebteres Tempo an. — Eine Reinecke-Matinee bot den Freunden des verdienten Künstlers Gelegenheit, sich an seinem, vom trefflichen „russischen Trio" wiedergegebenen Klaviertrio, wie an Chorgesängen und dem „Geiger von Gmünd" — einem größeren Tongedicht für Deklamation mit Soli, Chor und verschiedenen Instrumenten — zu erfreuen.

Am 5. Mai erlebte Leipzig die Erstlingsaufführung der „Salome" von Strauß. „Das Perverseste, was es geben kann," sagt mein Tagebuch. „Korrupter Geschmack nur konnte diesen Stoff wählen, korrupte Phantasie nur ihn vertonen. Hier mildert die Musik nicht das Widerwärtige, das in der Koketterie einer Teufelin mit einer großen reinen Gestalt der heiligen Geschichte liegt. Gleichwohl ist Genie im Ganzen; aber ein satanisches. Strauß selber ist hier eine Art Luzifer — ihm liegt das Häßliche." —

Interessant war ein vielbesuchter Vortrag Ellen Keys, in dem sie sich über „Vaterlandsliebe und Weltgefühl" ver-

breitete, letzteres als das höhere bezeichnend und den Krieg als ſolchen tadelnd.

Ein origineller Redner ließ ſich in der Internationalen Muſikgeſellſchaft vernehmen und bemächtigte ſich des Intereſſes der Leipziger Muſikkreiſe. Er kam auch zu mir und wiederholte ſeine Beſuche häufig. Frederik Horace Clark nannte er ſich und machte für eine eigene Art des Klavierſpiels, die er „Harmonie-Technik" nennt, Propaganda. Unter den aus Villa d'Eſte gekommenen Briefen an Liſzt war mir vor Jahren ſein Name zuerſt begegnet, als er dem Meiſter mitteilte, daß die Begeiſterung für ihn ihn aus Amerika nach Europa getrieben habe und daß er, da er ihn nicht in Weimar fand, im Begriff ſtehe, ihm zu Fuß nach Rom nachzuwandern. So geſchah es in der Tat. Durch Liſzts Tonwerke entflammt, hatte der 1856 bei Chicago Geborene beſchloſſen, ſich der Muſik zu widmen. Zu dieſem Zweck, in der Hoffnung, ſeinem Ideal in Weimar nahen zu können, war er, trotz des Widerſtandes ſeiner Familie, die ihm jegliche Unterſtützung verweigerte, nach Europa gelangt und hatte zuvörderſt auf dem Leipziger Konſervatorium ſeine muſikaliſche Ausbildung erhalten. Mittellos, war er von da nach der Ilmſtadt gepilgert, um Liſzt zu hören. Daß der Meiſter ſich zu jener Zeit in Rom befand, war ſeinem glühenden Eifer kein Hindernis. Unter Entbehrungen aller Art, wanderte er ihm auch dahin nach und ward belohnt. Liſzt nahm ihn in ſeiner gütigen Weiſe auf, ließ ihn vorſpielen und behielt ihn eine Zeitlang bei ſich. Da er der für einen Liſztſchüler erforderlichen Vorbereitung noch ermängelte, empfahl ihm der Meiſter, ſich ſolche noch durch weitere Studien auf dem Konſervatorium zu erwerben, wobei er ſich bei ihm Rats erholen durfte. Die gewonnenen Erfolge ſuchte Clark ſodann längere Jahre durch Unterrichterteilen in Amerika zu verwerten. Dann trieb es ihn nach Berlin, um ein Werk, an dem er ſchrieb und in dem er ſeine dem Spiele Liſzts entnommene Theorie klarlegen wollte, zu veröffentlichen und ſeiner Theorie Bo-

den zu ſchaffen. Das Geheimnis der Liſztſchen Spielweiſe und ihrer mit der keines anderen Klavierkünſtlers vergleichbaren weltentrückenden Wirkung erklärt er, wie pſychologiſch durch die ideale Natur des Meiſters, ſo phyſiologiſch durch die ihm eigen geweſene Harmonie der Bewegungen von Schulter, Ober-, Unterarm und Hand, vermöge deren er, im Gegenſatz zu der allgemein üblichen Schlagtechnik, zu einer wie von innen herausfließenden beſeelten, nie gewaltſamen oder harten Tonerzeugung gelangte.

Was bei Liſzt individuell war, will Clark generaliſieren. Eine Klaviertechnik dieſer Art einerſeits als Virtuos vorzuführen, andrerſeits theoretiſch durch Vorträge und ein von ihm begonnenes Werk zu verbreiten, ſieht er als ſeine Lebensaufgabe an. Da er dieſelbe nur in Deutſchland löſen zu können glaubte, gab er ſeine geſicherte Stellung in ſeinem Heimatlande auf, veranſtaltete zunächſt in Berlin günſtig aufgenommene Konzerte und kam nun, einen Verleger für ſein Buch ſuchend, nach Leipzig. Fanatiker ſeiner Idee, geriet er derart in Bedrängnis, daß er ein elendes, fünf Treppen hoch gelegenes Zimmer ohne Bett bewohnte und ſich monatelang nur von Kaffee und Brot ernährte, deſſenungeachtet aber weder eine Unterſtützung erbat noch annahm. Einen praktiſchen Beweis für ſeine Theorie vertagte er bis zum November 1907, nachdem er Leipzig wieder mit Berlin vertauſcht und dort in Simrock einen Verleger für ſein Werk „Liſzts Offenbarung" gefunden hatte. Diesmal führte er im Künſtlerhaus auf einem nach ſeiner Angabe gebauten „Harmonie-Klavier" mit zu Schulterhöhe erhobener Klaviatur, vor dem er ſtehend ſpielt, ſeine Methode vor. Nicht nur die Arm- und Rückenmuskeln, der ganze aufrechtſtehende Körper, ſo lehrt er, muß ſich am Spielen beteiligen, da beim Sitzen die Bewegung zerſtückelt werde. Stehend alſo — ein fremdartiger Anblick — ließ Clark uns Bachs Goldberg-Variationen und mehrere Liſztſche Stücke hören. Ich weiß nicht, ob er viele der Anweſenden überzeugt hat.

In meinem Leben bereitete ſich mittlerweile ein mir tief

schmerzlicher Wechsel vor. Vorausſehen müſſen hatte ich ihn längſt; nichtsdeſtoweniger traf mich die Tatſache ſchwer, als Simildes Erben mir wegen bevorſtehenden Verkaufs des Hauſes meine geliebte Wohnung kündigten. Der Termin ſchob ſich noch hinaus. Dennoch mußte ich mich für alle Fälle nach einer neuen Unterkunft umſehen und fand eine ſolche in dem mich noch gegenwärtig beherbergenden Quartier auf der Wettinerſtraße, das freilich auch nicht von fern einen Vergleich mit meinem Saale zuließ. Doch wo hätte ich einen ſolchen wiederfinden können?

Ganz Leipzig nahm am Schickſal von Gerhards Garten teil. Neugierige drängten ſich in Scharen heran, die denkwürdige Stätte zu ſehen. Die Preſſe, ja eine Dresdner Kommiſſion zur Erhaltung ſächſiſcher Kunſtdenkmäler trat für den Ankauf ein. In gleichem Sinne ſuchte der von Haus und Garten entzückte Weimarer Dr. Obriſt, auf und durch Schulze-Naumburg zu wirken. Mehr oder weniger günſtige Ausſichten auf eine Möglichkeit in meinem Öſerſaale oder doch im Hauſe zu verbleiben eröffneten ſich, zerfloſſen aber, als zuletzt der Leipziger Rat als Käufer auftrat, um, wie ſich auf eine Anfrage meinerſeits zweifellos herausſtellte, das Haus niederzureißen und an ſeiner Stelle eine profane elektriſche Station zu errichten. So entſchied ſich mein Geſchick. Mir war, als ſei mir Similde, da ich mich aus ihrem Hauſe losreißen mußte, ein zweites Mal geſtorben. Doch ward mir eine Friſt bis Mitte Oktober gegönnt. Eine einzige wohltuende Ablenkung und Erhebung gab es jetzt für mich: Bayreuth.

In der Maxſtraße bei Frau Ottmar Grünewald, der Schwägerin meiner erkrankten bisherigen Wirtin, quartierte ich mich diesmal ein. Sie verſteht, es jedem bei ſich behaglich zu machen und iſt mich nicht wieder losgeworden, ſo oft die Feſtſpiel- oder Probenzeit naht.

Gottlob, hier atme ich wieder Höhenluft! Das Schwertmotiv ruft uns auf unſere Plätze, und welcher Stimmungszauber umfängt mich ſchon im „Rheingold“!

Den Walkürentag beginne ich in der Grabkapelle, die meines Meisters letzte Reste birgt. Da lege ich ihm den gewohnten Rosenstrauß zu Füßen. Im Wahnfriedgarten verplaudere ich eine halbe Stunde mit den Töchtern des Hauses. Den Siegmund singt diesmal der Däne Peter Cornelius sehr schön. Der das Herdfeuer hütenden Sieglinde Fleischer-Edel gebricht es nur am inneren heiligen Feuer. Die Fricka der Reuß-Belar deucht mich so wenig reizvoll, daß mir Wotan-Soomers Untreue verzeihlich scheint. Ernst Kraus, der sonnige Held, und die Gulbranson begeistern wieder.

Vollendetes bringt der „Tristan", von Mottl geleitet, von Bary und der Wittich in den Hauptpartien gesungen. Die sonst kühle Dresdner Primadonna ist zur lodernden Flamme geworden. Felix von Kraus singt den Marke in seiner vornehmen Weise, nur ohne einen Tropfen Bühnenblutes. Soomer ist ein vortrefflicher Kurwenal. Mottls Leistung deucht mich ungeheuer groß, überwältigend. Er bleibt für mich der ideale Tristanleiter. Nie hörte ich das mir tief ins Herz gewachsene Werk vollendeter.

Als Parsifal erzielte Erik Schmedes stärkere Wirkung als die Kundry Frau Leffler-Burckhardts, die, keine Gesangskünstlerin, auch des äußeren Kundryzaubers entbehrt. Knüpfer stellt einen belebteren Gurnemanz dar als Felix von Kraus. „Es war zu schön!" sagte ich mir immer wieder auf dem Heimweg vor.

* * *

In Leipzig gab ich alsbald das Manuskript meines Mouchanoffbuchs in Druck und bereits vor Ende Oktober lag das Buch fertig vor. Eine seiner ersten Bestellerinnen war die Königin Elisabeth von Rumänien. Es fand, zumal in aristokratischen Kreisen, viel Anklang und erlebte bald eine zweite Auflage. Was Wunder? Hatte die Briefschrei-

berin doch eine vielbeneidete Rolle in der großen Welt Europas geſpielt und wußte von den höfiſchen, politiſchen und muſikaliſchen Ereigniſſen ihrer Zeit in ſelten geiſtvoller individueller Weiſe zu berichten. —

Am 15. Oktober ſagte ich dem geliebten Hauſe und meinem Saale in heimlichen Tränen Lebewohl und ſiedelte, unter Beiſtand meiner Schwägerin Laura, aus einem idealen Heim in eine Allerweltswohnſtätte über. Ein paar Büſche nahm ich mit Erlaubnis des Käufers aus dem tempelgeſchmückten Garten mit mir und verpflanzte ſie in mein kleines Gärtchen. Jahrelang ließ mich das Heimweh nach dem „verlorenen Paradieſe" nicht los. Es überkommt mich oft noch heute.

Freundlich fügte es der Himmel, daß eine baldige Einkehr in Friedſtein mir Ablenkung brachte. Doch fühlte ich mich verpflichtet, vor meinem Aufbruch noch bei einem Liſzt-Liederabend von Johanna Dietz mit Kellermanns feiner Begleitung, einem Klavierabend Reiſenauers, ſowie der durch Nikiſch erſtmals vorgeführten zweiten Mahlerſchen Symphonie in C-moll gegenwärtig zu ſein. Sich über fünfviertel Stunden ausdehnend, enthält dieſe, wie alles Mahlerſche, viel Ungleichmäßiges, Leeres, auch an andere Meiſter und Muſter Anklingendes. Neben Wagner und Berlioz reichen ſich Schumann und Chopin die Hand. Schroffe Gegenſätze treten auf: den erſten Satz, einen Trauermarſch, unterbricht eine Art Hexenſabbath. Als zweiter Satz ſtellt ſich ein Ländler mit eigentümlichem Trio ein. Die größte Wirkung iſt dem letzten Satz „Urlicht" — einem choralmäßigen Geſang aus „Des Knaben Wunderhorn" für Chor, Sopran- und Altſolo — vorbehalten. Das Ganze ermüdet, ſo daß es eine dankenswerte Verfügung Nikiſchs war, uns durch Wagnerſche Gemütstiefe und Tongewalt: durch „Siegfried-Idyll" und „Meiſterſinger"-Vorſpiel zu beſchwingen.

In Friedſtein verfloſſen mir bei ſeiner Herrin die dort allezeit zu findenden harmoniſchen Tage, die es zu einer

Insel der Glücklichen machen. Diesmal traten daselbst keine neuen Erscheinungen in meinen Gesichtskreis. Statt dessen ließ mich die liebe Gräfin Berta Lamberg — jetzt Herrin der Villa Fischerlehen — einige Kabinettstücke ihrer Feder: Bilder und Volkstypen aus dem Ennstal, hören, die ich zu meiner Freude ans Licht lockte.

Mit der Fürstin fuhr ich zu einer stimmungsvollen Adventfeier im Kapuzinerkloster bei Irdning und sah die von milden Gaben neuerbaute Lourdeskapelle im festlichen Lichterglanz. Am Weihnachtsabend brannte, wie gewohnt, unter Eis und Schnee bei zehn Grad Kälte mein Christbaum am Kalvarienberg und die Mitternachtsmette fand uns unter den Andächtigen.

Der Liszt-Carl Alexander-Briefwechsel

1907

Im Laufe der Zeit war der Umgang mit Auguste Götze schwieriger geworden. Tiefes Unbefriedigtsein bemächtigte sich ihrer. Dem Gesetz ihres dramatisch angelegten Naturells gemäß, war sie Illusionen und Übertreibungen unterworfen, deren sie weder im häuslichen noch im Berufsleben mehr Herr ward. Dazu fühlte sie sich krank, klagte über Schmerzen, gab wenig Unterricht, wies ärztlichen Rat aber von sich. Ich hielt ihre Krankheit für vorwiegend imaginär, für Erschlaffung der Willenskraft und Selbstbeherrschung und suchte bei meinen täglichen, mir nicht eben leicht werdenden Besuchen ihre Stimmung möglichst zu heben und ihr Zerstreuung zu bringen; doch ihre Teilnahme an allem versagte mehr und mehr. Auch als sie sich endlich in ärztliche Behandlung gab, zeigte sich keine Besserung. Sie lag viel zu Bett, ja ihr Bewußtsein schien zuweilen getrübt. So

ging es das Frühjahr, ging es den Sommer und Herbſt hindurch.

Alsbald nach meiner diesmal ungewöhnlich ſpäten Rückkehr aus Friedſtein erregte im Gewandhaus der ruſſiſche Kontrabaßvirtuos Sergei Kuſſewitzky, der ſein ſchwerfälliges Inſtrument mit verblüffender Leichtigkeit, Eleganz und Klangſchönheit handhabte, Aufſehen. Dann gab es eine von Weihe getragene Aufführung der „Heiligen Eliſabeth", der auch der andernorts öfters ausbleibende letzte Teil „Die Begräbnisfeier im Marburger Dom", als mächtig wirkender, echt katholiſch-kirchlicher Schluß nicht fehlte. Nach langer Pauſe lebte Berlioz' „Harold" wieder auf. Merkwürdig zahm klingt ſelbſt die verpönte Orgie des Finale dem heutigen Ohr. Die Schwedin Walborg Swärdſtröm, eine Pianoſpezialität mit ausnehmend ſchönen Kopftönen, glänzte in einer Mozartarie und Liedern ihres Landes. Das Münchner Quartett mit Berber an der Spitze ließ uns in idealer Weiſe die Krone aller Quartette, Beethovens Cis-moll und mit Pembaur ein feſſelndes Quintett von Beer-Walbrunn hören.

Anfangs März wagte Winderſtein mit Mahlers ſechſter Symphonie — einem wahren Ungeheuer an Länge — einen großen Wurf. Senſation ſcheint das Motto des Komponiſten. Dennoch täuſcht er, mit abſoluter Muſik und klaſſiſchem Schema paradierend, klaſſiziſtiſche Ziele vor, die zu ſeiner Weſensart im Widerſpruch ſtehen, wie ſich überhaupt Wollen und Können bei ihm nicht deckt. Von melodiſcher Eigenart iſt wenig zu ſpüren, dafür wird fremdes Gut herbeigezogen und die Spekulation iſt am Werk. Eifrig um Erweiterung des Orcheſterapparates bemüht, verſetzt er das neuerdings durch den Hammer von ihm bereicherte Schlagzeug in ungemeſſene Tätigkeit. Nur die Kanone fehlt noch. Zwei Stunden faſt währte der lärmreiche Genuß.

In der internationalen Muſikgeſellſchaft ſprach Arthur Smolian über Liſzts ſymphoniſche Dichtungen, Profeſſor Rudolf Schwarz über eine von ihm entdeckte Größe: Philipp Dulichius (1563—1630), von der er zwei Chöre vorführte.

Frau Landowska aus Paris, die sich das alte Cembalo als Konzertinstrument erkoren und ihm und sich Erfolge damit errungen hat, erschien und erspielte ihrem Instrument, trotz dessen klangdürftigem, zirpenden Charakter, Freunde.

Vielbesucht war eine Klinger-Ausstellung. Nicht minder die ihr folgende Meumer-Ausstellung. Ich wüßte nicht, wo des französischen Künstlers „Denkmal der Arbeit" an Größe und monumentaler Macht seines gleichen hätte.

Unterdessen lag mir eine neue Arbeit im Sinne. Die mir bisher vereinzelt zu Händen gekommenen Briefe Liszts an den Großherzog Carl Alexander von Sachsen, sowie dessen Erwiderungen, hatten mich auf den Wert dieses Briefwechsels hingewiesen und mir den Wunsch seiner Herausgabe nahegelegt. Auf ein Gesuch an das Weimarer Staatsministerium, ihn mir zugänglich zu machen, erfolgte die Antwort, daß derselbe, weil noch ungeordnet, nicht nach auswärts versandt werden könne, mir jedoch an Ort und Stelle offen stehe. So begab ich mich denn anfangs Mai nach Weimar. Im dortigen Staatsarchiv sah ich mich durch dessen Direktor Dr. Burkhardt und den mir von Leipzig her bekannten Archivar Dr. Johannes Trefftz aufs entgegenkommendste in meinen Zwecken unterstützt und konnte binnen ein paar Wochen Durchsicht und Auswahl von etwa dreihundert Originalen beenden. Von der mir in Tabarz befreundet gewordenen Fräulein von Renesse gastfreundlich beherbergt, machte ich in den Freistunden mit ihr allerlei Ausflüge, ließ mich in der Goethe-Gesellschaft durch einen Vortrag Jakob Minors über Goethes Mahomet unterrichten und lernte durch meine Gastfreundin manch interessante Persönlichkeit kennen. Unter ihnen an erster Stelle Fräulein Charlotte Krackow — ein letztes, 82jähriges Überbleibsel aus der Goethezeit. Mir war's, als wir sie besuchten, als habe die Zeit still gestanden in dem alten Patrizierhause in der Jakobstraße, in dem, unter dessen früherem Besitzer Hofrat Kirms — dem Onkel der gegenwärtigen Eigentümerin und einstigen Erzieher der großherzoglichen Kinder, der zur Zeit

von Goethes Theaterleitung auch die Kassengeschäfte des Hoftheaters verwaltete — Goethe aus- und eingegangen. Und nicht nur er; gleich ihm Carl August und Herzogin Anna Amalia, Großfürstin Maria Paulowna und ihre Kinder Carl Alexander und die Prinzessinnen Maria und Augusta, die nachmalige deutsche Kaiserin, die Herzogin von Orleans, Frau von Staël, Humboldt, Rauch, Preller und viele andere. Nach der Straße zu stattlich, schaut das Gebäude, mit seinen, von den hohen Baumkronen im Hof überschatteten, altersschwarzen Holzgalerien und den ausgetretenen Treppenstufen, im Innern eher verwohnt aus. Im altmodischen Garten, zwischen den von wucherndem Bux eingefaßten Blumenbeeten, im Gartensalon, wo wir auf steifen Empiremöbeln vergilbten Büsten verstorbener großherzoglicher Paare ins Antlitz blicken, indes der Teekessel brodelt und trotz des Junitages ein behagliches Feuer im Kamin flackert, und nebenbei die greise Herrin mit kräftiger Stimme und jugendlichem Temperament Autographe von Goethe, Schiller und dem alten Fritz erläutert, träumen wir uns ein Jahrhundert zurück*). Auch in ihren mit Urväter Hausrat gefüllten Zimmern oben fällt jeder Blick auf Bilder und Kunstgegenstände aus Weimars großer Vergangenheit.

Nach erfolgter großherzoglicher Erlaubnis zur Veröffentlichung der von mir ausgewählten Briefe wurden mir die Originale nach der Leipziger Universitätsbibliothek gesandt, wo ich, dank gütiger Verfügung des Direktors Dr. Boysen, im Goethezimmer die Arbeit in aller Ungestörtheit vollenden durfte.

Nebenbei hatte ich die Beschäftigung mit Beethovens „Unsterblicher Geliebten" nach längerer Unterbrechung wieder aufgenommen. Die Spur Lotti Languiders, der er-

*) Eine anschauliche Schilderung des Milieus, in dem die 1915 verstorbene Charl. Krackow lebte, veröffentlichte Mr. Albert Morris Bagby, ein amerikanischer Schüler Liszts, in seinem hübschen Buch „Miß Träumerei" (New York 1903).

wähnten Hausfreundin der Gallenbergs, wies nach Preßburg. Da knüpfte ich an und hatte das Glück, im dortigen, mir als Liszfreund bekannten Stadtarchivar Johann Batka einen ebenso kundigen als gütigen Helfer zu finden. Durch einen Neffen der Gräfin Therese Brunsvik, Graf Dezasse in Preßburg war ihm bestätigt worden, daß diese tatsächlich die Adressatin des berühmten Liebesbriefes sei, ja daß deren im Besitz seiner Tochter befindliches Tagebuch viele Mitteilungen über Beethoven enthalte. Ein Einblick in dies Tagebuch blieb allerdings sowohl Batka als mir verweigert. Doch wußte ersterer meine Forschungen einerseits durch seine scharfsinnig begründete Hypothese, daß der im Liebesbrief ungenannte ungarische Badeort als Pystién im Waagtal, das rätselhafte K an selber Stelle als Korompa, der Stammsitz der Brunsviks, zu deuten sei, anderseits durch Angaben ungarischer Quellen über Therese Brunsvik und ihre Familie, zu fördern. Das Gesamtergebnis, soweit es nun vorlag, beschloß ich, in einem für die „Neue Rundschau" bestimmten Artikel niederzulegen.

* * *

Bevor der lebhafte Wogenschlag unseres Leipziger Musiktreibens im Herbst wieder einsetzte, erschütterte uns die Kunde vom plötzlichen Ableben Alfred Reisenauers. Inmitten der Triumphe einer russischen Konzertreise war der sich anscheinend der festesten Gesundheit Erfreuende in Libau einem Schlaganfall erlegen. In die Reihe der großen Schüler Liszts, wie in das Leipziger Musikleben riß dieser vorzeitige Hingang eine klaffende Lücke, ob auch äußerlich der gewohnte Gang weiterging und eben damals der vierzehnjährige Miecio Horszowski die Zuversicht stärkte, daß die Klavierwunder nicht sobald aussterben werden.

Das erste Gewandhauskonzert führte uns Bruckners zweite Symphonie in C-moll, dazu, als erwünschten Gast, Scheidemantel als Gluck- und Wolfsänger, vor. Das zweite

gedachte des am 4. September heimgegangenen Edvard Grieg in deſſen altnorwegiſcher Romanze mit Variationen für Orcheſter. Ein Philharmoniſches Konzert, vom früheren Sondershäuſer Kapellmeiſter Schröder geleitet, machte die Leipziger mit Liſzts „Bergſymphonie", als mit einer ſich verſpätet einſtellenden Novität, bekannt. Außer in einer Weimarer Probe im Jahre 1856 habe ich das gedanken- und phantaſiereiche Werk nie vernommen. Zum erſten Male auch warb das Flonzaley-Quartett mit Werken von Mozart und Beethoven und einzelnen Sätzen von Chauſſon und Reger um den Beifall unſeres Publikums und ſah ſich mit Dank und Anerkennung begrüßt.

Als ich vor meiner Abreiſe nach Friedſtein Abſchied von Auguſte Götze nahm, ſchien ihr mein Fortgehen ſehr ſchmerzlich; war ich doch die einzige, die ſie zu ſich ließ. „Meine ſüße liebe Marie," rief ſie in einem Ausbruch ihr ſonſt völlig fremder Zärtlichkeit mir zu, und klagte unter Tränen, daß ſie mich nicht wiederſehen werde. Doch erfüllte ſich ihre trübe Vorausſicht nicht.

Am 1. Dezember traf der erſte Band der bei Breitkopf & Härtel erſcheinenden Geſamtausgabe der muſikaliſchen Werke Liſzts in Friedſtein ein. So war die große Tat zur Ehrung des Meiſters ungeachtet aller Hinderniſſe, die ſich ihr aus dem Direktorium des Allgemeinen Deutſchen Muſikvereins entgegengeſtellt hatten, glücklich in Fluß gekommen.

Vor Jahresſchluß, am 30. Dezember, beging ich in aller Stille meinen 70. Geburtstag; ſelbſt meiner hohen Gaſtfreundin verheimlichte ich ihn. Glückwunſchtelegramme und -briefe gingen mir in nie geahnter Fülle zu. Mehr als ichs verdiente, ſah ich mich geehrt, zumal als mir eine Drahtnachricht des ſächſiſchen Kultusminiſteriums die Verleihung des Maria Anna-Ordens meldete. Muſikzeitungen und andere Blätter gedachten freundlich meiner; auch meine Verleger Breitkopf & Härtel widmeten mir in ihren „Mitteilungen" einen Artikel. Ich ſelbſt faßte den Entſchluß, nunmehr an Aufzeichnung meiner Lebenserinnerungen zu gehen,

wozu mich viele Freunde, vor allen die Fürstin, seit Jahren angetrieben hatten. Doch zunächst verlangte der Liszt-Carl Alexander-Briefwechsel, der mich beschäftigte und aus dem ich vorläufig eine Auswahl von mir ins Deutsche übersetzter Schreiben in der „Neuen Rundschau" erscheinen ließ, nach Vollendung.

Ehe ich Friedstein verließ, durfte ich der Schloßfrau zur Verlobung ihres jüngsten Sohnes Prinz Gottfried mit Erzherzogin Henriette, Tochter des Erzherzogs Friedrich, gratulieren und mich mit ihr des warmen Glückwunsches freuen, den Kaiser Franz Josef ihr sandte.

Memoiren der Gräfin Brunsvik

1908

Im Januarheft der „Neuen Rundschau" trat meine Studie über Beethovens „Unsterbliche Geliebte" ans Licht. Sie wurde vielfach, bald mehr, bald minder zustimmend, besprochen und trug mir ein besonders herzliches Schreiben von Wahnfried ein. Einige Wochen später ward mir die Genugtuung zuteil, durch Gräfin Berta Lamberg zu erfahren, daß zwei ihr befreundete Gräfinnen Deym, Großnichten Therese Brunsviks, deren eine im Theresianischen Stift auf dem Hradschin ihre Stiftsschwester ist, auch ihrerseits bestätigten, daß Gräfin Therese die Unsterbliche Geliebte Beethovens war und daß das so heiß von mir gewünschte Tagebuch sich in ihrem Besitz befinde, mir auch zur Benutzung zugestellt werden solle, falls der Bruder der Gräfinnen seine Zustimmung hierzu erteile.

Wer war glücklicher als ich, nun ich bald darauf dies Tagebuch in meiner Hand hielt? Ein rascher Einblick in die umfangreichen Blätter zeigte mir freilich, daß, was den

Verwandten als Tagebuch galt, keine Selbſtbekenntniſſe ſind, denen die Schreiberin unmittelbar die intimſten Regungen ihrer Seele anvertraute, ſondern Memoiren, die ſie, rückſchauend aus weiter zeitlicher Ferne, als ein Stück Familien- und Zeitgeſchichte, „zu Nutz und Frommen anderer" niederſchrieb. Beethoven erſcheint darin als ihr und der Ihrigen verehrter Freund, ihr vielgeliebter, vielbewunderter Lehrer; von Herzensbeziehungen zu ihm verraten ſie nichts; man müßte ſie denn zwiſchen den Zeilen leſen und den Hinweis auf „eine Leidenſchaft, die ihr Herz verzehrte", auf ihn deuten.

Kurz, nach dieſer Seite bereitete mir das Tagebuch, von dem an verſchiedene Familienzweige Abſchriften übergegangen waren, eine Enttäuſchung. Gleicherweiſe inſofern die von Thayer befürwortete Datierung des Liebesbriefs vom 6. Juli 1806, zufolge eines ſiebenbürgiſchen Aufenthalts Thereſe Brunsviks zu dieſer Zeit, unhaltbar wurde. Ich glaubte den Brief demnach in das von Thayer früher gleichfalls für möglich gehaltene und nur eines (von Deiters ſpäter widerlegten) Bedenkens halber — nämlich eines vermutlichen Schreibfehlers Juli ſtatt Juni — abgelehnte Jahr 1807 verlegen zu dürfen und tat dies unter Nachweis meiner Gründe in dem Buche, das unter dem Titel: „Beethovens Unſterbliche Geliebte. Das Geheimnis der Gräfin Brunsvik und ihre Memoiren" im Spätherbſt 1908 an die Öffentlichkeit trat. Nachmals iſt noch eine andere Möglichkeit des Vollzugs der Vorgänge in mir aufgeſtiegen; doch iſt hier nicht der Ort, ſie näher zu berühren. Mit dem zeitlichen Zurechtrücken des nicht in richtiger chronologiſcher Folge ſtehenden Memoirenmanuſkriptes, den nötigen Vorunterſuchungen und Korreſpondenzen mit den Verwandten Thereſe Brunsviks — über die nach den bisherigen ganz unzulänglichen Angaben des Gothaer Almanachs erſt deſſen neueſte diesjährige Ausgabe genügende Auskunft erteilte — gingen Monate hin.

Mittlerweile entzückte uns im Gewandhaus die ſich in

Mozarts A-dur-Konzert und César Francks'chen symphonischen Variationen bezeugende vollendete Virtuosität und außergewöhnliche Tonschönheit Raoul Pugnos. Als ganz nur Stimmung, Duft und Farbe stellte sich Debussys harmonisch äußerst pikanter „Après-midi d'un faune", durch sordinierte Geigen, Harfe, Oboe usw. hingehaucht, dar. Eine anregende Novität wurde uns in „Mignons Requiem" von Theodor Streicher, ein stimmgesegneter tschechischer Tenor in Otto Mařak beschert. Begeistert begrüßt sah sich der Dresdner Generalmusikdirektor von Schuch, als er, Nikisch vertretend, in der ihm eigenen schwung- und temperamentvollen Weise bei einer Haydnschen Symphonie, Beethovens, von Backhaus technisch vollendet, nur nicht genügend innerlich gespieltem Es-dur-Konzert und „Tod und Verklärung" den Taktstock führte. Wagners 25. Todestag feierte man mit Eroica, Faust- und Holländer-Ouverture und Tannhäuser-Bacchanale, wie auch die Philharmoniker ihn durch Meistersinger und Tristanvorspiel, Siegfrieds Trauermarsch und die von Mottl neu herausgegebenen Konzertouvertüren ehrten.

Die letzte Gewandhaus-Kammermusik tönte unter anderem mit einem neuen E-moll-Trio von Reger unter dessen pianistischer Mitwirkung aus. Von Solistenkonzerten übte insbesondere Julia Culps vornehme Kunst durch Liederspenden von Schubert, Schumann, Wolf Anziehung aus. Richard Burmeister, Schüler Liszts, spielte geistbelebt Werke seines Meisters und Chopins und begleitete von ihm selbst für melodramatischen Vortrag eingerichtete Dichtungen Kornel Ujejskis, die, gleich Liszts „Leonore", von Frau Albertine Zehme wirkungsvoll vorgetragen wurden. Als Nachzügler folgte im Mai noch ein gelungenes Konzert im Zoologischen Gartensaal, in dem der Theaterkapellmeister Hagel Liszts „Dante-Symphonie" und Szenen aus „Parsifal" dirigierte.

★ ★

★

Am 29. April ward ich frühzeitig zu Auguſte Götze gerufen, da ihr Zuſtand beſorgniserregend ſei. Obgleich ich eiligſt eintraf, fand ich ſie nicht mehr am Leben. Sie ſah ſchön und friedvoll aus; Gott hatte ihren letzten Wunſch erhört: ohne Kampf war ihre Seele entflohen. Wenige Tage zuvor hatte ſie mir geſagt, wie heiß ſie den Tod herbeiſehne, hatte Abſchied von mir genommen, mir in rührender Weiſe für meine Freundſchaft und für jede ſchöne Stunde, die ich ihr geſchaffen, gedankt, mir auch ihre Vittoria, ihr Lieblingswerk, ans Herz gelegt. Nun war ſie am Ziele und ihre unbefriedigte Seele hatte die ewige Ruhe gefunden. Schon am Nachmittag lag ſie, weiß gekleidet, einen Lorbeerkranz auf dem Haupte, Vergißmeinnicht in den gefalteten Händen, inmitten ihres Muſikzimmers, wo ſie allzeit treu ihres Berufs gewaltet, im Sarge aufgebahrt. Am 3. Mai beſtatteten wir ſie. Paſtor Pank und der Vorſitzende der Leipziger Goethegeſellſchaft, Siedel, ſprachen, Röthigs Quartett ſang, zahlreiche Freunde und Schülerinnen brachten der Verklärten ihren letzten Dank dar. —

Im Mai feierte Leipzig abermals ein Bachfeſt. Bei dieſer Gelegenheit fand nachmittags von 3 bis 5 und nach mehrſtündiger Pauſe von $^1/_2$8 bis $^3/_4$10 Uhr abends eine ungekürzte Aufführung der Matthäuspaſſion in der Thomaskirche ſtatt, vor der ſich das in jenen Tagen eingeweihte Bach-Denkmal nach Seffners Entwurf erhebt. Als einheimiſche und fremde Bachverehrer am Ende der Matthäuspaſſion die Kirche verließen, hörte ich die überwiegende Meinung ausſprechen, daß ſich der allzugroßen Ausdehnung wegen eine ſtrichloſe Darbietung nicht empfehle. So wird man wohl nach wie vor die übliche Gewohnheit beibehalten, neben den feſtſtehenden allerſchönſten Sologeſängen andere nur abwechſelnd zum Vortrag zu bringen.

Im Juli verhieß Bayreuth wiederum goldene Tage. Als ich mich in Wahnfried von Gräfin Gravina und Eva Wagner lieb willkommen geheißen ſah, atmete ich fröhlich auf. Die Meiſterin bleibt leider unſichtbar. Seit einer ernſten Er-

krankung, die sie im vergangenen Jahre bei einem Besuch bei den Hohenlohes in Langenburg betroffen, zieht sie sich zurück. Ihr bewährter Arzt Schweninger ist unter den Auserwählten, denen sich der Genuß der Generalproben erschließt. Wir begrüßen uns und tauschen Erinnerungen an die unvergeßlichen Bismarcktage in Jena aus. Aufs neue erleben wir dann die Wunder des Nibelungenrings vom Glitzern der Wellen und dem Erglühen des Goldes im Rheingrunde bis zum Zerfallen Walhalls und seiner Götterherrlichkeit. Hans Richter dirigierte zu aller Freude das Werk, das sein Taktstock einst der Welt zuerst offenbarte. Manches hier wie im Parsifal ist in der Besetzung verändert. Vom Siegfried hat der jugendliche Burgstaller — ein Zögling der Bayreuther Schule — Besitz ergriffen. Am Parsifalabend war ich zwischen dem zweiten und dritten Akt mit Hans Richters, Joukowsky und einigen anderen von Wagners im großen Restaurant zum Abendessen geladen und wurde durch die Nachbarschaft des Sohnes des Hauses und Chamberlains geehrt. Wertvoll war mir die persönliche Bekanntschaft mit Joukowsky, mit dem ich früher wiederholt Briefe gewechselt hatte. Er erzählte mir, daß er sich seit kurzer Zeit in Weimar niedergelassen habe.

Einen Triumph feierte Siegfried Wagner, szenisch wie musikalisch, mit Lohengrin. Der helle, ausgezeichnet ausgebildete Tenor von Dalmorès entfaltete bei glücklicher Darstellung hohe Klangschönheit, die Fleischer-Edel war eine vortreffliche, nur zu frauenhafte Elsa, Edyth Walker eine dämonische Ortrud, Max Dawison ein wuchtiger Telramund, der Chor eine Vereinigung edelster Stimmen. Das Orchester leistete Vorzügliches; Pracht und Schönheit der kulissenlosen Dekorationen suchten ihres gleichen. Hans Richter beglückwünschte den jungen Dirigenten darnach aufs herzlichste, und das Publikum brach nach jedem Akte in stürmischen Beifall aus; doch den Bayreuther Traditionen gemäß, erschien der Gerufene nicht.

* * *

Der August fand mich in Tabarz, leider wieder als Opfer einer Regenperiode, der ich, endlich die Geduld verlierend, anfangs September mißmutig entrann. Als mich noch dort die Nachricht überraschte, daß der „Berliner Lokalanzeiger" — aus mir unbekannter Quelle — die durch mich demnächst bevorstehende Herausgabe des eben aufgefundenen Tagebuchs der Gräfin Therese Brunsvik meldete, kam ich mit meinen Verlegern überein, diese sofort in Angriff zu nehmen, was umso geratener schien, als gerade seitens Thomas-Sangallis die Hypothese aufgestellt wurde, daß in Amalie Sebald die Unsterbliche Geliebte zu suchen sei. So ging ich denn ungesäumt ans Werk, gleichviel ob sich bereits mein neuer Liszt-Briefwechsel unter der Presse befand, mir auch — als Ausbeute früherer Wiener Archivstudien — eine ansehnliche Anzahl meist italienischer Schreiben alter Wiener Hofmusiker vom 16. bis 18. Jahrhundert für Frommes „Musikbuch für Österreich" zu tun gab.

Der Liszt-Carl Alexander-Briefwechsel präsentierte sich Ende September der Öffentlichkeit. Nachdem ich ihn durch den neuernannten Kabinettssekretär Kammerherrn Dr. von der Gabelentz dem Großherzog zugesandt hatte, schrieb er mir, im Namen seines Fürsten dankend: „Diese Briefe sind für die Kenntnis dieses ebenso seltenen wie schönen Freundschaftsbundes außerordentlich wichtig und bieten als Lebensdokumente zweier außergewöhnlicher Männer auch weiteren Kreisen das größte Interesse. Alle, die in den Beziehungen von Mensch zu Mensch das Ethische und Künstlerische zu genießen wissen, werden Ihnen außerordentlich dankbar sein, daß Sie diesen Schatz aus dem Staube des Archivs ans Licht gebracht haben."

„Beethovens Unsterbliche Geliebte" kam mit Bildern, deren Originalvorlagen mir die Verwandten der Gräfin Brunsvik gütig zur Verfügung gestellt hatten, aufs schönste ausgestattet, im November heraus, als ich bereits in Friedstein Winterfreuden genoß.

Von den Leipziger vorweihnachtlichen Musikgenüssen war mir im wesentlichen nur ein Gewandhauskonzert zu Liszts Geburtstag zu gute gekommen, das einen besonders festlichen Charakter trug und „Festklänge" und „Faust-Symphonie", dazu das Es-dur-Konzert und die große Franziskuslegende, von Busoni schöner gespielt, als ich ihn jemals hörte, umfaßte.

Eine unsrer ersten Friedsteiner Ausfahrten führte uns nach Weißenbach und ließ mich voll Teilnahme das neuerrichtete Denkmal Wissmanns betrachten, das aus dem einem Obelisken eingefügten Bronzemedaillon des Frühverstorbenen besteht. Die schneebedeckten senkrecht abfallenden Schroffen der Weißenbacher Wände bilden seinen wildromantischen Hintergrund.

Als politisches Ereignis ersten Ranges, erregten die Reichstagsberichte, die am 12. November über die mit imponierender Einmütigkeit erfolgte Kaiserinterpellation durch die Lande gingen, die Gemüter.

In den ersten Dezembertagen beging die österreichisch-ungarische Monarchie das 60jährige Regierungsjubiläum des allbeliebten Kaisers Franz Josef. Auch das Ennstal beteiligte sich an der allgemeinen Landesfeier. Schlösser, Villen, Häuser bis zur kleinsten Hütte herab strahlten am Abend des 1. Dezember in hellem Freudenlicht; auf den Bergen loderten Flammen empor. Auch Friedsteins stolze Mauern prangten lichtverklärt. Wir durchfuhren in der linden Nacht das Tal weit über Trautenfels hinaus, um all die Pracht zu sehen, und kamen rechtzeitig zurück, um ein Ständchen zu hören, mit dem der Stainacher Musikchor der Fürstin seine Huldigung darbrachte. Am 2. Dezember wurde in der Niederhofener Kirche ein Hochamt zelebriert. Um 2 Uhr folgte ein Schulaktus mit hübschen Gesängen und Rezitationen der Kinder. Ihn löste ein von der Fürstin veranstaltetes Schulfest ab, wo das kindliche Publikum mit Schokolade und Kuchen gelabt ward und eine Lotterie durch viele hübsche und praktische Gaben lauten Festjubel ver-

breitete. Eine der für diese Tage geprägten Jubiläumspostkarten bewahre ich zur Erinnerung.

Gleich nach dem Feste besuchte Prinz Gottfried Hohenlohe seine Mama und brachte seine junge Gemahlin Erzherzogin Henriette mit, deren natürliche Anmut und Liebenswürdigkeit mich entzückte und uns in Friedstein unvergessene Tage schuf.

Auch im Hause Wahnfried gab es jetzt festliche Zeit: ich durfte Eva Wagner zur Verlobung mit Houston Chamberlain gratulieren. Zwei große Namen und zwei glückliche Herzen hatten sich zusammengefunden.

Im Ennstal bauten sich währenddessen hohe Schneemauern auf, und die Schlittenfahrten florierten. Kein Wort schildert die Pracht der Färbungen, die wir allabendlich erlebten, wenn wir von der Klachau, oder dem festgefrorenen Putterer See und Aigen zurückkehrten. Gegen Ende Dezember wurde es bitter kalt. Aber mein Christbaum brannte doch hell im Walde und meine Weihnachtsfeier blieb ungetrübt.

Liszts „Chopin"

1909

Von der Redaktion der Stuttgarter Musikzeitung war ich um einen Aufsatz über die Frauen in Liszts Leben ersucht worden. Er beschäftigte mich, in der Absicht ihn später weiter auszugestalten, in Friedstein und erschien im März. Gleichzeitig bereitete ich eine neue Auflage des dritten Bandes meiner Studienköpfe vor.

Meine Arbeit über die Unsterbliche Geliebte wurde mit überwiegender Zustimmung aufgenommen. Eine besonders wertvolle Besprechung ließ ihr Mr. Th. de Wyzewa in der

„Revue de deux mondes" zuteil werden. Indeſſen währte mein Briefwechſel mit den Verwandten der Gräfin Brunsvik fort und förderte manches neue zutage. Mme. Irene de Gerando, geb. Gräfin Teleki, die durch meine Nachforſchungen erſt auf den in ihren Beſitz übergegangenen Nachlaß ihrer Großtante aufmerkſam geworden war, lernte den in ihm enthaltenen Reichtum erſt jetzt kennen, ordnete ihn, teilte mir einiges über das Aufgefundene mit und lud mich freundlich zu deſſen Beſichtigung für den kommenden Sommer nach ihrem Schloß Palfalva ein, wo ſie die ſchöne Jahreszeit zuzubringen pflegte.

Üppiger denn je fand ich das Muſikleben meiner Heimat bei meiner Rückkehr Mitte Januar in Blüte ſtehend. Einen herrlichen Abend im Gewandhaus ſchuf uns die Meiſterſängerin Erneſtine Schumann-Heink durch Vortrag der Brahmsſchen Rhapſodie und dreier, von Liſzt, Mottl und Berlioz orcheſtrierter Schubert-Lieder. Im nächſten Konzert entzündete der Kaiſermarſch die Begeiſterung und Betty Schubert erſang ihren ſchönen Mitteln Beifall. Eine neue Symphonie von Akos von Buttykay wirkte bei reizvollen Themen und trefflicher Faktur friſch und phantaſievoll. Zu Mendelsſohns 100. Geburtstag rief man nach einem Gottſchallſchen Feſtprolog den „Elias" nach längerer Pauſe ins Leben. Ein weiteres Gewandhauskonzert verſchaffte uns mit einer etwas langatmigen As-dur-Symphonie des engliſchen Komponiſten Edward Elgar keine beſonders anregende Bekanntſchaft. Ein andermal ließ man Reger mit dem von ihm ſelbſt dirigierten „Symphoniſchen Prolog zu einem Trauerſpiel" und den Variationen über ein Thema von Hiller zum Publikum ſprechen. Erſterer, von dreiviertelſtündiger Dauer, enthält bei verheißungsvollem Anfang mehrere Gipfelungsanſätze, ohne es zu einer rechten Gipfelung zu bringen. Aus immer neuen aphoriſtiſchen Gegenſätzen entwickelt ſich keine einheitsvolle Durchführung. Über die Hiller-Variationen ſagt mein Tagebuch: „Ein endloſes Kombinieren und motiviſches Entwickeln von

erstaunlicher Kunst; doch unerquickliche Kakophonien, alles zu lang und breit für ein kurzes Menschenleben."

An den 150. Todestag Händels erinnerte dessen neben der neunten Symphonie aufgeführtes Krönungs-Anthem. Die Gewandhäusliche Kammermusik beteiligte sich durch Darbietung des Oktetts für Streichinstrumente an der Ehrung Mendelssohns und erwarb sich ein Verdienst durch Vorführung von Edvard Griegs eigenartig-poetischem G-moll-Quartett, an dessen Wert man einst hier gleichgültig vorbeigegangen war. Sie erfreute uns ferner mit dem C-moll-Klaviertrio Op. 101, wie dem G-dur-Streichquintett Op. 111 von Brahms; dazwischen gab man sechs Vortragsstücke Bachscher Tönung für Violine und Klavier von Reger, der auch den Klavierpart im Trio ausführte und schön wie immer, wenn auch über die begleitenden Instrumente stark dominierend, spielte.

Zu alldem wurden uns reichhaltige Klavierabende geschenkt, in deren einem die Carreño Beifallsstürme hervorlockte. Die große Sofie Menter ließ sich in Leipzig leider nicht öffentlich, nur im engsten Kreise bei Dr. Fiedler hören. Sie spielte Liszts A-dur-Konzert — Respirons l'éternité, wie es die Fürstin Wittgenstein gern nannte — natürlich so, wie sie allein spielt. Zwei Tage später hörte ich sie abermals mit dem gleichen Konzert und herrlichem Chopin und Schumann. Da ich ihr erzählte, daß ich ein Buch „Liszt und die Frauen" plante, darin ich gern ihre Lebensskizze aufnehmen möchte, stattete sie mich mit erwünschten Mitteilungen aus und erfreute mich durch eine wundervolle große Photographie, die sie am Steinway zeigt.

Als jugendlicher Klavierlöwe, trat Wilhelm Backhaus mit drei Klavierabenden hervor, deren ersten zwei ich anwohnte. Von Beethovenschen Sonaten allein enthielten sie die Cis-moll, die Appassionata und die große Op. 106, dazu Bach, Mozart, Schumann, Chopin, Liszt, Brahms. Technisch steht er auf der Höhe; seine Seele muß sich noch beflügeln. Eine andere jugendliche Kraft, Alfred Höhn, im-

ponierte durch das Programm, mit dem er zuerst vor die Öffentlichkeit trat; Beethovens op. 106, die Wanderer-Phantasie und Liszts Don Juan-Phantasie. Die Zukunft scheint ihm gewiß. Ein anziehendes Programm wählte Lamond, der objektivste unter unseren heutigen Pianisten, in einem von ihm mit dem Winderstein-Orchester gegebenen Konzert. Es umschloß Brahms' D-moll-Konzert und die Es-dur-Konzerte von Beethoven und Liszt; dazu eine eigene Ouvertüre.

Das Stadttheater nahm eine Ausgrabung anderer Bühnen: die sogenannte Gluckſche „Maienkönigin" auf, ein allerliebstes Rokoko-Schäferspiel, mit graziöser Musik, das aber, neueren Forschungen zufolge, wenig oder nichts mit dem großen Opernreformator zu tun hat. Es machte neben einem übermütigen Einakter: „Versiegelt" von Leo Blech Glück. Ein Fest bereitete uns Felix Mottl, der mit Münchner Kräften eine außerordentlich schöne strichlose Meistersinger-Aufführung leitete.

* * *

Im Weimarer Staatsarchiv waren inzwischen mehrere im Zusammenhang mit meinem Carl Alexander-Briefwechsel stehende Briefe und Dokumente aufgefunden worden, die mir der neuernannte Direktor zur Verfügung stellte und die ich mir abschriftlich anzueignen nicht zögerte. Bei dieser Gelegenheit sah ich im neuerbauten Hoftheater Wildenbruchs mehr theatralisch als dramatisch wirkende „Rabensteinerin", hörte in der Versammlung der Goethegesellschaft Vorträge von Erich Schmidt und Professor Treu und ward im Goethe-Schiller-Archiv vom Direktor Suphan herumgeführt. Ein Besuch in Villa Obrist verfehlte die Bewohner, die erst am nächsten Tag aus Stuttgart zurückerwartet wurden. Kurz darauf verbreiteten Zeitungen die Kunde, daß Dr. Obrist, das Opfer einer späten leidenschaft-

lichen Liebe zu einer jungen und schönen Stuttgarter Sängerin, erst diese, dann sich selbst durch einen Revolverschuß ums Leben gebracht hatte.

Während meiner kurzen Abwesenheit von Leipzig war daselbst eine Musik-Fachausstellung eröffnet worden, die viel Neues und Interessantes zu sehen und zu hören gab. Unter Flügeln aller hervorragenden Firmen zeigte man ein deutsches „Strahlenklavier", ein englisches „Bogenklavier", beide nach dem System einer dem Spieler bogenförmig angenäherten Klaviatur erbaut, um die Spannung der Hand zu vermindern — eine zweifelhafte Verbesserung, die sich nicht durchzusetzen vermochte. Viel bestaunt ward eine allein spielende Geige, die durch einen beständig rotierenden dicken Bogen zwei mit dem Hals nach unten stehende Geigen in Schwingung versetzt. Dabei gab es kostbare Autographen — unter ihnen Beethovens Dedikationsexemplare seiner opera 77 und 78 an die Geschwister Franz und Therese Brunsvik — zu betrachten; nicht minder erste Ausgaben von Glucks „Alceste", von Peri, Lully u. s. w. bis Wagner, Chopin, Strauß.

Inmitten der toten Saison beschenkte der Bachverein unter Straube uns mit vier Sätzen aus Bachs H-moll-Messe. Dies größte tiefsinnigste Werk des gewaltigen Meisters war selbst in unsrer Musikstadt eine seltene Erscheinung. Um seinetwillen, wenn ich nicht irre, kam unter vielen Fremden damals auch Fräulein Mary Wurm nach Leipzig und auch zu mir. Ich kannte sie von einer früheren Begegnung als Pianistin und Komponistin, die, inzwischen auch schriftstellerisch tätig, namentlich an einem Lexikon der Komponistinnen arbeitete, von denen sie zu meinem Erstaunen weit über tausend zählte. Als Klavierlehrerin hat sie sich neuerdings der Methode Elisabeth Calands zugewandt und ihr zahlreiche Anhänger geworben.

Indessen war die Bayreuther Festspiel- oder Probenzeit herangekommen. Sie fand mich zur Stelle. In Größe und Schönheit zog der Nibelungenring an uns vorüber, mit

geringen Veränderungen seit dem vorigen Jahr. Burgstaller hatte jetzt den Siegmund übernommen, Ernst Kraus stellte, als bester Vertreter dieser Partie, den Siegfried, Felix von Kraus den Hagen dar, freilich ohne Dämon, der seinem Naturell nicht zu Gebote steht.

Neubesetzungen waren auch im „Lohengrin" und „Parsifal" vorgenommen worden. Den Gralsritter gestaltete Bary mit vielem Glück, die Elsa war an die jugendliche Lily Hafgren, die Ortrud an Frau Leffler, Telramund an Schützendorfer übergegangen. Den Parsifal sang jetzt Fritz Vogelstrom, den Gurnemanz der ausgezeichnete Karl Braun, den Klingsor Dawison.

In Wahnfried traf ich mit Herta Ritter, jetzt Gattin Siegmund von Hauseggers, und diesem zusammen. Im Theater erfreute ich mich wie früher der Nachbarschaft des Meyschen Ehepaars, das inzwischen an der von Fräulein Held in Leipzig ausgegangenen neuen Gründung des „Wagnerverbandes deutscher Frauen" regen Anteil genommen hatte, sowie des genialen Wagner-Illustrators Franz Stassen; lernte unter anderen auch Erich Kloß kennen, der mir seinen Besuch in Leipzig in Aussicht stellte, aber auf der Reise durch eine elektrische Bahn ums Leben kam. Beim Abendessen im großen Theaterrestaurant, zu dem mich Wagners am Parsifal-Abend geladen hatten und an dem mich Chamberlains geistvolle Unterhaltung entzückte, spann sich auch meine vorjährige Bekanntschaft mit Joukowsky, dem Schöpfer der ersten Parsifaldekorationen, weiter.

Zu einer großartigen Feier schickte sich mittlerweile Leipzig an. Sie galt dem 500jährigen Jubiläum unserer Universität. Ein Festgottesdienst in der Universitätskirche am 29. Juli ging einem überaus imposanten Festaktus im Neuen Theater voran. Die Bühne bildete mit Herbeiziehung des überdeckten Orchesters den geräumigen Saal, in dem König, Prinzen und Universitätsprofessoren, hinter ihnen Sänger und Orchester, Platz fanden. Das Parket war von den Deputationen eingenommen — ein farbenprächtiges

Bild, aus dem die bunten Rektoren- und Dekanenmäntel und Schärpen hervorleuchteten. Den Balkon sowie das Proszenium füllten die zahlreich erschienenen Fürstlichkeiten; im ersten Rang saßen die Damen. Der geistsprühenden Ansprache des Rektors Exzellenz Binding und der des Königs folgten in nicht enden wollender Zahl die Glückwünsche auswärtiger gelehrter Körperschaften, die den erneuten Dank des Rektors hervorriefen.

Ein zweiter Festaktus in der Wandelhalle der Universität, leitete die Fortsetzung der Feier am 30. Juli ein. Mit Geschmack arrangiert, setzte sie sich aus Enthüllung des der Universität vom König geschenkten höchsteigenen Standbildes, einer Festrede Geh. Rates Wundt und einer Reihe von Ehrenpromotionen zusammen, deren eine auch meinen Bruder zum juristischen Ehrendoktor erhob. Eilig suchten sodann die Universitätsmitglieder durch die dichtgedrängte Volksmenge hindurch ihren Platz auf der Tribüne vor dem Museum auf, um den historischen Festzug der Studenten, die Hauptattraktion des Festes, an sich vorüberziehen zu sehen. In 24, vornehmlich vom Geh. Rat Lhun fein ausgedachten Gruppen hatte man ihn künstlerisch ausgestaltet. Sie vergegenwärtigten hauptsächlich: den Einzug der Prager Studenten in Leipzig im Sommer 1409, sowie die Gründung der Universität durch Markgraf Friedrich den Streitbaren im selben Jahre, den Einzug der Wittenberger zur Leipziger Disputation 1519, eine Episode aus dem 30jährigen Krieg, sodann drei Gruppen: Leibniz, Lessing und Goethe, als Leipziger Studenten, die Zeit der Befreiungskriege 1813, die Leipziger Burschen-, Landsmannschaften und Korps zu Anfang des 19. Jahrhunderts und endlich Chargierte mit der neuen Universitätsfahne. Ein Festkommers in der Festhalle auf dem Meßplatz beschloß die Reihe der Festlichkeiten. Die Erinnerung an diese hielt eine Jubiläumsfestschrift, der auch ein Bild meiner Wenigkeit eingefügt wurde, fest. Eine Ausstellung der kostbaren Festgaben,

die der Alma mater von allen Seiten zugeſtrömt waren, führte noch wochenlang Schauluſtige in das alte Rathaus.

★ ★
★

Während all der Zeit hatte ich meine Hände ſelbſtverſtändlich nicht in den Schoß gelegt. Vom dritten Band meiner „Studienköpfe" hatte ich eine neue Auflage bearbeitet, die nun aber, gleich den zwei erſten Bänden, aus dem Verlag von Schmidt und Günther an Breitkopf und Härtel überging. Nach Ausſcheidung der Lebensbilder von Moſcheles, David und Tauſig die den gegenwärtigen Muſikfreunden ferngerückt waren, hatte ich meiner Bildergalerie durch die Porträts Bülows und Griegs erhöhtes Intereſſe zu geben geſucht. Dazwiſchen beſchäftigten mich Korreſpondenzen in Angelegenheit der „Unſterblichen Geliebten". Es ſtellte ſich heraus, daß ein Großneffe Thereſe Brunsviks, Graf Karl Deym, zur Zeit deutſcher Konſul in Sidney in Auſtralien, im Beſitze des von mir bisher vergeblich geſuchten Originals des ſogenannten Tagebuchs der Gräfin war, und da er kurz darauf nach Europa kam, ward mir dasſelbe durch Breitkopf und Härtel von ihm zugeſandt. Es gab mir keine Veranlaſſung zu erheblichen Änderungen an dem von mir veröffentlichten Text. Doch durfte ich dem inzwiſchen (1914) im Kriege gefallenen Eigentümer auch für verſchiedene weitere Mitteilungen dankbar ſein. Madame de Gerando hatte ich mich bereit erklärt, zur Durchſicht ihres Archivs, nämlich des darin enthaltenen Nachlaſſes der Gräfin Brunsvik, im Oktober ein paar Wochen zu ihr nach Palfalva zu kommen. Als ſie mir aber ſchrieb, daß ſie ſich bei ihrer Mutter in Kendilona aufhalte und mich bat, ſie dort aufzuſuchen, konnte ich mich nicht entſchließen, die Reiſe nach dem noch weit entfernteren Ort, an dem ſich das Archiv, um das es ſich einzig für mich handelte, nicht befand, auszudehnen. So verzögerte ſich leider die mir am Herzen liegende Sache.

Dafür verbrachte ich, nachdem ich die Freude gehabt hatte, Liſzts von Amerika herübergekommenen ehemaligen Schüler Mr. Bagby bei mir zu begrüßen, ein paar frohe Herbſtwochen in Dr. Fiedlers gaſtlichem Croſtewitz. Schon begannen auch die Pforten des Gewandhauſes ſich aufzutun. Edith Walker führte zwei Orcheſterlieder von Strauß und Iſoldes Liebestod mit etwas ſchwächerer Stimme denn ſonſt vor. Es tut ihrem prachtvollen Alt nicht wohl, daß ſie ihn allzuſehr in die Sopranregion hinauftreibt. Fauſtouverture, Triſtanvorſpiel und Beethovens B-dur-Symphonie folgten. Im zweiten Konzert hörten wir den jungen, leider bald von hinnen genommenen Ungarn Lengyel Beethovens Es-dur-Konzert mit edlem Feuer vortragen. Als Novität ſtand die von Geiſt und Humor ſprühende Ouverture Scheinpflugs „zu einem Shakeſpeareſchen Luſtſpiel" auf dem Programm. Liſzts Geburtstag ward mit ſeiner „Fauſt-Symphonie" gefeiert, wobei Felix Senius als Solotenoriſt ſympathiſch mitwirkte und überdies durch zwei Petrarcaſonette Liſzts, von Wittenbecher und Buſoni orcheſtriert, erfreute. Die erſte Gewandhaus-Kammermuſik wurde weſentlich durch Frau Wanda Landowska beſtritten, die ſich neue Verehrer erwarb.

Ein Gaſtſpiel von Joſef Kainz im Schauſpielhaus veranlaßte mich, Schönherrs intereſſantes, der nüchternen Wirklichkeit abgelauſchtes Stück „Erde" zu ſehen, in dem der jetzt Wien angehörende Künſtler die ſatiriſche Geſtalt des alten Grutz, der ſeiner Familie zum Trotz nicht ſterben will, zu meiſterhafter Darſtellung brachte. —

Meine Arbeiten befanden ſich im Druck. Nun ſchnürte ich mein Bündel und fuhr, von der Herrin Friedſteins gerufen, nach der grünen Steiermark, die jetzt freilich in weißem Schneeglanz erſtrahlte, denn ich brachte bittere Winterkälte mit. Doch unſerem Zuſammenſein verſchlug es nichts; es war wie immer traulich und inhaltvoll. Ich hatte eine dritte Auflage meiner deutſchen Überſetzung von Liſzts „Chopin" vorzubereiten, und mein Vorſchlag, zum Beſten

des Buchs die urſprüngliche harmoniſche Faſſung des herrlichen Werks durch Ausſcheiden der allzufreigebigen Einſchaltungen politiſcher Tendenz, die die Fürſtin Wittgenſtein bei der letzten Auflage vorgenommen hatte, wieder herzuſtellen, fand die Billigung ihrer objektiven Tochter. Mancher Abend verging uns unter gemeinſamer Beratung und Arbeit. So brachte ich, als Ergebnis meines diesmaligen Winteraufenthaltes, die Neugeſtaltung des „Chopin", die auch in die alsbald veranſtaltete Volksausgabe der Liſztſchen Schriften überging, mit mir heim. Viel beſchäftigte uns Julius Kapps neuerſchienene Liſztbiographie. Meine ſachlichen Bedenken gegen dieſelbe habe ich in der Wiener „Zeit", die eine Beſprechung von mir erbat, ausgeſprochen, und Dr. Kapp hat darüber ſeinerſeits in einer Anzeige meines Liſzt-Carl Alexander-Briefwechſels in der „Muſik" in einer Weiſe quittiert, die mich zu einem Schreiben an Breitkopf und Härtel veranlaßte, das durch dieſe in der „Muſik" zur Veröffentlichung gelangte.

Die ſchöne und ſinnige Feſtbeſcherung, die die Güte der Fürſtin wie immer für mich aufgebaut hatte, enthielt, als ein mir beſonders teueres Kleinod, eine Photographie Liſzts, die die Fürſtin Wittgenſtein auf ihrem Schreibtiſch ſtehen gehabt hatte und den Meiſter in einer von Kaulbach 1858 angeordneten Stellung wiedergibt. Aus Wien ſandte mir Dr. Anton Bettelheim als „ſeinem Wegweiſer" liebenswürdig den von ihm herausgegebenen überaus intereſſanten Briefwechſel der Fürſtin Marie Hohenlohe mit Ferdinand von Saar, ein Buch, das den feinen kritiſchen Geiſt der Fürſtin in hellem Lichte zeigt.

Unſerer Fahrt zur mitternächtigen Chriſtmette leuchtete ein märchenhafter Vollmondglanz.

Liſzt und die Frauen

1910

Meine Verdeutſchung des Liſztſchen „Chopin" in der erwähnten Doppelgeſtalt trat, gleich dem von mir neu bearbeiteten Buche meiner Freundin Similde, binnen einiger Monate an die Öffentlichkeit. Nun befaßte ich mich mit einer neuen Aufgabe: mein Artikel „Liſzt und die Frauen" bildete den Kern, aus dem heraus ſich ein Buch gleichen Namens kriſtalliſierte.

Am 2. Februar hatte Leipzig eine neue Senſation: ihm beſcherten Strauß und Hofmannsthal in der einaktigen „Tragödie Elektra" ein aus der klaſſiſchen Dichtung des Sophokles umgebildetes grauenvolles Nachtſtück, deſſen Heldin ein blutgieriger Rachedämon iſt und das nur ein paar ſpärliche Lichtblicke bei Ankunft des Oreſt und den Szenen der Chryſothemis vorübergehend erhellen. Das Gräßliche erſcheint als des Tondichters Element, wenn es hier auch nicht wie in der „Salome" zum Perverſen ausartet. Die melodiſche Erfindung iſt nicht ſtark. Es kommt kaum zu Themen, noch weniger zu deren Durchführung. Bewundernswert iſt die muſiviſche Kleinarbeit. Fabelhafte Motivchen hängen wie hingehaucht in der Luft, Flöten-, Klarinetten-, Oboenklänge zittern auf und nieder und geraten zu dunkelen Bäſſen anſcheinend in Widerſpruch. Alles iſt Stimmungsmalerei, alles Farbe, wenig Linie. Dabei iſt alles intereſſant, im Inſtrumentalen vieles ſchön, am Schluß wirkt eine koloſſale Steigerung. Der Komponiſt hat Genie, wer mag es leugnen? Das von Kapellmeiſter Hagel geleitete, in der Titelpartie durch Fräulein Aline Sanden, in der Rolle der Klytemneſtra durch Fräulein Urbaczek repräſentierte Werk entfeſſelte den Beifall des Publikums, an dem ſich der anweſende Komponiſt erfreuen durfte.

Ein anderes bedeutungsvolles Werk, der Feder eines der ersten unserer gegenwärtigen Tondichter entflossen, erlebte einige Monate später in Leipzig seine Erstaufführung. Neben Stephan Krehls zahmer Kantate „Tröstung" stellte der Bachverein Regers für das Jenaer Universitätsjubiläum geschriebenen 100. Psalm auf sein Programm. Ein imposantes Werk. Über einem vom pp. anschwellenden Paukenwirbel auf C, der durch viele Takte als Orgelpunkt ausgehalten wird, setzt der Chor „Jauchzet alle Welt!" in D-dur, in sich immer steigerndem Jubelrufe ein. Zwischen das dithyrambische Frohlocken des ersten Teils treten im zweiten mystisch verschleierte Harmonien, die auf das Erkennen des Gottesgeheimnisses hinzudeuten scheinen, dann in „Dank und Preis" ausklingen, um nach der Doppelfuge des dritten Teils in dem von Trompeten und Posaunen angestimmten Choral „Ein feste Burg" zu gipfeln. Auch hier haben wir das Auftürmen von Massen auf Massen, das Schwere, Wuchtige, das Reger charakterisiert. Immerhin deucht mich keine andere seiner Eingebungen so grossartig und wirkungsvoll.

Der Riedelverein, unter seinem rastlos tätigen Dirigenten Dr. Göhler, überraschte in seinem Bußtagskonzert durch zwei ältere, doch in Leipzig noch unbekannte Werke: Schuberts innig empfundenes „Deutsches Stabat mater" vom Jahre 1816 und Anton Bruckners schönster und formvollendetster Messe in F-moll, ein melodisch reiches und eigenartiges Werk. In einem späteren Konzert entriß derselbe Verein auch Pergolesis berühmtes Stabat der Vergessenheit und widerlegte durch Vorführung der noch immer blühend und farbig erscheinenden Harmonie-Messe Haydns die hergebrachte Meinung von der Oberflächlichkeit Hadnscher Kirchenmusik.

Am 10. März nahm der größte Mozartspieler unter den Lebenden Abschied von uns. Im Alter von 86 Jahren ging Carl Reinecke, der langjährige Leiter der Gewandhauskonzerte und Studiendirektor des Konservatoriums, aus

der Welt, und ein Stück Leipziger Muſikgeſchichte ſchloß damit ab. Eine Gedächtnisfeier im kleinen Saale des Gewandhauſes, aus Kompoſitionen des Geſchiedenen zuſammengeſtellt, ward ihm am 10. April gewidmet.

Zu einem intereſſanten Vortrag wurden Muſiker und Muſikfreunde Leipzigs in den Saal der Thomasſchule eingeladen. Dr. Ottmar Rutz aus München unterrichtete uns über eine Entdeckung ſeines verſtorbenen Vaters, die er als „Typenlehre" bezeichnet. Dieſe geht davon aus, daß der Klang des Stimmorgans in Sprache und Geſang durch die gewohnheitsmäßige Haltung der Körpermuskeln weſentlich beſtimmt werde, und nimmt drei Hauptgruppen als „Grundtypen" an, die, unter ſich dieſelben, aber ſehr verſchiedene Grundſtellungen der Rumpfmuskeln aufweiſen. Für die Stimmtechnik in Sprache und Geſang kommen nach ſeiner Lehre drei verſchiedene Formen des Stimmanſatzes in Betracht, die ſich ungefähr mit den üblichen Begriffen einer italieniſchen, franzöſiſchen und deutſchen Geſangſchule deutlich machen laſſen. Durch Beſtimmung und Ausführung der Muskelſtellungen beſteht die Möglichkeit, ſowohl ſeinen eigenen Typus bis zur Vollkommenheit auszubilden, als Haltung und Stimmklang auch der beiden anderen Typen durch Muskelumſtellung anzunehmen.

Frau Klara Rutz, die Mutter des Vortragenden, gab Beiſpiele dieſer verſchiedenen Typen, und Profeſſor Saran aus Halle verbreitete ſich weiter über das Gehörte. Überzeugt war ich meinesteils nicht. Ich bin der Meinung, daß das richtige Erfaſſen des Charakters und Stils eines Tonſtücks Sache der Pſyche, nicht aber des Körpers, der Bauchmuskeln des Künſtlers iſt, daß es nicht von außen in ihn hinein-, ſondern von innen aus ihm herauskommt.

Als ich einige Tage ſpäter, gelegentlich einer Abendgeſellſchaft bei meinen Geſchwiſtern, mit Geheimrat Sievers zuſammentraf, der die von Rutz gegebenen Anregungen emſig weiter verfolgt, belehrte er mich mehrfach über Mus-

kelbewegungen; ich mußte drei Typen: Goethe, Schiller, Heine in Verſen ſprechen, und er erkannte mir — nicht gerade zu meinem Mißfallen — den Typus Beethoven, Wagner zu. Fortgeſetzte Forſchungen haben den bedeutenden Gelehrten zu der Annahme geführt, daß der regelmäßige Zuſammengang gewiſſer Spannungen der Rumpfmuskulatur mit gewiſſen Beſonderheiten der Stimmgebung, die der Vortrag der verſchiedenen Klangwerke in Rede und Geſang erfordert, nicht auf Rede und Geſang beſchränkt ſei, ſich vielmehr für weitere Gebiete nutzbar machen laſſe.

★ ★

★

Mitte März war vorüber, vom nahenden Frühling war noch nichts zu ſpüren; aber als meine liebe Freundin Gräfin Sauerma mich zu ſich rief, zögerte ich nicht und war im Umſehen in der Wichmannſtraße in Berlin. Ein vielbeſuchtes Japanerſtück „Taifun" von Melchior Lengyel wurde im Berliner Theater zum 28. Male vor überfülltem Hauſe gegeben. Es lockte auch uns. Die Japaner waren Mode und nicht ungern geſehene Gäſte im deutſchen Reiche, ehe ſie ſich mit Zurücklaſſung ihrer Schulden bei Nacht und Nebel heimlich davonſchlichen und ſich zum Danke für das, was ſie bei uns gelernt, unſeren Feinden anſchloſſen. Das tragiſch endende Stück entwickelt ſich ſpannend und intereſſierte auch uns lebhaft.

Mein erſter Morgenbeſuch wandte ſich dem Kaiſer Friedrich-Muſeum und in ihm der berühmten Florabüſte zu, die Geheimrat Bode als Werk Leonardo da Vincis für hohen Preis erworben hatte und die ſeither zum Zankapfel für Künſtler und Kunſtrichter geworden war. Da ſteht ſie, umgeben von Leonardoſchen Kartons und Bildern, die Mona Liſa, deren Original damals noch ungeſtört ſeinen Platz im Louvre behauptete, neben ihr. Beide, Flora und Mona Liſa ähneln ſich frappant. Aus beiden ſpricht die

verführeriſche Sphinxnatur, und ihre Lippen kräuſelt dasſelbe zweideutige Lächeln, das ihre Schönheit für den einen erhöht, für den andern beeinträchtigt, entweiht. Ein Ingredienz des Wachsüberzugs der Büſte ſoll, laut einer chemiſchen Autorität, erſt nach 1700 angewandt worden ſein. Auch andere Zeugen für eine Myſtifikation, eine Irrung Bodes werden angeführt. Die Flora aber thront unentwegt auf ihrem Sockel und lächelt den Beſchauer — er ſei Zweifler oder Gläubiger — geheimnisvoll an.

„Was ſagen Sie zur Flora? Iſt ſie echt oder unecht?“, ruft mir, als ich aus dem Muſeum heraustrete, eine mir unbekannte Dame entgegen. So ſehr macht der Einzelne der Berliner dieſe Kunſtangelegenheit zu ſeiner eigenen. „Ihre Schönheit verdient echt zu ſein“, lautet mein ſalomoniſches Urteil.

Im Nationalmuſeum gehe ich weiter künſtleriſchen Inſtinkten nach. Sie halten mich vornehmlich vor Böcklin, vor ſeinem Selbſtbildnis und vor dem Porträt Frau Mary Fiedlers, der Gattin des edlen Kunſtſammlers und -beſchützers, Dr. Konrad Fiedler, die ſich nach ſeinem Tode vieler ihrer ererbten koſtbaren Kunſtſchätze entäußerte, feſt. Alte Lieblinge ſuche ich wieder auf; ſie ſind vielfach umgehängt. Zuletzt ſtehe ich, wie hier immer, vor Cornelius' Camposanto-Kartons ſtill. Welch eine Welt liegt zwiſchen dem großen einſamen Genius und dem, was man heute in Linie und Farbe groß nennt!

Auch nach dem Alten Muſeum lenke ich am nächſten Morgen meine Schritte. Es hat ſeinen Charakter gewechſelt, ſeine alten Bilder an das Kaiſer Friedrich-, ſeine neuen an das Nationalmuſeum abgetreten und ſich in eine Skulpturenſammlung umgewandelt. Im Neuen Muſeum friſche ich meine Erinnerung an Kaulbachs Wandgemälde auf. Die grandioſe Hunnenſchlacht, auch die Zerſtörung Jeruſalems begeiſtert mich wie jemals. Einſt machten ſie die ganze gebildete Welt von ſich reden. Wer findet heute noch für ſie Zeit und Andacht?

Ich betrachte den Neubau der Akademie, stehe im Vorgarten der Universität vor den Standbildern von Helmholtz, Momsen, Treitschke; wandere zum Dom, zum Schloßplatz, zum schlichten Palais des ersten deutschen Kaisers, an dessen Eckfenster, dem alten Fritz gegenüber, er sich seinem Volke tagtäglich freundlich zeigte. Dann fahre ich nach der Amerikanischen Ausstellung und endlich nach dem Kurfürstendamm, um Frau Larreño zu sehen. Doch sie ist mit ihrer gesamten Familie nach Nord- und Südamerika und Australien gereist. Schade! Als kleine Entschädigung höre ich sie am Nachmittag, wo wir das immer mehr ins Kolossale wachsende Wertheimsche Kaufhaus aufsuchen, auf dem Mignon-Klavier Schumanns C-dur-Phantasie spielen.

Eine Fahrt in die neuerstandene Weststadt gibt mir ein Bild der ins Ungemessene fortschreitenden riesigen Ausdehnung der deutschen Reichshauptstadt. Meine Freundin führt mich in den „Eispalast" und meiner Vorliebe für den Eissport gefällt es, dem inmitten einer ungeheueren Halle auch im Sommer betriebenen Eislauf eine Stunde lang zuzuschauen und sich an der graziösen Virtuosität einzelner Tänzerpaare unter der Masse zu ergötzen. Abends nimmt die Gräfin ihr goldenes Instrument in die Hand, und das ist die schönste Stunde am Tag, wenn sie ihre Harfengesänge dichtet, die ich noch im Traum zu hören glaube.

Hebbels „Nibelungen" sind der erste große Eindruck, den ich heimgekehrt empfange. O wie ich ihn liebe, den gewaltigen Dichtergenius, der die neueste Zeit im Schoße trug, sie zugleich vorbereitete, befruchtete und beschämend überstrahlt!

Etwas von Größe und Kühnheit lebt auch in dem Völkerschlachtdenkmal, das sich im Osten Leipzigs erhebt und am hundertsten Jahrestag der Leipziger Schlacht feierlich eingeweiht werden soll. Aber es ist eine zyklopische, barbarische Größe, zu der ich kein rechtes Verhältnis finden kann, indem ich anläßlich eines Fremdenbesuchs, mit meinen Geschwistern darin herumsteige. —

Von meinen „Studienköpfen" wünschen meine Verleger Breitkopf und Härtel eine neben den Bänden einhergehende Ausgabe in Einzelbändchen, die je nur einen Komponisten umfassen. Ich gehe alsbald an die Ausführung. In der hundertsten Nummer der „Mitteilungen" der Firma, die eine Art Festcharakter trägt, veröffentliche ich einen Brief Beethovens an Therese Brunsvik, der im Familienarchiv aufgefunden wurde. Auf Madame de Gerandos Angebot, mir Briefe und Tagebücher ihrer Großtante nach meiner Wahl zuzusenden, falls mir die Reise zu ihr zu weit und beschwerlich sei, erbitte ich Sendung der Tagebücher und der in eine von mir bezeichnete Periode fallenden Briefe für den Herbst nach Friedstein.

Vorerst höre ich bei Pembaurs Lieder des liebenswürdigen Künstlers, die aus demselben feinen Geist und Empfinden herausgeboren sind, wie sein poetisches Klavierspiel und seine späteren, durchaus eigenartigen musikalischen Schriften. Eine Probe modernster Bühnenkunst sehe ich im Schauspielhaus in Wedekinds interessant abstoßendem „Erdgeist", darin Lore Busch das Vampyrweib Lulu in virtuoser Weise veranschaulicht.

So kommt die Konzertzeit heran. Das Gewandhaus erfreut durch Schumanns immer dankbar begrüßten „Manfred", den Possart mit schöner Wärme spricht. Liszts Geburtstag zu Ehren kommt seine mächtige Dante-Symphonie an die Reihe.

Hochbedeutendes enthielt eine im Oktober eröffnete französische Kunstausstellung mit Werken Rodins, Manets, Monets, Cormons und andrer, die uns das bildnerische Übergewicht unserer westlichen Nachbarn vor Augen rückten.

Bei meiner Einkehr in Schloß Friedstein fand ich Madame de Gerandos Sendung an mich bereits eingetroffen und mit deren Durchsicht reichliche Beschäftigung. Bald nach mir stellte sich Prinzessin Elisabeth Hohenlohe, die mir schon früher bekannt gewordene Tochter des ehemaligen

Reichskanzlers, zu mehrtägigem Beſuche ein. Sie brachte zwei ihrer Nichten, junge äußerſt anziehende Frauen mit: die Gräfinnen Hanna Eltz und Maja Oberndorf — beide geborene Gräfinnen Schönborn, letztere, nach nur zweimonatiger glücklicher Ehe, durch Automobilſturz ihres Gatten beraubt. Erſt nach Jahren ſchloß ſie mit Fürſt Stanislaus Sayn-Wittgenſtein ein zweites Ehebündnis. Auch die Söhne der Fürſtin, die Prinzen Konrad und Gottfried, ſowie der Sohn des Reichskanzlers Prinz Moritz mit ſeiner Gemahlin, die vorzugsweiſe im nahen Auſſee leben, kehrten kurz wieder und aus der Nachbarſchaft kam uns manche Abwechslung.

Die letzten Novembertage brachten mein Buch „Liſzt und die Frauen“ ans Licht. Es war meine beſcheidene Gabe zum hundertſten Geburtstag des geliebten Meiſters. Der Durchſicht der ſiebenbürgiſchen Archivalien dankte ich manch erwünſchten Aufſchluß über die Beethoven naheſtehenden Perſönlichkeiten des Brunsvikſchen Familienkreiſes, daraus ſich leicht ein anziehendes Zeit- und Sittenbild Alt-Wiens geſtalten ließe, dafern mir dazu Zeit verbleiben ſollte. Mit dieſem Ergebnis ging die von der Schloßfrau und mir bei einem Glas feurigen Punſches eifrig durchleſene Sylveſternacht zu Ende. Das ſcheidende wie das neu heraufſteigende Jahr ſtand unter dem Zeichen Beethovens. Beiden gab Zumbuſchs Bronzeſtatuette nach ſeinem berühmten Wiener Denkmal — eins der immer beziehungsreichen Weihnachtsgeſchenke der gütigen Fürſtin für mich — die Weihe.

Liſzt-Jahrhundertfeier in Budapeſt, meines Lebens Krönung

1911

Das neue Jahr begann im Ennstal mit einer Reihe goldklarer kalter Tage. Alles war in eitel Sonnenduft und Glanz getaucht und ich jauchzte auf vor Wonne bei meinen Morgengängen. Am Abend, wenn die Sonne ſank, leuchteten Berg und Tal in roter Glut und der Himmel ſchien in Flammen zu ſtehen. Dann wieder gab es wohl auch Tage, wo das Felstheater am Grimming, in Donnersbach oder den Weißenbacher Wänden nur ſchemenhaft aus Nebelgeheimniſſen hervorlugte, und graue Schleier, ſich ſelten lüftend, die Talweite einhüllten. Von all der winterlichen Gebirgsherrlichkeit ahnt der Städter nichts. Über allerlei Vergnügungen, wenn es hoch kommt, der Kunſt, die, laut Dante, doch nur „die Enkelin Gottes" iſt, verliert er das Zuſammenleben mit der Natur, der leibhaftigen „Tochter Gottes".

Doch auch ich mußte mich nach Monaten des Naturgenuſſes zum Abſchied rüſten. Ich hatte Sofie Menter einen Beſuch in ihrem Heim in Stockdorf bei München verſprochen und mich bei ihr angemeldet. Villa Menter liegt nahe der Halteſtelle; einige Häuſer ſind rings verſtreut, hinter ihnen zieht ſich Wald hin. Das Ganze ſchaut in der Schneeſchmelze eines grauen Regenmorgens etwas melancholiſch drein. Der Bahnwärter trägt mein Handgepäck, zwei Dienerinnen kommen mir entgegen, zwei ſchöne ruſſiſche Hunde umſpringen mich bellend, von ihrer nahenden Herrin beſchwichtigt. Da iſt Sofie Menter, die für mich die heutige, nachliſztſche Klavierkunſt recht eigentlich repräſentiert. Ihr gilt wie keinem und keiner anderen der Gegenwärtigen meine Bewunderung und Liebe. Merkwürdig iſt, wieviel ſie ſich auch von ihrem Jugendreiz be-

wahrt hat; die ihr eigene Anmut und Natürlichkeit laſſen ſie nicht alt werden. Ein ſchwarzes Gazegewand mit Goldſtickerei ſteht ihr prächtig zu Geſicht. Ich trete in ihren Salon ein. Drin haben drei Flügel: ein Steinway, ein Blüthner, ein Becker (aus Petersburg) Platz. An letzterem ſind die Taſten auf den Seiten mit Perlmutter belegt, als beſondere Huldigung des von Rubinſtein begünſtigten Erbauers für die große Meiſterin. Orientaliſche Stoffe bedecken die Wände, Perſerteppiche den Fußboden. Liſztbilder ſchauen mich an: eine gute Kopie des großen Ölbildes von Layraut, das im Budapeſter Muſeum der bildenden Künſte hängt, ein Bruſtbild des alternden Liſzt, von der ruſſiſchen Malerin Fräulein von Kügelgen gemalt, ein Bildnis Sofie Menters, auf dem ihr Kater Kley als lebendige Boa ihren Hals umſchlingt, von des berühmten Repin Pinſel. Daneben Tauſig, Rubinſtein, Tſchaikowsky — eine Vereinigung ihrer muſikaliſchen Heroen und Lieblinge. Dann hier die Balkonſzene aus Romeo und Julie, eine Huldigung von Repin, dort die mit dem Schleier vom Söller herabwinkende Iſolde. Von dem den großen Raum umlaufenden Sims hängen Fächer und allerlei Zierwerk herab. Plötzlich ſchleicht ſich Zeppelin, ein herrlicher weißer, gelbgefleckter Kater, ins Zimmer; im Nu iſt er oben auf dem Sims und bringt, hoch einherſtolzierend, alle die Koſtbarkeiten in Gefahr. Doch ein Stück Kalbsbraten, ein Reſt meines von Friedſtein mitgebrachten Reiſefrühſtücks, den ich eilends herbeihole, lockt den kecken Kletterer herab. Mich verlangt ſeine Gefährten zu ſehen, deren des Hauſes Herrin, bekanntlich eine eifrige Beſchützerin des graziöſen Geſchlechts, augenblicklich noch ſechzehn an der Zahl Obhut und Pflege angedeihen läßt. Sie haben drei ebenerdige Zimmer im Hauſe inne, wo ihre Körbe und Futternäpfe ſtehen und von deren einem ein kaſtenförmiger hölzerner Tunnel ſie nach Belieben in den Garten führt, der oben übergittert iſt — ein praktiſcher Katzenzwinger, der keine Gelüſte nach weiterer Freiheit zuläßt. Nur einige Auserwählte unter den Pfleglingen dür-

fen herauf zur Herrin kommen. Eine verſteht ſich ſelbſt die Türen zu öffnen: ihr iſt kein Weg zu verbieten. Als wir eben beim Speiſen ſitzen, erſcheint ſie und erbittet ſich einen Anteil am Mahl.

Auch im Schlafzimmer Sofie Menters ſteht ein Blüthnerſches Pianino zu ihrem Gebrauch bereit. Es hat eine verſtellbare Klaviatur, ſo daß der Ton nach Belieben abgeſchwächt werden kann. Selbſt dem Gaſtzimmer fehlt nicht der Flügel. Da läßt deſſen häufigſter Beſucher, Sapellnikoff, den Böſendorfer laut werden.

Ich dürſtete darnach, Sofie Menter wieder zu hören; aber ſie behauptete, nach fünf übungsloſen Tagen mir nicht vorſpielen zu können. Erſt als ſie mir von einem Ballett erzählte, deſſen Muſik ſie beſchäftigte und für das ſie einen Textdichter ſuchte, führte ſie mir einiges — darunter einen intereſſant harmoniſierten Trauermarſch — vor. Anderes folgte, auch „Penſées à Liſzt". Unverſehens geriet ſie ins Fahrwaſſer; wie wundervoll Liſzts A-dur-Konzert, dann auch Teile ſeines Es-dur-Konzertes unter ihrer Hand erklangen. So ſpielt nur ſie! — An den Ernſt ſchloß ſich Scherz. Wir ſprachen von Bülow. Da ſetzte ſie einen Klemmer auf die Naſe, ſah ſich mit mepriſanter Miene, als ob ſie ins Publikum ſchaute, um, nahm Bülows Haltung an — ich ſah und hörte Bülow. Darnach kamen Rubinſtein und Clara Schumann an die Reihe, jedes, wie es leibte und lebte und ſich am Klavier zu geberden pflegte. Alles, jede Nüance der Bewegungen hatte ihre geniale Kollegin ihnen abgelauſcht. Wahrlich, ein Nachahmungstalent, wie ich kein zweites kenne! Auch in dieſer Kunſt iſt Sofie Menter unübertroffene Meiſterin. Nur eine Lebenskünſtlerin iſt ſie nicht. Alles, was das Leben reich und reizvoll macht, beſitzt ſie, oder ſcheint ſie zu beſitzen. Nur eines nicht: die Kunſt, glücklich zu ſein. Die Krankheit der Einſamen: Melancholie, hängt ſich an die Schwingen dieſer geflügelten Seele und umſchleiert ihr die Stunden, die nicht ihrer Kunſt gehören. Das verſchuldet neben öfterer körperlicher Indiſpoſition das

vorzeitige Sichzurückziehen der herrlichen Künstlerin aus der Öffentlichkeit. Zu meiner Freude zeigt sie mir ein Schreiben der ungarischen Regierung, darin sie zur Mitwirkung bei der Liszt-Zentenarfeier im Oktober in Budapest eingeladen wird. In München will sie in einem eigenen Konzert ihren Meister durch Vortrag seiner beiden Konzerte und der Ungarischen Phantasie feiern. Möchten die großen Pläne zur Tat werden!

* * *

Am 3. Februar erschien den Leipzigern der lang vorbereitete Tag, an dem der Berliner Max Reinhardt, der Förderer einer neuen Bühnenkunst, mit Aufführung des Sophokleischen „König Ödipus" im Zirkus der Alberthalle die Bühnen Griechenlands und Roms wiedererstehen und, Bühne und Zuschauerraum eng miteinander verbindend, eine nach Tausenden zählende Menschenfülle gemeinsam eine Stimmung, eine gewaltige Erschütterung empfinden lassen wollte, Kopf an Kopf hatte sich das imposante Amphitheater bis in seine höchste Höhe mit einer in Spannung harrenden Menge gefüllt. Gegenüber dem Haupteingang führte eine Freitreppe, an deren Fuß sich ein Altar befand, aufwärts zu Säulen und Tor des Königspalastes. Posaunen künden den Anfang. Durch den matt erleuchteten Raum klingen immer lauter werdende Stimmen, und durch den Eingang, gegenüber dem Palast, strömen Männer, Frauen, Kinder in Scharen herein und drängen schreiend und wehklagend, die Arena überflutend, die Freitreppe empor, auf deren Höhe durch das sich öffnende Tor König Ödipus tritt. Ein wunderbares Bild voll Stimmung in der Massenwirkung — wie Reinhardt sie anstrebt — und damit zugleich die erste und größte Wirkung des Abends. Vor unseren und der Volksmassen Augen spielt sich die schauerliche Familientragödie ab, deren Stoff Hofmannsthal in seiner Bearbeitung aus dem antiken Dichtwerke herauslöste.

Der Chor blieb auf seinen Anteil an der Handlung beschränkt, die Betrachtungen sind ihm genommen. Auf intime Wirkungen muß der Schauspieler in diesem Riesenraume verzichten. Doch leisteten Ferdinand Bonn als Ödipus, Rosa Bertens als Jokaste, Josef Klein als Kreon Vortreffliches. Sie mußten mit Reinhardt den warmen Dank des Publikums entgegennehmen, wie auch Reinhardts nachmaliger Aufführung des vielbesprochenen „Mirakel" an selber Stelle ein starker Erfolg nicht fehlte. —

Von den letzten musikalischen Darbietungen des Winters kamen mir an seltenen oder neuen Erscheinungen zu gute: im Gewandhaus Bruckners neunte Symphonie in D-moll — eine molluskenartige Bildung mit Reminiszenzen an Beethovens Neunte, an „Holländer", „Tristan", „Meistersinger". Ein anderer Abend brachte Liszts sehr fein wiedergegebenen „Orpheus" — eine Verherrlichung des mystischen ersten Dichter-Musikers, der der Menschheit „die milde Gewalt der Kunst, ihre völkererziehende Harmonie" offenbarte —; ferner Hugo Wolfs „Elfenlied" und seinen genialen „Feuerreiter", gleich Schillings' „Hochzeitslied", für Chor und Orchester geschrieben; auch Alexander Ritters symphonischen Walzer „Olafs Hochzeitsreigen". Weiter nahm man Wagners Jugendsymphonie vom Jahre 1832 wieder auf. Daneben stand Brahms' Konzert „gegen die Violine", von Fritz Kreisler, der auch in einem eigenen Konzert gefeiert ward, wundervoll gespielt. Weingartner, dem Nikisch an diesem Abend den Dirigentenstab abgetreten hatte, überraschte durch eine dritte Symphonie in E-dur, die mit einem an Mendelssohns „Melusine" gemahnenden Thema beginnt und mit einem Straußschen Walzer endet, dazwischen viel „Tristan"- und andere Anklänge hören läßt und im Scherzo ihr Bestes gibt. Vier Gesänge mit Orchesterbegleitung Weingartnerscher Herkunft fanden in Fräulein Lucille Marcel, der nachmaligen Gattin des Künstlers, eine vorzügliche Vermittlerin. Von Tschaikowsky spendete uns Nikisch die etwas zerfahrene Phantasie-Ouver-

türe „Romeo und Julia", ſowie das B-moll-Konzert in Silotis feiner Wiedergabe. Liſzts „Totentanz", gleichfalls von Siloti geſpielt und „Tod und Verklärung" von Strauß beſchloſſen den Abend.

Zur Erinnerung an die 100. Wiederkehr des Geburtsjahres Liſzts veranſtaltete der „Richard Wagner-Verband Deutſcher Frauen" zum Beſten der Bayreuther Stipendienſtiftung eine Aufführung der „Heiligen Eliſabeth" mit dem von Hofkapellmeiſter Hagel geleiteten Philharmoniſchen Chor und dem Theater- und Gewandhausorcheſter in der Alberthalle. Nie habe ich eine beſſere Eliſabeth als Frau Rüſche-Endorf, noch eine eindringlichere impoſantere Landgräfin Sophie als Frau Matzenauer gehört.

Eine März-Kammermuſik im Gewandhaus machte mit Hugo Wolfs D-moll-Streichquartett, einem F-dur-Klaviertrio Hans Pfitzners op. 7 und einem Streichſextett von Max Reger op. 118 in gleicher Tonart bekannt. Wolfs Werk trägt das Motto „Entbehren ſollſt du, ſollſt entbehren!" und dementſprechend in ſeinem erſten Satze einen zerriſſenen, nächtigen Charakter, zu dem der langſame Satz in wohltuenden Gegenſatz tritt, während, nach Rückwendung des Scherzos zur Stimmung des Eingangsſatzes, das Finale energiſch zur Löſung des Konfliktes drängt. Der unſrer Zeit eigne, peſſimiſtiſche Zug iſt auch Pfitzners mannigfaltiger geſtimmtem op. 7 nicht fremd. In Regers im übrigen mehr gearbeitetem denn inſpirierten Sextett gewinnt uns im Largo ein bei dem Künſtler ſeltener, unmittelbarer Ausdruck tiefen, ſich in reicher Melodik kundgebenden Gefühls.

Intereſſantes ließ uns ein Kompoſitionsabend im Kaufhaus hören, den der Ruſſe Alexander Scriabine veranſtaltete, indem er ſelbſt das reichhaltige Programm am Bechſtein ausführte. Es beſtand aus Präludien, Etuden, Mazurkas, einer Sonate und anderen Stücken, die ihn als durch Chopin beeinflußt, doch dabei geiſtreich, erfinderiſch und, ohne Übertriebenheiten, modern empfindend, kennzeichnen. Ein

Klavierabend Max Pauers umfaßte nur drei Nummern: Schumanns F-moll-Sonate, bekannter unter ihrem älteren Namen Concert sans orchestre, Schubert-Liszts Wanderer-Phantasie und Regers Variationen und Fuge über ein Bachsches Thema op. 81. Letztere — das Fesselndste, was ich von Reger kenne, großartig, kühn, voll motivischer Entwicklungskunst und modulatorischer Eigenart, dabei prachtvoll gespielt — liegen Pauer mehr als Schumann und Schubert. Er gab damit eine erstaunliche Tat. Lamonds volkstümlicher Beethoven-Abend versammelte eine vielköpfige Zuhörerschaft im Saale des Zentraltheaters. Besonders interessierte mich seine Wiedergabe der Prometheus-Variationen, der Bagatellen aus op. 119 und der C-moll-Sonate op. 111.

Mehrere Wochen, nachdem die Leipziger Musiksaison, nach altem Brauch, mit der Matthäuspassion zur Ruhe gebracht worden war, ließ ich mich verleiten, dem „Rosenkavalier", Strauß' neuester, der Elektra im schroffen Gegensatz folgender Oper, die in Dresden glanzvoll debutierte, nachzufahren. Ein Extrazug beförderte 400 schaubegieriger Pleißenstädter in die Elbestadt. Der Komponist bezeichnet sein neues dramatisches Werk als „Komödie für Musik". In Wahrheit ist es eine Oper nach Art anderer, nur daß sie bedenklich nach der Operette hinüberschielt und ihr somit die Stilreinheit abhanden kommt. Zwischen Erotischem und nahezu Läppischem schwankt das Ganze. Das musikalisch und dichterisch weitaus Wertvollste und Anziehendste empfängt man im ersten, sehr unterhaltenden Akt. Der zweite ist ziemlich leer, der dritte bewegt sich vorwiegend im dreiviertel Takt, bis er in einem reizenden Terzett sein Letztes und Schönstes sagt. Alle drei aber leiden an Längen, über die weder die von Reinhardt-Roller angeordnete blendende Ausstattung, noch die virtuosen Leistungen der Damen Siems, von Osten und Nast hinwegzutäuschen vermögen. Immerhin ist dies musikalische Lustspiel graziös und amüsant.

Ein vom 20. bis 22. Mai wiederum von Profeſſor Straube geleitetes Bachfeſt ließ tiefe Wirkungen zurück.

Zu dieſer Zeit erregte ein Schauſpiel des Öſterreichers Karl Schönherr: „Glaube und Heimat" allerorten Aufſehen. Ich ſah das tendenziöſe aber packende Volksſtück, das in der Kampfzeit gegen die Lutheraner ſpielt, nicht ohne Ergriffenheit.

* * *

Seit langem von allen Seiten mit Spannung erwartet, trat jetzt Wagners Autobiographie unter dem Titel „Mein Leben" ans Licht. Ein hochbedeutendes Werk, wurde es mit gebührender Dankbarkeit empfangen. Bei dem kühnen Freimut, mit dem der Autor alle Phaſen ſeines Werdeganges bloßlegt, hätte ich — mit aller mir zukommenden Beſcheidenheit ſei es geſagt — nur bezüglich zweier Punkte: des Vorlebens von Minna Wagner und der Bordeaux-Epiſode, die das Andenken einer hochſinnigen Frau ohne Not ſchädigt, mehr Zurückhaltung, dagegen in Darſtellung der Beziehungen Wagners zu Mathilde Weſendonk mehr Übereinſtimmung mit ſeinen an ſie gerichteten Briefen wünſchen mögen.

Frau Coſima Wagner übergab zum hundertſten Geburtstag ihres Vaters ein ſeinem Gedächtnis geweihtes inhaltreiches Buch, das — ein Wiederabdruck aus den „Bayreuther Blättern" — die von mir herausgegebenen Briefe an die Fürſtin Wittgenſtein beſpricht und einige ungedruckte Briefe Liſzts, ſowie mancherlei Mitteilungen über ihn enthält, der Öffentlichkeit und ehrte mich in Bayreuth durch das Geſchenk eines Exemplars. Denn wieder war die Zeit gekommen, wo droben auf dem Feſtſpielhügel neues Leben einzog. Freilich, einer der berufenſten derer, die ihre Kraft ſeit je dem Dienſt des Bayreuther Ideals hingegeben: Felix Mottl, der unvergleichliche Vermittler des „Triſtan", der

den Taktſtock ſo ſchlicht und unauffällig als mit hinreißender Zündkraft führte, blieb diesmal und für immer fern. Ein Herzleiden hatte das koſtbare Leben des genialen Mannes vorzeitig am 2. Juli in München geendet, und mit dem „Triſtan" hatte er ſeine letzte Tat vollbracht. So wie er wird keiner wieder dieſes einzige Werk lebendig werden laſſen. Wer trauerte nicht um ihn?!

Nach gemütlichem Frühſommeraufenthalt im lieben Croſtewitz ſtehe ich am Rheingoldtage wieder in Bayreuth vor Beginn an der Eingangspforte, dort mit Meys und dem liebenswürdigen Maler Staſſen, der diesmal ſeine wahrhaft holde junge Gattin und die „Gralsbotin" Wahnfrieds, Fräulein Eidam aus München, mitgebracht hat, zuſammentreffend. Es iſt der 12. Juli, an dem ſich den Begünſtigten, denen der Beſuch der Generalproben geſtattet iſt, die feſtlichen Hallen zum erſten Male wieder aufzutun pflegen. Michael Balling dirigiert den Ring. Die Rheintöchter: Förſtel, David-Biſchof, Matzenauer, Wotan-Soomer, Alberich-Habich, Mime-Breuer, Faſold-Braun, Loge-Henſel ſind vorzüglich; nur die Fricka von Frau Reuß-Belce klingt jetzt noch erſchöpfter und klangloſer als bisher. Freias Äpfel wären da nicht von Übel. In der „Walküre" wird uns mit der jungen Frau Saltzmann-Stevens aus Paris eine neue, aus der Bayreuther Schule erwachſene Sieglinde mit ſchöner Stimme und innigem Spiel vorgeſtellt. Zum Siegmund wurde der Leipziger Urlus erwählt, der dann auch in Vertretung Barys den Siegfried ſang. Braun war ein gewaltiger Hagen mit koloſſalem Organ und mächtiger Erſcheinung, Frau Matzenauer eine erleſene Waltraute.

Wiederholte Beſuche in Wahnfried erfreuten ſich der liebenswürdigſten Aufnahme. Bei einer glänzenden Soiree daſelbſt feſſelten mich vorzugsweiſe längere Geſpräche mit dem Ehepaar Ritter (Alexanders Sohn), Glaſenapps und Schweninger, der mich mit Gattin und Tochter bekannt machte. Eine reizende Enkelin Frau Wagners: die jugend-

lich anmutige Gräfin Maria Gravina, die ihre Mutter nach Bayreuth begleitet hatte, gewann im Umsehen mein Herz.

Verklärter sah ich den „Parsifal" nie in Szene gehen als in diesem Jahr. Bühnenbilder, Orchester, Einzelstimmen, Chöre — alles war Klang- und Stimmungszauber. Ernest van Dyck als Parsifal ist ideal, an Weihe gleicht ihm keiner. Frau Mildenburg-Bahr ist in ihrer rätselhaften Dreigestalt als Gralsbotin, Höllenrose und Büßerin einzig nur der genialen Marianne Brandt vergleichbar, Richard Mayr ein würdevoller Gurnemanz. Erschüttert und erhoben ging ich von dannen.

Des „Parsifals" Leiter war Dr. Muck; Hans Richter dankten wir die „Meistersinger". Leidend war er nach der Festspielstadt gekommen. Aber „das Stahlbad in C-dur" hatte ihn, wie er sagte, rasch wieder verjüngt. Wie wunderfrisch Orchester und Chöre unter ihm sangen! Soomer als Hans Sachs, der Weimarer Schultz als Beckmesser, auch Ziegler aus Wien als David gestalteten aus dem Vollen. Stolzing, Eva und Magdalene habe ich schon schöner als von Kirchhoff, Hafgren und Staudigl gehört. Doch verschwindet hier der Solist nicht im Ganzen? Und dieses Ganze, von Siegfried Wagners genialer Bildner- und Regiekunst getragen, war, aller äußerlichen Theatralik fern, von vollendeter Schönheit. Die Kostüme hatte Frau Daniela Thode nach alten Meistern zusammengestellt. Donnernder Beifall verlangte am Schluß nach Richter und Siegfried Wagner. Aber keiner zeigte sich; denn hier soll die Persönlichkeit im Werke untergehen.

* * *

Mittlerweile hatte meine Feder nicht gerastet. Ich hatte eine neue Auflage von den Briefen Frau von Mouchanoffs, sodann vom ersten Bande der „Studienköpfe" für die von Breitkopf und Härtel gewünschten Einzelbiographien bear-

beitet. Zur bevorstehenden Liszt-Zentenarfeier von vielen Seiten um Beiträge angegangen, beschränkte ich mich auf solche für Breitkopf und Härtels „Mitteilungen", die „Leipziger Neuesten Nachrichten" und die „Österreichische Rundschau", in welch letzterer ich Liszt'sche Mitteilungen und Briefe an Fürstin Hohenlohe über sein unvollendetes Oratorium „Der heilige Stanislaus" veröffentlichte.

Graf Geza Zichy, der Präsident des Komitees zur Liszt-Zentenarfeier in Budapest, hatte mich in einem liebenswürdigen Schreiben eingeladen, den daselbst vom 21. bis 25. Oktober zu veranstaltenden Festlichkeiten als Ehrengast beizuwohnen. Mit Freuden nahm ich die mich ehrende Einladung an, hiermit auf den Besuch der gleichzeitigen Feiern in Weimar — zu der mich die dortige Generalintendanz einlud — und in Heidelberg — zu der mich meine Mitgliedschaft beim Allgemeinen Deutschen Musikverein berechtigte — verzichtend. Selbstverständlich gehörte Fürstin Marie Hohenlohe in erster Linie zu den vom Präsidenten des Komitees nach Budapest gebetenen Gästen. Sie lehnte jedoch leider, ihrer schweren Beweglichkeit wegen, ab, indem sie ihn in ihrer gütigen Weise bat, mich, die bereits ihr Kommen zugesagt hatte, als ihre Stellvertreterin zu betrachten. Leicht hätte ich jetzt die Reise nach Budapest mit der nach Siebenbürgen verbinden können; doch da Madame de Gerando sich wieder bei ihrer Mutter befand, wäre die weite Fahrt ebenso wie im vergangenen Jahre zwecklos gewesen.

Inzwischen war durch die Zeitschrift „Die Musik" ein in Wien aufgefundener angeblicher Brief Beethovens an Giulietta Guicciardi in Form einer Fortsetzung des Liebesbriefs vom 6. Juli durch Paul Bekker veröffentlicht worden. Die mit ausnehmendem Geschick nachgeahmte Handschrift Beethovens schien eine Fälschung auszuschließen, und die Kritik verhielt sich im allgemeinen gläubig. Mich machte der Inhalt von Anbeginn bedenklich; doch wies ich es zurück, mich auf diesbezügliche an mich gerichtete Fragen zu äußern. Indessen bekannte der Herausgeber Bekker als-

bald ſelber, daß es ſich um eine Myſtifikation handele. Eine Klärung hatte ſomit die Sachlage, die durch die Fälſchung für Giulietta Guicciardi als Adreſſatin des Liebesbriefs ſprechen ſollte, nicht erfahren.

Bevor ich mich auf die Budapeſter Feſtreiſe begab, verweilte ich, mit Verwandten Similde Gerhards vereint, einige Wochen am Achenſee und warf in München noch einen Blick auf Neuerſtandenes. Heimgekehrt, ſandte ich dem Neffen Simildes, dem Buch- und Antiquitätenhändler Herrn Georg Müller in Meran, zur Erinnerung mein Buch „Aus der Glanzzeit der Weimarer Altenburg". Es erweckte in ihm den fruchtbaren Gedanken, die Bildniſſe aller der in demſelben aufgenommenen Briefſchreiber für mich zu ſammeln, um ſie entweder einer ſpäteren Neuauflage beizugeben, oder nach meinem Tode dem Weimarer Liſzt-Muſeum zu hinterlaſſen. In jedem der nächſtfolgenden Jahre erweiterte er dieſe meine Sammlung derart, daß gegenwärtig nur wenige Porträts, die zu erwerben ihm nicht gelang, an ihrer Vollſtändigkeit fehlen.

Die Erneuerung meiner Wagner-Skizze hielt mich bis zur letzten Stunde am Schreibtiſch feſt. Da am Abend des 20. Graf Geza Zichys Oper „Nemo" ihr 25jähriges Jubiläum feiern ſollte, zu dem er mich eingeladen hatte, verbrachte ich die vorhergehende Nacht im Schlafwagen der Nordweſtbahn, um am Mittag des 20. in Budapeſt einzutreffen. Dort ſah ich mich von dem großen Künſtler und einem anderen Komiteemitglied Dr. Miklos, gleich dem mit mir ankommenden Siegfried Wagner und ſeiner Schweſter Gräfin Gravina, aufs liebenswürdigſte am Bahnhof begrüßt. Jeder der geladenen Feſtgäſte trug, als Erkennungszeichen, die vom Grafen geſtiftete ſchöne ſilberne Liſztmedaille an der Bruſt. Bis zur ungariſchen Grenzſtation Marchegg war mir der Preßburger Stadtarchivar Johann Batka — mein hilfreicher Freund in Sachen der „Unſterblichen Geliebten", der eines Herzleidens wegen an dem Liſztfeſt leider nicht teilnehmen konnte — entgegengefahren. Und nun be-

gannen Tage, die zu den ſchönſten meines Lebens zählten und mir die Gewißheit erbrachten, daß mein lebenslanges Streben für die Sache Liſzts nicht vergebens geweſen ſei. Denn nach langen, langen Jahren des Wartens war nun die Zeit ihres Triumphes gekommen.

Zunächſt zog mir freilich eine fatale Eigenmächtigkeit ſeitens der Leipziger Bahnbeamten eine arge Verlegenheit zu. Sie hatten meinen Koffer, den ich direkt nach Budapeſt aufgegeben hatte, ſtatt mit der Nordweſtbahn, mit der ich fuhr, mit der Nordbahn expediert. In Wien, wo ich, der Sicherheit wegen, meinem Gepäck nachfragte, ſtellte ſich zu meinem Schrecken der Übelſtand heraus, und bei meiner Ankunft in Budapeſt ſah ich mich außer ſtande, für den abendlichen Beſuch der Oper meine Toilette entſprechend zu wechſeln. Als gütige Fee, half mir die liebe, herzlich von mir verehrte Gräfin Gravina, die mit ihrem Bruder gleich mir im Hotel Hungaria wohnte, zum Glück derart mit einigen Toiletteſtücken aus, daß ich mich im ſtolzen Budapeſter Opernhauſe ſehen laſſen konnte. In einer Loge hörte ich, in Geſellſchaft Sofie Menters und des Geheimrats von Haſe — meines Verlegers und liebenswürdigen Ritters während dieſer Feſttage — ſowie teilweiſe des gefeierten Schöpfers des „Nemo" ſelbſt, das echt nationale Werk, das uns aufs eigenartigſte in Weſen und Charakter des Landes einführt, deſſen Gäſte wir ſind. Das muſikaliſche Herz Ungarns ſchlägt darin. Text und Muſik wurzeln in heimiſchem Boden. Wir meinen, modern harmoniſierte und orcheſtrierte Volksmelodien zu vernehmen, und doch enthält das farben- und abwechslungsreiche, anziehende Ganze nur das am Schluß auftretende einzige wirkliche Originalmotiv, das die Welt als Rákóczymarſch kennt. „Nemo", deſſen Klavierauszug der Autor uns gütig überreichen läßt, bildet den zweiten, tragiſch endenden Teil einer Rákóczy-Trilogie, deren Abſchluß „Rodoſto" den Dichterkomponiſten gegenwärtig noch beſchäftigt. Das Vorſpiel zum dritten Akt leitete Graf Zichy ſelbſt am lorbeergeſchmückten Pult, unter den Hul-

digungen der Zuhörerschaft, die auch am Schlusse durch immer erneute Hervorrufe ihrer Dankbarkeit und Begeisterung Luft machte.

Weihevoll wurde die eigentliche Lisztfeier am Morgen des 21. Oktober durch eine gottesdienstliche Aufführung der ungarischen Krönungsmesse eröffnet. Mit allem feierlichen Prunk, der ihre Erstlingsaufführung am 8. Juni 1867 begleitet hatte, kam sie an selber Stelle, im Matthiasdome zu Ofen, in Anwesenheit der Minister und anderer Würdenträger zu Gehör. In die damals von dem zum König von Ungarn gekrönten Kaiser Franz Josef gestifteten Pracht-Meßgewänder gekleidet, pontifizierte der Erzbischof von Kalocsa unter Assistenz des Abtpfarrers die Messe. Die rot uniformierte, lanzentragende Kronwache zog vom Sanktuarium durchs Schiff herab ein Spalier und hielt die in Strömen herbeigeeilte Menge in Schranken. Dem Geigensolo im Benediktus verlieh Eugen Hubay den Verklärungsschimmer einer vom Himmel herabtönenden Botschaft.

Man muß, ich sagte es schon früher, Liszts Kirchenmusik im Ritus, für den sie geschaffen ward, auf sich wirken lassen, um ihren echt katholischen Geist recht zu verstehen. Das gilt von der Krönungsmesse wie nicht minder von seinem kirchlichen Hauptwerk, der Graner Messe, die — obwohl nicht innerhalb des offiziellen Festprogramms stehend — am darauffolgenden Morgen in der Stephansbasilika, Budapests größtem Gotteshaus, gleichfalls zu liturgischer Aufführung gelangte.

Beiden, vortrefflich wiedergegebenen kirchlichen Werken schloß sich in diesen Tagen noch ein drittes an: der einer Zeit schwerer Schicksalsprüfungen entstammende 13. Psalm „Herr, wie lange willst meiner du vergessen?", dessen Tenorsolo in dem Stimmkrösus Burian seinen Vertreter fand. Nur hätten diese Seelentöne in der Kirche den geeigneteren Platz gefunden, als im Opernhause, in dem auch die beiden großen Oratorien des Meisters: „Die heilige Elisabeth" (am 21. Oktober) und „Christus" (am 25., als monumentaler

Schluß) dargeboten wurden, und zwar das erste in szenischer Vorführung. In Budapest und — wie früher berichtet — in Wien kehrt eine solche alljährlich am Elisabethtage zu Ehren der verewigten Kaiserin-Königin, wieder. In ihrer poesievollen Inszenierung erfreut sie sich großer Beliebtheit; nur müssen, den Erfordernissen der Bühne gemäß, die Tempi eine entsprechende Steigerung erfahren, wie dies hier, unter Leitung Stefan Kerners, mit meist guter Wirkung, ob auch beim Aufbruch zum Kreuzzug nicht ohne ein Zuviel, der Fall war. Rascher als das deutsche pulsiert das ungarische Blut. So machte sich auch im „Christus", besonders beim „Einzug in Jerusalem" eine allzustarke Beschleunigung des Tempos fühlbar. Im übrigen gaben der Dirigent und alle Ausführenden — durchweg, wie bei der Krönungsmesse, Kräfte der königlichen Oper — sich mit Liebe und Begeisterung ihren großen Aufgaben hin und ernteten dafür den verdienten reichen Beifall.

Betonte das imposante Festprogramm mit Nachdruck den Kirchen- und Oratorienschöpfer Liszt, so ließ es ihn mit nicht minderem Rechte auch als Klavier- und Orchesterkomponisten, wie als Meister des Liedes und des weltlichen Chorstücks zu Worten kommen. Drei Abende waren dieser Seite seiner Tätigkeit gewidmet. Männer- und Frauenchöre — unter ihnen das für Einweihung des königlich ungarischen Opernhauses in Budapest geschriebene, wenn auch damals nicht aufgeführte, charaktervolle „ungarische Königslied" — rahmten die Rezitation der Ode Vörösmartys „an Liszt" durch Emilie Markus, sowie Klavier- und Liedervorträge ein. Für letztere hatte man Lulu Myß-Gmeiner und Tilly Koenen berufen. Edle Tonfärbung und Feingefühl für das Transzendentale der Lisztschen Weise zeichnete besonders Frau Gmeiners Liedergaben aus.

Aus allen Landen waren Liszts Schüler zu einem klavieristischen Wettkampf entboten worden. Die ungarischen Pianisten Aggházy, Juháß, Szendi, Thoman rangen mit Künstlern von europäischem Ruf, wie d'Albert, Friedheim,

Lamond, Roſenthal, Sauer, Stavenhagen, um den Preis. Jeder zeigte ſich als ein anderer; dieſer mehr als triumphierender Techniker, jener mehr als poetiſcher Ausdeuter. Gehörte es doch zu Liſzts Lehrgrundſätzen, der Entwicklung der Individualität volle Freiheit zu gönnen.

Auch am Ewig-Weiblichen, das ſich einſt um den Meiſter ſcharte, fehlte es nicht. Aus Rußland kam Vera Timanoff, deren feines glattes Spiel weniger temperamentvoll als vormals erſchien. Aus München ſtellte ſich Sofie Menter ein. Als „Lieblingsklavierkind“ Liſzts, war ihr eine Ausnahmsſtelle eingeräumt worden. Sie ſtand außerhalb der Reihe der übrigen, um, von Graf Zichy aufs Podium geführt, an dem von Siegfried Wagner dirigierten Orcheſterabend durch Vortrag von Liſzts Es-dur-Konzert zu entzücken. Man weiß, daß dem Spiele Liſzts das keines Lebenden ſo nahe kommt, wie das ihre. So groß und gewaltig, dabei ſo ätheriſch und zaubervoll, ſo innerlich, mit geweihter Seele ihrem Meiſter nachfühlend, erklingt der Geſang keiner anderen Hände als der ihren. Da gab es keinen Mitbewerb. Sie, die Einzige, wollte nichts für ſich ſelbſt, nur ihrem vergötterten Meiſter zu Ehren ſpielte ſie. Endloſe Beifallsſtürme lohnten ihr.

Vorangegangen war Sofie Menters Auftreten die Fauſt-Symphonie. Sie erſtand unter Siegfried Wagners, des Liſztenkels, Taktſtock in Größe und Schönheit. Liſzt ſelbſt hätte gewiß ſeine Freude daran gehabt. Sein Geiſt war unter uns in dieſen Tagen. Er lebte und webte über der äußerſt intereſſanten Liſzt-Ausſtellung, die man im Nationalmuſeum bewunderte, deſſen galanter Direktor, Hofrat von Szalay, es in eigner Perſon übernahm, mich zu führen und mir alle Schätze zu unterbreiten. Da gewahre ich Ölporträts Liſzts von Henri Lehmann, Kaulbach, Munkacſy u. a., Reproduktionen aus allen Lebensaltern des Meiſters, ein Bildnis ſeines Vaters, ſeines Geburtshauſes, Autographe, wichtige Zeitungsblätter; auch ein Spinett, auf dem der Große als Kind geſpielt und auf dem einige Töne zu

greifen mir aus besonderer Gunst erlaubt ward. Dazu kann man alle die kostbaren Gegenstände sehen, die Liszt bei seinem 50jährigen Künstlerjubiläum 1873 dargebracht worden waren und die er dem damals unter Pulszkys Leitung stehenden Nationalmuseum testamentarisch vermacht hatte. Der stolze Bau, der die Büsten der großen Söhne des Landes in einer Ruhmeshalle versammelt, birgt alle diese Reichtümer. Zur Vervollständigung der Liszt-Erinnerungen habe ich mir, in dankbarem Gedenken an die in Budapest empfangene ritterliche Gastfreundschaft nach meiner Heimkehr erlaubt die von mir herausgegebenen Briefe Liszts dem Museum zu verehren.

Die uns in diesen Festtagen erwartenden gesellschaftlichen Freuden eröffnete das von der Stadt Budapest im Hotel Hungaria veranstaltete große Bankett, das der Aufführung der Krönungsmesse folgte und vor dem ich glücklicherweise noch rechtzeitig in den endlichen Besitz meines Koffers und angemessener Toiletten gelangte. In ungarischer Sprache begrüßte der Oberbürgermeister die Gäste; bei der Erwiderung und weiteren Trinksprüchen herrschte die deutsche Sprache. Auch mein unvergleichlicher Kavalier, Graf Geza Zichy, toastete deutsch. Noch erinnere ich mich des dabei vorkommenden Verses;

Und Gott verzeih mir meine Sünd:
Ich bin von Herzen deutsch gesinnt!

Man kann wohl nicht geistvoller und angenehmer unterhalten werden, als es mir, dank ihm und meinem anderen Nachbar, dem damaligen Staatssekretär und späteren Justizminister von Balogh geschah. Graf Zichy war überhaupt die Seele, der Spiritus rector des ganzen Festes, auch bei dem am selben Abend nach Vorstellung der „Heiligen Elisabeth" anberaumten Empfang bei Hofe.

Dieser Empfang in den Prunkräumen der an historischen Erinnerungen reichen Ofener Burg gehörte zu den in-

teressantesten Erlebnissen dieser Tage. Hatschiere, Lakaien, Garden empfingen die Vorfahrenden. Oben, im vordersten der Säle, begrüßte uns Graf Geza Zichy in seiner ritterlichen Art, mir den Platz nächst den Geschwistern Wagner und Liszts Neffen, Bezirksrichter Dr. Eduard von Liszt aus Wien, anweisend. Beim Erscheinen des Erzherzogs Josef, eines schlanken, jugendlich elastischen Herrn — der sich in dem wenige Jahre darauf ausbrechenden Weltkrieg als kühner siegreicher Führer hervortat und zugleich durch seine Leutseligkeit die Herzen aller seiner Soldaten gewann — blieb er diesem zur Seite, ihm die Anwesenden vorstellend und charakterisierend. Aufs liebenswürdigste unterhielt sich der Erzherzog, über meine Beziehungen zu Liszt und meine ihn betreffenden Arbeiten unterrichtet, längere Zeit mit mir. Wir waren etwa fünfzig an der Zahl, darunter nur einige wenige Damen. In einem Nebensaal war ein Buffet mit allen möglichen guten Dingen aufgestellt, und die Geladenen ließen es sich dabei behaglich sein. Nach Mitternacht fuhr uns unser Zweispänner wieder heim.

Aus dem stolzen Luxusbau der königlichen Musikakademie, in dem ich neben Geheimrat von Hase und Professor Berthold Kellermann am nächsten Abend den pianistischen Vorführungen von d'Albert (Liebestraum III und E-dur-Polonaise), Friedheim (Sonate), Juhász (Cantique d'amour und Mazeppa-Etüde) und Lamond (Don Juan-Phantasie) lauschte, von denen letzterer den Vogel abschoß, während d'Albert seinem Meister durch Brutalisieren des Flügels in der vornehmen Polonaise zu huldigen vermeinte, begaben wir uns auf empfangene Einladung in die imposanten Lokalitäten des Leopoldstädter Kasinos. Herrliche Rosensträuße erfreuten die eintretenden Damen. Ich hatte die Ehre, durch den mir von der Krönungsmesse her bekannt gewordenen Abtpfarrer von St. Matthias dem Erzbischof von Grau und nunmehrigen Kardinal-Fürstprimas von Ungarn, Eminenz Lsernoch vorgestellt zu werden, der mir erzählte, daß er zur Zeit der Uraufführung der Graner

Meſſe Kaplan unter Abt Schwender, Liſzts Freund, bei dem er oft wohnte, geweſen ſei. Seine Eminenz geleitete mich ſodann zum Buffet. Unter anregenden Geſprächen mit alten und neuen Bekannten — ich erinnere mich beſonders Eugen Hubays, des vorzüglichen Violiniſten und Komponiſten — ging der Abend dahin.

Einen dritten Feſtabend bereitete uns Graf Geza Zichys Schwiegerſohn, der Kultusminiſter Graf Johann Zichy, der uns mit ſeiner liebreizenden Gattin in den entfernten Park-Klub entboten hatte, nachdem wir ein zweites, Klavier- und Geſangsvorträgen gewidmetes Konzert in der Muſik-Akademie mit Roſenthal (Mephiſtowalzer), Sauer (Petrarca-ſonett und Rákóczymarſch), Stavenhagen (Vogelpredigt des heiligen Franziskus), Thoman (F-moll-Konzertetüde und Wogen-Franziskus) und Timanoff (Rhapſodie) als Soliſten angehört hatten. In bezaubernder Weiſe ſah ich mich von der in Anmut ſtrahlenden Gaſtgeberin aufgenommen; ſie machte mich alsbald mit dem Miniſter und Präſidenten des Abgeordnetenhauſes und der Akademie der Wiſſenſchaften Exzellenz Berzeviczy und deſſen Gattin bekannt, die mich weiter Frau Polyxe von Humpel, geb. von Pulszky, zuführte. Da war ich geborgen. Aufs gütigſte nahm ſie, meinen Arm ergreifend, ſich der Herausgeberin der ihr wohlbekannten Liſztſchen Briefe an, verſprach mir eine Anzahl in ihrem Beſitze befindlicher Jugendbriefe Liſzts zu ſchicken, ſowie auch weiteres für mich zu ſammeln, geleitete mich zum Buffet und ſuchte mir in ihrer Nähe den erwünſchteſten Platz in Nachbarſchaft Graf Geza Zichys und Herrn von Mihalovichs, des Direktors der Muſikakademie. Jede Minute brachte erfreuliche Begegnungen. Da war, ordenbeladen, Emil Sauer, dort d'Albert mit ſeiner vierten Frau, Richard Burmeiſter, Mr. Apell aus New York, der mir ſpäter ſeinen warmen Bericht im Muſical Courier ſandte, Miniſterialrat von Szalay, der Direktor des Nationalmuſeums, Hofrat von Kammerer, Direktor der Porträtgalerie, der mir verſprach, mir das Bildnis

Thereſe Brunsviks zu zeigen. Immer wieder traten neue intereſſante Erſcheinungen an mich heran, und immer wieder freute ich mich, die liebe Gräfin Gravina mir nahe zu ſehen.

Ein intimes, überaus gemütliches Mittagsmahl noch vereinte uns im Hauſe des Grafen Geza Zichy. In ſeiner bezwingenden Gaſtfreundſchaft erinnert er, der mir wiederholt die Auszeichnung ſeines Beſuchs erwies, an ſeinen großen Meiſter und Freund Liſzt. Was er zu geben hat — und das bedeutet vieles und Großes — bietet er ſeinen Gäſten zum Genuß. Er ſpricht: ſeine Rede, gleichviel ob offiziell oder nicht, iſt geiſtreich, dabei von ſchlichter Natürlichkeit und Wärme. Er ſetzt ſich ans Klavier: mit fünf Fingern der linken Hand, die ihm nach Verluſt ſeines rechten Armes bei der Jagd nur zu Gebote ſtehen, kann er — ein Wunder ohne gleichen — mit jeder der lebenden virtuoſen Größen wetteifern und hat dies zum Staunen der europäiſchen Muſikzentren ſchon ſeit Jahren getan. Er läßt uns eines ſeiner ſchön empfundenen Gedichte, ein paar Abſchnitte ſeiner Memoiren hören, deren erſter Teil in dieſen Tagen im Buchhandel erſcheinen wird. Welche Lebendigkeit der Darſtellung bei Prägnanz und Knappheit der Bilder und der Sprache! Mit einem Worte: welch faszinierend reiche Künſtler- und Ariſtokratennatur, der näher getreten zu ſein zu den köſtlichſten Erinnerungen dieſer köſtlichen Liſzt-Feſttage zählt! Als bleibendes, dankbar empfangenes Zeichen derſelben trage ich das Bildnis des ſeltenen Mannes, das er mir wie den Mitgäſten an ſeiner Tafel verehrte, mit mir heim.

Der letzte Morgen in Budapeſt ſollte der „Unſterblichen Geliebten" gewidmet ſein. Ich fahre nach dem ziemlich entfernten, am Stadtwäldchen gelegenen Muſeum der bildenden Künſte. Das Bildnis Thereſe Brunsviks gehört — wie ich erſt jetzt erfahre — einer anderen Galerie an. Der überaus aufmerkſame Direktor hat es aber eigens für meine Wenigkeit herbeiholen laſſen. Es zeigt — eine Lithographie

— die edle Frau im Alter als Kinderfreundin: ſie hält ein Kind im Arm. Güte ſpricht aus dem Antlitz, das 1865 von Barnabas gezeichnet wurde.

Selbſtverſtändlich laſſe ich auch die anderen, überaus reichen Schätze der zum guten Teil aus Eſterhazyſchem Beſitze ſtammenden Galerie nicht ungeſehen. Unter den alten Porträts fallen mir die vielen koſtbaren Spanier: beſonders Murillo, Velasquez, Goya auf; doch vereinigen ſich ihnen auch italieniſche und niederländiſche, altdeutſche und ungariſche Meiſter vom 15. bis 17. Jahrhundert. Unter den neueren Bildniſſen feſſeln mich namentlich ſchöne Lenbachs und Layrauts herrlicher Liſzt.

Mit der abendlichen Aufführung des „Chriſtus", deren ich bereits gedachte, ſtehen wir am Ende reicher Muſikgenüſſe und einer unvergeßlichen Gaſtfreundſchaft. Auf Einladung Geheimrat von Haſes leere ich mit ihm bei den Klängen einer Zigeunerkapelle in unſerem Hotel noch eine Flaſche feurigen Ungarweins zum Abſchied. Anderen Tages ſage ich, hocherhobenen Herzens über den Triumph, den mein geliebter Meiſter noch im Tode mit ſeiner Kunſt gefeiert, der herrlichen Stadt Lebewohl. In flammender Glorie ging die Sonne unter. Sie warf, als ich mit Siegfried Wagner und Gräfin Blandine Gravina von dannen fuhr, einen letzten Verklärungsglanz über dieſe wundervollen Tage, Feſttage, wie ſie mir, nächſt ihrer Bedeutung für Liſzt, zugleich eine Krönung meines eigenen beſcheidenen Lebens deuchten.

Nicht nordwärts, ſondern nach Schloß Friedſtein führte mein Weg. Dort ſchrieb ich, einem inneren Dankgebot gehorchend, ein Feuilleton für die Preßburger Zeitung: „Ungariſche Liſzt-Feiertage" nieder. Meine neubearbeitete Liſztſkizze aus den Studienköpfen war inzwiſchen in Einzelaus-

gabe erschienen und hatte — so erzählte man mir — viel Freunde gefunden.

Graf Geza Zichy war so gütig, mir den ersten Band seiner Memoiren bei ihrem Erscheinen zukommen zu lassen. Er hat ungezählten anderen sicher nicht minder zur Freude gereicht als mir. Dagegen bereitete eine unberechtigte Veröffentlichung dieses Jahres in Buchform, unter dem Titel „Franz Liszt in seinen Briefen", deren Eduard Reuß, ein Lisztscher Schüler, sich mit erstaunlich unverfrorener Ausbeutung der von mir herausgegebenen Briefbände schuldig machte, mir und meinen Verlegern Ärgernis, und nur unserem friedlichen Sinne war es zu danken, wenn der Sache kein gerichtliches Nachspiel folgte.

Zur Weihnachtszeit teilte mir Fürstin Hohenlohe eine Anzahl charakteristischer Aussprüche Liszts über Kunst und Leben mit, die, noch der Altenburg entstammend, einst von ihr aufgezeichnet worden waren. Sie schienen uns beiden der Veröffentlichung wert, mit der mich die Fürstin betraute. In deutscher Übertragung haben sie sich im Aprilheft 1912 der „Neuen deutschen Rundschau" der Leserwelt vorgestellt.

Nun die Schatten dunkeln

1912—1917

Aus den folgenden Jahren bleibt wenig zu berichten. Ihre Höhepunkte blieben für mich nach wie vor Bayreuth und Friedstein. Sommerliche Erholung fand ich am Achensee, — wo ich unsern alten Freund, den Prälaten von Fiecht, seit er einen Schlaganfall erlitten, leider nur kränkelnd wiedersah, bis er 1915 die Welt verließ — sowie des öfteren in Lroſtewitz. Am Schreibtisch war ich fleißig und beendete

allmählich in neuer Bearbeitung zwanzig Einzelbiographien aus meinen Studienköpfen.

Als ich im November 1913 zur Fürstin kam, brachte ich ihr, auf einen langgehegten Wunsch von ihr eingehend, den Anfang meiner Lebenserinnerungen mit, die ich bis 1876 fortgeführt hatte. Daß sie den uneingeschränkten Beifall dieser meiner strengsten Kritikerin fanden, beglückte mich, denn nur mit Zagen war ich an die Arbeit, zu der ich schon von den verschiedensten Seiten aufgefordert worden war, herangegangen. Ich hatte ernste Bedenken dagegen, mein eigenes kleines Ich zum Mittelpunkte eines Buchs zu machen, denn Selbstbespiegelung lag mir fern. Nur das Hineinragen bedeutender, ja hoher künstlerischer Persönlichkeiten, wie vornehmlich die Liszts, in mein bescheidenes Dasein, dazu die vielfachen namentlich musikalischen Ereignisse, deren Zeuge ich inner- und außerhalb meiner Vaterstadt war, dünkten mich des Aufzeichnens wert. Und so versuchte ich es damit, mich als Grundlagen meiner eigenen regelmäßig geführten Tagebücher, sowie vorhandener Familienkorrespondenzen bedienend. Einmal im Zuge mit meiner Arbeit, aber bereitete sie mir so viel Freude, daß ich nicht daran dachte, von ihr abzustehen. —

An Bayreuth begeisterte ich mich wieder während der im Juli 1914 daselbst abgehaltenen letzten Generalproben. Großes leistete wiederum Siegfried Wagners Inszenierungsgenie. „Ring" und „Parsifal" zeigten sich in neuer Ausstattung. Glänzend gelöst schien auch das schwierigste Problem. So insbesondere der einst durch eine hölzerne Brücke verkörperte, nun in Farbenduft hingezauberte Regenbogen, nicht minder das Schlußbild der „Götterdämmerung" mit dem im letzten Purpurglanz aufleuchtenden Walhall, der von Flammen verzehrten Giebichungenhalle und der Rückgewinnung des verhängnisvollen Rings durch die im heranflutenden Rhein auftauchenden Rheintöchter. Nie glaubte ich das gewaltige Ganze vollendeter geschaut zu haben. Der „Parsifal", den, vor der Preisgabe an die Theater zu

schützen, wir im vergangenen Jahre — dem hundertsten Geburtsjahr seines Schöpfers — beim deutschen Reichstag vergebens angestrebt hatten, bestärkte mich von neuem in der Uberzeugung, daß er zu seiner vollen Wirkung als Weihefestspiel einzig im Bayreuther Festspielhause gelangen kann, und sich selbst durch sein eigenstes Wesen am sichersten vor einer dauernden Einverleibung in den Betrieb der Profanbühnen schützt. Es gibt eben nur ein Bayreuth.

Unterhaltende und anregungsreiche Stunden gingen mir wiederum in Wahnfried dahin, der sich mir nicht nur in einem glanzvollen Rout, sondern auch an stillen Vormittagen öffnete.

Kaum war ich bei herrschender Tropenglut wieder heimgekehrt, als von Englands Frevelmut hervorgerufen, der mörderischste aller Kriege ausbrach. Seine Schrecken, sein Jammer, die Ströme edlen Blutes, die Verluste und Entbehrungen aller Art, die er unserem Volk gekostet hat und noch kostet, währen, Gott sei es geklagt! zur Stunde noch fort. Meine Feder verzichtet, als zu ohnmächtig, darauf, das Grauenvolle zu schildern. Mit Flammenschrift wird die Geschichte dieses wahnwitzigen Völkermordens einst geschrieben und die Schuld derer, die es heraufbeschworen, gebucht und gebrandmarkt werden.

Einige Monate wütete der Krieg, als Frau Eva Chamberlain mir die Kriegsartikel ihres Gatten sandte, die er — ein tiefer Kenner deutschen Wesens — dem eklen Neid, der niederen Gewinnsucht seines englischen Vaterlandes als Wurfgeschoß entgegenschleuderte. Gleich Hunderttausenden, entzückte mich die gewaltige Sprache, die kühne Objektivität, der stolze Freimut des genialen Mannes, dem Kaiser Wilhelm dafür das eiserne Kreuz an die Brust heftete.

Kriegsbilder, Kriegsgedichte, Kriegsgesänge erstanden in ungezählter Menge. Auch der Sohn Richard Wagners, Chamberlains Schwager, begeisterte sich für die deutsche Sache. Er setzte des alten Patrioten Ernst Moritz Arndt „Fahnenschwur" in Musik, zu dessen Aufführung Berlin

ihn einlud. „Ließe sich Ähnliches nicht auch in Leipzig einleiten?“ schrieb mir seine Schwester. Sofort beriet ich mich mit den Professoren der Musik Stade und Prüfer. Des ersteren Anfrage bei der Gewandhausdirektion wurde wegen von Nikisch betonten Raummangels für Unterbringung eines großen Chors abgelehnt. Um so eifriger führte der Vorstand des Wagnervereins, die Herren Paul Zenker und Richard Linnemann, die Angelegenheit zum erwünschten Ziele. Am 30. November 1914 bereitete eine die große Alberthalle füllende Zuhörerschaft dem lange hier nicht begrüßten Dichterkomponisten einen freudigen Empfang, den von ihm, neben Werken seines Vaters und Großvaters geleiteten eigenen Schöpfungen — aus „Banadietrich“, Schwarzschwanenreich“, „Bruder Lustig“ u. a. — einen warmen, ja großen Erfolg.

Nach dem Konzert vereinigte ein zwangloses Abendessen die Vertreter der obersten Behörden Leipzigs, angesehene hiesige und von fern herbeigekommene Kunstfreunde um den Gast, dem wir schon als Erhalter und Pfleger des Bayreuther Wunderwerks zu wärmstem Danke verpflichtet sind.

Nicht die überwältigende Leidenschaft, der machtvolle tragische Flügelschlag des Genius Richard Wagners ward seinem Sohn — schon „der Bärenhäuter“ verriet es — zum Erbe. Im schlicht Volkstümlichen, in das das Märchenhafte hineinragt und der Humor seine freundlichen Lichter spielen läßt, suchte und fand dieser sein Reich. Hebt man aber, mit der ihm gegenüber beliebten Zurückhaltung hervor, daß seine musikalische Erfindung der Tiefe und des Eigengepräges ermangele, so sollte man billig auch ihre anspruchslose Natürlichkeit und liebenswürdige Herzenswärme nicht übersehen und statt manchen ungesunden Opernschwulstes und frivoler Operetten, seinen Schöpfungen auf unsern Theatern das Wort gönnen. . . .

Der belangreichen musikalischen Neuerscheinungen, die vor dem Kriege wie während dessen Verlaufs nach Leipzig den Weg fanden, waren nicht zu viele. Mit ungeheurer Reklame ward Mahlers achte Symphonie — die sogenannte „Symphonie der Tausend", weil 850 Mitwirkende dafür entboten wurden — 1912 der Öffentlichkeit zugeführt. Dr. Georg Göhler trat mit glühender Begeisterung für sie ein, in der auch mir gegenüber ausgesprochenen Überzeugung, daß Wagner und Liszt Mahlers Werk als eine Tat, eine Fortsetzung in ihrem Sinn und Geiste gutheißen würden. Ich vermochte mich nicht zu solcher Auffassung aufzuschwingen. Ein Werk, das sich zwar Symphonie nennt, doch aus zwei zusammenhanglosen, total verschiedenen Chorwerken besteht, die nur in dem Massenaufgebot von Stimmen ihren Einigungspunkt finden, entbehrt, so dünkt mich, vor allem der Stileinheit und der Harmonie, die das Kunstwerk fordert. Der erste, auf dem alten Hymnus „Veni creator spiritus" aufgebaute Teil wirkt nur durch die elementare Kraft, das Massenhafte des Chors. Der zweite Teil ist textlich dem Schlusse des zweiten Teils von Goethes „Faust" entnommen. Er enthält viel schöne Einzelheiten, die sich im Chorus mysticus in ergreifender Weise gipfeln; aber aus der Fülle von Stimmungen fühle ich keine einheitliche Stimmung und Wirkung hervorgehen, obwohl Dr. Göhler als kundigster Führer bemüht ist, uns in das ihm sympathische Reich Mahlerscher Kunst einzuführen, auch die Besetzung der Soli, wie die Ausführung der Chöre (wesentlich durch den Riedelverein) von denkbarster Güte war.

„Eine Mischung von Imperator und Histrione, Priester und Schulmeister, unerbittlichem Fanatiker und gutem Kerl, die auch in seine kolossalischen Klanggebilde hereinspielt und ihre Gesamtwirkung vielfach beeinträchtigt", gewahrte Arthur Smolian nicht uneben an Mahlers künstlerischer Persönlichkeit. Seinem gigantischen Wollen, das ist gewiß, war das große Vollbringen nicht gegeben; ja nicht ein-

mal die Gabe eines natürlichen melodiſchen Ausdruckes, die ſeinem orcheſtralen Geſtaltungsvermögen entſprochen hätte. Er verlor ſich in philoſophiſchen Problemen. Dabei irrte er ab vom Geſunden, Natürlichen, das dem künſtleriſchen Gottesgnadentum auf die Lippen, weil in die Seele gelegt iſt. Bei allem Geſuchten ſtreift ſein Sang oft das Triviale. Es blieb das Tragiſche ſeiner Erſcheinung, daß er aus der Welt ſcheiden mußte, ohne das, was ihm bei unzulänglicher Erfindungskraft als Koloſſalgebilde vorſchwebte, in Vollendung geſtalten zu können und ſeinen Namen den Ewigen der Kunſt eingereiht zu haben.

Zwieſpältig, widerſpruchsvoll, problematiſch, wie Mahlers Naturell und Schaffen überhaupt, iſt auch ſein „Lied von der Erde", das uns am 5. November 1915 im Gewandhaus zur Kenntnis gebracht ward. Man hat es als ſein vollendetſtes Produkt bezeichnet. Ich habe dieſen Eindruck nicht gewonnen, bedauere überdies, daß der deutſche Künſtler uns ſein Abſchiedslied auf chineſiſch zugerufen hat, inſofern er ſich von einem alten Dichter des Reichs der Mitte Li-Tai-Po, der vor 1200 Jahren gelebt haben ſoll, die Anregung zu vier dieſer ſechs Geſänge holte, die vom Jammer und den trunkenen Wonnen des Erdendaſeins, wie von ſeinem unvermeidlichen Ende reden. Mit einem „Trinklied vom Jammer der Erde" beginnt das von Mahler ſeltſamerweiſe wieder „Symphonie" benannte Werk überaus bizarr. Dann hören wir „den Einſamen im Herbſt" — ein müdes Totenlied der Natur. Freundlichere Sätze erzählen „von der Jugend", „von der Schönheit". Darnach nimmt „der Trunkene im Frühling" wiederum das Wort. Doch ſein Bewußtſein ſchwindet, ihm naht der Tod: der „Abſchied" — das Schönſte vom Ganzen, wenn man es nicht als das einzige wirklich Schöne bezeichnen will. Wehmutsvoll, unter'm ſanften Kolorit von Oboen, Flöten, Mandolinen, Celeſta, ertönt die ergreifende Klage: „Du, mein Freund, mir war auf dieſer Welt das Glück nicht hold"; dann klingt das Werk in ſymboliſchen Vorhalten

aus. Unleugbar das Gebilde einer bizarren Musikerphantasie, wirkt das Werk doch ergreifend, als die letzte Gabe eines Todgeweihten, dessen weniger sympathischem als bedeutenden Charakterkopf Rodins Meisterkunst in Bronze sprechendes Leben verliehen hat.

Einer kleineren, doch wertvollen Schöpfung Mahlers: „Lieder eines fahrenden Gesellen" verhalf Mme. Louise Debogis — eine Vortragskünstlerin ersten Ranges — im Gewandhaus zu warmem Anklang, wiewohl sie einer Männerstimme in den Mund gelegt sind.

Der wie Mahler spekulative, doch mit ungleich schöpferischerem Geiste begnadete Richard Strauß wandte sich nach dem geringen Erfolg, den seine „Ariadne auf Naxos" in ihrer ersten Gestalt und die ihr folgende „Josefslegende" bei einem spröder gewordenen Publikum davongetragen, wiederum der symphonischen Form zu. Man vernahm und las viel davon, daß und wie er sich mit einer „Alpensymphonie" beschäftige. Endlich trat sie ans Tageslicht und kam Ende März 1916 auch nach Leipzig ins Gewandhaus. „Mehr Ausdruck der Empfindung als Malerei" schrieb Beethoven über die erste Violinstimme seiner Pastoralsymphonie. Strauß verfährt in entgegengesetzter Weise. Er gibt uns weniger Empfindung als Schilderei. Der große Stimmungskünstler versteht sich auch auf die Situationsmalerei. Hier malt er nach der Natur und läßt uns einen Tag im Hochgebirge mit seinen Freuden und Gefahren erleben. Doch ist nichts Bedenkliches dabei. Das Hochgewitter zieht vorüber, nachdem es Gelegenheit zu erwünschten Donner- und Blitzeffekten gegeben hat. Der Nacht folgt Sonnenaufgang, dem Aufstieg zur Höhe die Umschau vom Gipfel. Vogelstimmen, Herdengeläut auf der Alm, den rauschenden Wasserfall vernehmen wir — alles in Farbe und Glanz getaucht, mit fabelhafter Virtuosität gemalt. Auch schöne Melodik fehlt nicht.

Max Reger, der dritte unserer jetzigen musikalischen Neuerer, ist einer verhängnisvollen Überproduktivität durch

einen ihn am 10. Mai 1916 ereilenden jähen Tod zum Opfer gefallen, indes er über neuen Plänen und Kombinationswundern sann. Vielleicht wäre es dem rastlos Gestaltenden noch vorbehalten gewesen, durch ein minder verstandesmäßiges, in seiner Kompliziertheit den Hörer oft verwirrendes Schaffen die uns emporziehende, beglückende Wirkung zu erzielen, nach der das Kunstwerk verlangt und die ihm bisher versagt geblieben.

Auch der verwegenste der heutigen musikalischen Fortschrittler, Arnold Schönberg, dessen „atonale Tongewebe" in Wien, wo er lebte, auf starken Widerspruch der Kritik und des überwiegenden Teils des Publikums stießen, blieb den Leipziger Konzertsälen nicht fern. Nicht in Person, wohl aber in seinen „Gurreliedern" — für Soli, Rezitation, vier Chöre und großes Orchester — kehrte er im März 1914, und zwar vornehmlich dank den Bemühungen Frau Albertine Zehmes, die sich auch des deklamatorischen Teils des Werks liebevoll annahm, in der Alberthalle ein. Bei großer Ausdehnung und anspruchsvollem Apparat gibt sich das an schönen Einzelheiten nicht arme Werk nicht exzentrisch, genießt aber auch den Ruf des zahmsten Erzeugnisses seines Urhebers. —

* * *

Als eine Kunstäußerung vollendeter Art, entzückte mich das russische Ballett, das ich 1914 in Leipzig sah. Die Ausdruckskunst der Bewegung und Geberde ist sicher nie zuvor in ähnlicher Vollkommenheit ausgebildet worden. Hier redet der Körper seine eigene Sprache, die — so scheint es — der Russe wie keines anderen Volkes Kind beherrscht. Die Musik der Bewegungen ist ihm zur Tradition geworden, wie sie der Deutsche nicht ahnt. „Das russische Ballett ist Musik für das Auge, ist die Symphonie des Tanzes", sagt dessen intimer Kenner, Johannes Graf Kalckreuth.

Verwandtes strebt Jacques Dalcroze mit seinem System harmonisch-plastischer Körperbildung und Bewegung an, aus der sich in vollendeter Herrschaft über den Körper und den Rhythmus der künstlerische Tanz entwickelt. In der subtilsten Ausbildung des rhythmischen Gefühls, wie in der plastischen Wiedergabe seelischer Empfindung liegt die pädagogische Aufgabe der rasch zur Blüte gelangten Hellerauer Schule, deren Zukunft, seit ihr Begründer sich bei Ausbruch des Krieges undankbar gegen das ihm gastliche Deutschland wandte und ihr tatkräftiger Mitbegründer Dr. Dohrn in tragischer Weise endete, leider gefährdet, in ihrem gegenwärtigen Betrieb mindestens sehr eingeschränkt ist.

Die nähere Bekanntschaft mit der Dalcrozeschen Lehre dankte ich einer jungen, mir überaus sympathischen Musikerin, der ich in Dr. Fiedlers Hause zuerst begegnete. Sie, Wera Gräfin Zedtwitz-Liebenstein, hat sich, durch inneren Beruf gedrängt, der Musik als Lebenszweck ergeben und ihre klavieristische und allgemein musikalische Ausbildung bei dem ausgezeichneten Pädagogen Professor Richard Buchmayer in Dresden mit so glühendem Eifer betrieben, daß sie im März 1916 in einem eigenen Konzert in Leipzig mit einem Programm vor die Öffentlichkeit treten konnte, das jedem anerkannten Klavierbeherrscher zur Ehre gereicht haben würde und das sie zu musterhaft stilvoller Ausführung brachte. Ihr lohnte ein glänzender Erfolg und die einmütig freudige Anerkennung der strengen Kritik.

Eine Einladung der Gräfin, sie auf einem Ferienbesuch bei ihrem Vetter, Herrn Ferry von Altvatter auf Schloß Wottin, in den Vorbergen des Böhmer Waldes, als ihre Vizemama zu begleiten, erwies sich als glückliche Eingebung. Wir verstanden einander vortrefflich und verlebten ein reizvolles Sommeridyll, das sich auch auf einen Aufenthalt im schönen Schloß Liblin bei ihrer Tante Gräfin Olga Zedtwitz ausdehnte. Als es zu Ende ging, winkte mich meine gütige Fürstin Hohenlohe, von der ich mich seit Beginn des Kriegs durch die Erschwernisse an der Grenze getrennt fand,

zu ſich. Doch noch war Schloß Friedſtein von ihren Kindern und Kindeskindern gefüllt. Ich ging auf Wartepoſten nach Iſchl. Nach zwanzig Jahren ſah ich es wieder. Es war im weſentlichen das alte geblieben. Nur ich war eine andere geworden; denn nicht wie einſt mit den Wiener Freunden, ſondern einſam, alt geworden, ſchritt ich umher. Ich ſuchte die Häuſer auf, die ich in verſchiedenen Jahren mit Wehlis bewohnt; alle Orte, wo wir gemeinſam verweilt hatten, drängte mich's wiederzuſehen.

Die letzten Blüten des Herbſtes in den Gärten rüſten ſich zum Sterben, die bunte Laubpracht der Bäume fällt welk zu meinen Füßen nieder. Es iſt trübſelig hier, die Wolken hängen tief ins Tal herab, der Regen ſtrömt, das Bett der Traun droht über die Ufer zu ſteigen. Ich bin der einzige Spaziergänger in der entlaubten Esplanade. Gern nehme ich Abſchied von Iſchl, ſei's auch für immer. Mir iſt weh zu Mute, da ich in dieſen Tagen die Todesnachricht von Suſanne Gerhard, Simildes Lieblingsnichte, empfing, die oft auch meine Reiſegefährtin geweſen und mit der ich mich noch immer im Zuſammenhang mit Similde fühlte, der wir beide die teuerſten waren. Doch das Leben iſt ja ein beſtändiges Abſchiednehmen, bis der eigene große Abſchied kommt. Wann wird meine Stunde ſchlagen? Noch bewahrt mir Gottes Gnade eine für meine Jahre, wie man ſagt, ungewöhnliche Körper- und Geiſteskraft und damit mein beſtes Glück: der Arbeit froh zu werden. Noch bleibt mir viel Freundſchaft und Liebe. Gott erhielt mir meine Geſchwiſter, die in dieſem Jahre in ſtiller Zurückgezogenheit, fern von Leipzig, ihre goldene Hochzeit begehen durften. Inmitten des Krieges ſchloſſen ſie 1866 ihren Bund, und nun ſah ihr Ehejubiläum einen noch unvergleichlich grauenvolleren Krieg Europa mit Schrecken erfüllen; aber der Himmel ſchenkte ihnen ein friedvolles Leben und ſegnete ſie mit einem auf Übereinſtimmung und Ergänzung ihrer Naturen beruhenden Glück. Auch meine liebe Schwägerin Lorle, die Witwe meines geliebten Adel-

bert, lebt und ſchenkt mir noch die alte Treue. Meine alte Dienerin Mali, die 1892 bei Similde einzog und ſeitdem mich betreut, ſorgt noch für meinen beſcheidenen Haushalt; denn, wenn meine Arbeit mir auch keine goldenen Früchte trug, vor Sorgen wenigſtens hat ſie mich, Gott ſei gelobt, geſchützt. So war es doch, alles in allem genommen, zumal dank den ſich darin abſpinnenden Beziehungen zu großen und edlen Menſchen, ein reiches Leben, das mir beſchieden war.

★ ★ ★

Nun hat mich das geliebte Friedſtein wieder aufgenommen, und wieder beglückt mich die mir lange verſagt gebliebene Vereinigung mit der verehrten Fürſtin. Bei meiner Ankunft durfte ich mich noch an dem Familienglück erfreuen, das Prinz Gottfried und ſeine aller Herzen gewinnende erzherzogliche Gemahlin im Beſitz dreier herziger Kinder erblüht. Wenig ſpäter warfen große politiſche Ereigniſſe: die grauſige Ermordung des öſterreichiſchen Miniſterpräſidenten Stürgkh, und mehr noch das Erlöſchen der Lebensflamme des edlen hochbetagten Kaiſers Franz Joſef — deſſen Daſein mehr Tragik umſchloß, als wohl ein einziges ſeiner Millionen Untertanen — dunkle Schatten über Friedſteins herbſtliche Sonnenſtille. Von der Terraſſe herab wehte die ſchwarze Flagge ins Tal und die Schloßbewohner trugen Trauergewänder um den ehrwürdigen Monarchen.

Ein neuer jugendlicher Kaiſer, der Sohn unſerer ſächſiſchen Prinzeſſin Maria Joſefa, ergriff das Zepter der öſterreichiſch-ungariſchen Lande. Bald darauf ſchien ſich der Horizont Europas aufhellen zu wollen. Ein Friedensangebot Deutſchlands und ſeiner Verbündeten wollte nach Niederzwingung des treuloſen Rumänien dem Völkerbrande ein Ende bereiten, und die Weihnachtsglocken ſollten der

Menschheit die alte beseligende Botschaft: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden" verkünden. Doch, befangen vom Wahn eines ihnen vorbehaltenen glorreichen Endsieges, wiesen unsere Feinde die dargebotene Hand höhnisch zurück, so heiß ihre Völker sich aus dem auf ihnen lastenden Jammer herausſehnen. Wann wird der Himmel unser aller Gebet durch Erhörung segnen? Wir erflehen es mit Inbrunst in der mitternächtigen Christmette, nachdem mein Lichterbaum wie in Friedenszeiten den Wald durchleuchtet hat.

Der letzte Monat des Jahres fordert noch in den Liszt-Wagnerschen Kreisen seine Opfer. In Weimar geht Adelheid von Schorn, in Bayreuth Hans Richter schlafen. Immer enger wird die Runde, die sich einst um die Großen scharte.

Aus Leipzig erreichte mich die schmerzliche Kunde vom unerwarteten Heimgang der mir befreundeten Clara von Tauchnitz, der Tochter des Begründers der Tauchnitz-Edition, in dessen Hause mir manch frohe Stunde dahinging.

Die gütige Fürstin wünscht, daß ich bei ihr überwintere, und nichts Lieberes kann ich mir denken. Wohl ist es in und um Friedstein stiller denn sonst. Außer Verwandten aus dem nahen Aussee und den wöchentlichen Bridgepartien der Schloßfrau meldet sich selten ein Besuch. Mich läßt die liebenswürdige Gräfin Anna Lamberg des öfteren nach Trautenfels holen. Auch da ist alles umflort und verändert. Die beiden jungen Grafen stehen im Kriegsdienst. Den jüngeren hat sein Patriotismus eine schwere Kopfwunde und den Verlust eines Auges gekostet. Beider Schwester war in Lazaretten als Pflegerin tätig. Der Gatte der älteren Tochter, Baron Mersi, zog, trotz erschütterter Gesundheit, ins Feld und starb, heldenmütig gegen sein Leiden ankämpfend. Trauer, wohin man blickt.

Die schönen täglichen Ausfahrten mit der Fürstin gibt es nicht mehr. Die edlen Doppelgespanne wurden requiriert. Meine gewohnten Morgenwanderungen aber setze

ich selbst während der außergewöhnlichen Kälte fort. Ihnen leuchtet meist ein mattes, verschleiertes Licht, und die Landschaft scheint wie mit Silberstift gezeichnet. Das purpurne Erglühen der Sonnenuntergänge zeigt sich selten. Die Straße ist verödet. An windstillen Tagen hört man den Donner der Geschütze von Kärnten herüberschallen.

Große Wandlungen vollziehen sich inzwischen in Österreich. Der junge Kaiser macht sich die Bürde der neuen Würde nicht leicht. Von der alten Wiener Hofburg her weht ein frischer Wind. Zu seinem bevorzugtesten Berater wählt sich der junge Monarch den Prinzen Konrad zu Hohenlohe, der ihm seit Jahren, von Miramare her, als Statthalter von Triest nahegetreten ist. Ihn ruft er als ersten Mann des Staates, als ersten Obersthofmeister an seine Seite und dessen anmutiger Tochter verlobt er seinen Bruder Erzherzog Max. Ein neues Ministerium soll sich die Schlichtung des alten Nationalitätenhaders zur obersten Aufgabe stellen. Das Parlament, das seit Jahren nicht mehr getagt, soll einberufen werden. Der Kaiser selbst tritt, sich der Not seines Volks erbarmend, an die Spitze einer Ernährungsaktion. Er ordnet billigere Fleischpreise an, vermehrt die Zahl der wöchentlichen Fleischtage, läßt die Tore seines Marstalls öffnen, damit seine Pferde Kohlen für die ärmeren Klassen herbeischaffen. Auch in der Armee sorgt er für ein strafferes Regiment und verlegt das Hauptquartier nach Baden, um immer gegenwärtig zu sein.

Am 1. Februar tritt eine neue Phase der Weltlage ein. Das letzte Kapitel des furchtbaren Völkerringens scheint mit der von vielen schon längst ersehnten Verschärfung des Unterseebootkriegs anzuheben. Welch stolze Wehr und Waffe — und welch ungeheurer Erfolg!

Da wirft Präsident Wilson, der Allmächtige der Vereinigten Staaten, bisher schon unser versteckter Feind, die Friedensmaske ab und droht, sich offen unseren Gegnern zu gesellen. Wird deutsche Macht auch zur Besiegung der neuen Welt ausreichen? Stehen nicht schon Asiaten, Au-

stralier, Afrikaner, alle Völker der Erde gegen uns im Kampfe?

's ist März geworden, der Monat der Revolutionen. Nun bricht in Rußland der Sturm los. Der Zar wird zur Abdankung gezwungen, gefangen genommen mit seiner Familie, die Republik proklamiert. „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!" wie zu Zeiten der französischen Revolution, gellt's durch die Straßen des Russenreichs. Ströme Blutes fließen. Wo ist die Stimme der Vernunft, die Einhalt geböte und nach der Erlösung durch Frieden riefe?

Inmitten dieses Völkeraufruhrs läßt Gottes Gnade uns in Friedstein ein seltenes Fest begehen. Die Schloßherrin feiert am 18. Februar in voller Geistes- und Körperfrische ihren achtzigsten Geburtstag. Jeder lauten Feier wehrte sie im Hinblick auf die Not der Zeit. Die geplanten Huldigungen der Gemeinde Stainach, ihres Musikchors, ihrer Schuljugend mußten unterbleiben. Ihre eigenen Kinder und Enkel hatte die Fürstin kurz zuvor im Herbst vollzählig um sich versammelt gesehen. So brachte nur ihr ältester Sohn Prinz Konrad, der eben in das von seinem Vater durch dreißig Jahre ruhmvoll verwaltete Amt des Oberst-hofmeisters eingetreten war, der geliebten Mutter persönlich die Glückwünsche aller dar, und Fürst Moritz Hohenlohe, der Sohn des ehemaligen Reichskanzlers, kam aus München, als Teilnehmer der stillen Feier. Den Sonntagsmorgen leitete die Messe ein, Blumen durchblühten und durchdufteten die Halle und alle Räume, Geschenke waren aufgebaut. Aus der Ferne aber ergoß sich eine überwältigende Flut von Telegrammen und Briefen. Erzherzoge und Erzherzoginnen, Verwandte und andere Fürstlichkeiten, die Aristokratie der Geburt und des Geistes, Kunst- und Wohltätigkeitsvereine, die Bewohner der Nachbarschlösser nahten

brieflich als Gratulanten. Selbst die Tagesliteratur, in Gestalt der drei vornehmsten Wiener Organe „Neue Freie Presse", „Neues Tagblatt" und „Fremdenblatt", durch Prof. Bettelheim, Ludwig Karpath und Max Herbeck vertreten, sowie die „Grazer Tagespost" und eine Wiener Illustrierte Zeitung wurden der Bedeutung des Tages gerecht. Und noch wochenlang war der Glückwünsche kein Ende. Ich selber brachte der Gefeierten als bescheidenes Angebinde die Verse dar:

Du durftest auf der Menschheit Höhen wandeln,
In reiner Luft, dem Niederen entrückt,
Vornehm im Denken, Fühlen, Handeln,
Treu jeder Pflicht, beglückend und beglückt
Gingst Du durchs Leben, streng Dich selber zügelnd,
Beschwingten Geistes, andere beflügelnd,
Und Deines Mutterherzens höchsten Segen
Sahst Du in Deiner Söhne Ruhmeswegen.

Im Schönen atmend, aller Kunst vertraut,
Umhuldigt von den Besten Deiner Zeit,
Entfremdest Du Dich nie der Wirklichkeit.
Dein unbestechlich scharfes Auge schaut
Der Menschen und der Dinge wahres Wesen —
So bleibe denn, was Du von je gewesen:
Ein Vorbild, das uns Himmelsgunst erlesen!

Beginnt es nun endlich zu lenzen? Will der immer wieder zurückkehrende Winter noch nicht weichen? Schon wagen sich Schneeglöckchen und Veilchen, Anemonen und Primel hervor aus dem harten Waldboden, und wieder deckt eine weiße Schneedecke das junge knospende Leben unbarmherzig zu. Sieht das wie nahende Ostern, wie Char-

freitagszauber aus? Im festlichen Blumen- und Girlandenschmuck harrt der Kalvarienberg vor dem Schloßtor der Prozessionen, die aus der Umgegend, oft weither, in den Passionstagen zu ihm emporwallen. In anderen Jahren bedienen sich die Umzüge am liebsten der Nacht. Doch die Lichtarmut unserer Zeit erlaubt keine Lampen zu brennen; selbst das Ewige Licht ist in Kirchen und Kapellen vielfach erloschen.

Mich packt schon die Abschiedsstimmung — denn nach Ostern geht's auf die Heimfahrt. Mit gefüllter Mappe kehre ich nach langer Abwesenheit zurück. Was ich mir hier zur Aufgabe gestellt habe, ist getan.

An unseren langen traulichen Winterabenden las ich der Fürstin Blatt um Blatt der vielen Seiten vor, auf denen ich dieses mein Lebensbuch, wie sie es gewünscht, niedergeschrieben, und dessen letztes Blatt ich nun beende. Denn von mir zu erzählen gibts nun nichts weiter. Meine Feder lege ich jedoch damit, wenn es Gott gefällt, noch nicht dauernd aus der Hand. Ich beende zugleich eine Arbeit, die mir Frau Cosima Wagner anvertraute: die Herausgabe der in ihrem Besitz befindlichen Briefe ihres Vaters an seine Mutter, die ich in deutscher Übertragung demnächst an das Licht treten lassen will. Wird dies — da ich wohl kaum noch hoffen darf, im siebenbürgischen Archiv den letzten Schleier über Beethovens Unsterblicher Geliebten zu lüften — meine letzte Aufgabe sein? Werde ich, wie ich mein Tagewerk einst mit Liszt begonnen, es auch mit ihm abschließen?

Das liegt in Gottes Hand. Gewiß ist nur das Eine, daß in meiner Seele noch heute widerhallt, was ich vor Jahren geschrieben:

Da ich noch jung war, fügte es mein Stern,
Daß in mein Leben trat ein großer Mann,
Der größten Geister einer des Jahrhunderts;
Der kündete des Schönen Himmelsbotschaft

Und lehrte, daß das Schöne wahrhaft ſchön,
Nur wenn es ſich dem Guten eint und Echten.
Der Hohe neigte ſich zu mir herab,
Er lehrte mich an Ideale glauben
Und freudig laut bekennen vor der Welt,
Was ſich als ſchön der Seele hat erſchloſſen —
Und ſo ward mir ſein Genius zum Schickſal. —
Nun ſchläft mein Meiſter längſt den letzten Schlaf;
Mir aber blieb er meines Lebens Leitſtern,
Der hoch und hehr an meinem Himmel leuchtet,
Bis meinen Erdenwandel ich vollendet.

Namenregiſter.

Mit Sternchen (*) verſehene Ziffern bezeichnen die Genannten zugleich als Briefſchreiber.

Abraham, Dr. Max II 224.
Abrányi, Kornel I 296.
Acté, Aino II 392.
Agent, d', Altiſt II 32.
Agghazy, Pianiſt II 443.
Agoult, Gräfin d' I 235. 272. 356. II 61. 212.
Ahlfeld, Paſtor I 63. 124.
Ahna, Heinr. de II 173.
Albani, M. L., Sängerin II 230.
Albert, König von Sachſen II 261. 381.
Albert, Eugen d' I 158. 179. II 11. 13. 28. 31. 144. 200. 229. 338. 346. 357. 376. 443. 446. 447.
Alençon, Herzogin v. II 114.
Alexandre, Jacob, Klavierbauer I 30. II 138.
Altvatter, Ferry v. II 458.
Alvary, Max II 95.
Amadée, Graf Albert I 310.
Ambros, Wilh. I 39.
Amelli, Don Guerrino II 72. 92.
Ammerling, Porträtiſt II 38.
Andráſſy, Graf Gyula I 327. 328.
Angermann-Bayreuth II 33
Anſorge, Conr. II 231.
Anthes, A. II 190.
Antonelli, Kardinal II 59. 61.
Anzengruber, Ludwig II 184.
Apel, Pauline I 356. II 201, 336. 379.
Apell II 447.
Arlès-Duſour, Frau Hedwig I 161. II 347.
Arndt, E. M. I 51. II 452.
Arneth, Exz. I 319.
Arnim, Bettina v. I 87. 327.
Arnold, Bourg v., Muſikſchriftſteller II 33.
Artaria, Verleger II 238.
Arthaber, Rud. u. Eliſe v. I 58. 129. 316.
Artôt, Deſirée I 33. 164. 308. 352.
Auber, D. F. E. I 94. II 23.
Auer, Leopold II 42. 231.
Auersperg, Fürſt Adolf I 302. 317.
— Fürſt Carlos I 305.
— Graf Gottfried I 320. II 39.
Auguſt, Prinz von Preußen I 52.
Auguſta, Königin von Preußen I 91.
Auguß, Baron A. I 129.
Avé-Lallement I 185.

Bach, Joh. Seb. I 39. 100. 146. 160. 200. 332. II 201. 202. 233.
Bache, Walter I 96. II 34.
Backhaus, Wilh., Pianiſt II 330. 406.*
Balling, Mich. II 437.
Balogh, Eugen II 445.
Balzac, Honoré de, Schriftſteller II 245.
Barbi, Alice, Sängerin II 188.

Barcewicz, Stanislaus, Geiger II 275.
Barnay, Ludwig, Schauſpieler II 92.
Barſescu, Adele II 117.
Bary, Dr. Alfr. v. I 241. II 342. 380
Batka, Johann, Archivar II 357. 402. 440.
Bauer, Clara (Carl Detleſ) I 203.
Bauernfeld, Ed. I 321. 324. 328. 330*. 331*. II 15. 144. 186.
Baumann, Emma II 162.
Baumbach, Intendant v. I 230.
Baumeiſter, Bernhard I 303. 309.
Baumgarten, Prof. Otto II 211.
Baur, Baron II 320.
— Prof. Guſtav I 259.
Bayer-Bürk, Schauſpielerin I 33.
Becher, Jean I 223.
Beck, Joh. Nep. Opernſ. I 303.
Becker, Hans, Geiger II 149. 431.
Beethoven, L. van I 30. 37. 55. 57. 59. 61. 82. 100. 104. 116. 140. 147. 203. 332. 375. II 1. 20. 173. 181. 182. 192. 195. 357.
Begas, Reinhold II 263.
Begas-Parmentier, Louiſe, Malerin II 172.
Belcredi, Graf Richard II 121.
Bellincioni, Gemma, Sängerin II 228.
Bellini, V. I 368. II 301.
Benſey, Prof. Theodor I 357.
Berber, Felix, Geiger II 281.
Berlioz, H. I 23. 37. 39. 109. 130. 136. 137. 157. 222. 249. II 16. 34. 95. 339. 369.
Bernard, Bibliothekar II 138.
Bernhardt, Sarah I 372. 373.
Bertram, Theodor, Opernſänger II 349.
Berwin, Prof. II 59. 71. 72. 84.
Berzeviczy, Exz. v. II 447.
Beſekirsky, W., Geiger II 371.
Bettelheim, Dr. Anton II 420. 464.
Betz, Franz, Opernſänger I 240.
Beuron, Erzabt v. II 330.
Beuſt, Graf Ferd. I 327. II 35. 39.
Bey, Hans II 373.
Beyerlein, Franz Adam II 376.
Bezecny, Baron I 310. II 13. 19.
Bianchi, Bianca I 308. 310.
Bie, Prof. Oskar II 379.
Billroth, Theod. I 324.
Binding, Rektor Exz. Karl I 259. II 98. 417.
Birch-Hirſchfeld, Dr. Adolf II 29.
Birkenruth, Frau Fanny II 45. 199. 286. 287. 291.
Bismarck, Fürſt Otto v. I 63. 327. II 169. 205. 207. 210. 225.
— Graf Herbert v. II 206.
Björnſon, B. II 346.
Bland, Frau, Schauſpielerin II 129.
Blaſel, Komiker I 309.
Blech, Leo II 414.
Blüthner, Julius II 149.
Böcklin, Arnold I 162. 359. II 425.
Bode, Wilh. v. Exz. II 424.
Bodenſtedt, Friedr. v. I 239. II 115.
Boieldieu, A. F. I 136.
Boltzmann II 98.
Booth, Edwin, Schauſpieler II 29.
Borngräber, Otto II 340.
Borodin, A. II 31.
Böſendorfer, Klavierbauer II 29. 32. 124.
Boſſi, Enrico II 339. 375.
Böthlingk, Orientaliſt I 159.
Bourgoing, Baronin v. I 178.
Bovet, Alfred II 215. 255.
Boyſen, Dr. K. 401.
Brahms, Joh. I 23. 35. 55. 66. 100. 141. 156. 179. 183. 184. 186. 188*. 190*. 191*. 192. 193. 203. 218. 352. 375. II 1. 3. 103. 109. 110*. 112*. 147. 168. 182. 231. 237. 262.
Brandt, Marianne I 239. 287. II 14. 24. 104. 185. 236. 256.

Braſſin, Louis I 230. 236. II 13.
Braun, Karl, Opernſänger II 416.
Bray, Graf Hugo von I 320.
Breidenſtein, Marie I 158. 332. II 32.
Breitkopf und Härtel, Verleger I 220. 224. 333. 347. II 16. 42. 139. 377.
Brema, Frau Maria, Opernſängerin II 253. 272.
Brendel, Dr. Franz I 39. 111. II 139.
Brentano, Dr. Franz I 341.
— Lujo II 98.
Breuer, Hans, Opernſänger II 253.
Breuning, Gerh. v. II 196.
Brieger, Prof. Th. u. Frau Mariagnes II 98. 348.
Brieſemeiſter, Dr. Otto II 349.
Brockhaus, Rud. u. Familie II 5. 345.
Brodsky, Adolf I 375. II 31. 103.
Bronſart, Hans v. I 39. 41. 42. 83. 157. 167. 239. 273. 275. II 201. 250. 329. 357.
Bruckner, Anton I 55. 309. II 119. 182. 217. 355.
Brunſvik, Gräfin Thereſe II 195. 219. 318. 319. 404—405. 499.
Brüxner, Adolf I 47.
— Frau Eliſe I 47.
Buchmayer, Prof. Rich. II 375.
Buhl, F. P. W., Prof. II 98.
Bulthaupt, Heinr. II 346.
Bülow, Daniela v., ſpäter Frau Dr. Thode I 239. II 13. 33. 126.
— Hans v. I 31. 32. 36. 37. 39. 43. 103. 131. 132. 136. 158. 179. 186. 191. 192. 193*. 195*. 240. 265*. 272. 275. 276. 318. 334. 337. 342. 352. 353. II 1. 62. 99*. 100*. 106. 131. 155*. 168*. 226. 233.
— Iſolde v. II 162.
— Frau Marie v. II 245. 273. 360.
Bulzowsky, Lilla v. I 21. II 115.
Bungert, Auguſt I 230.
Buonamici, G. I 96.
Burckhardt, Direktor des Hofburgtheaters II 184. 400.
Burgſtaller, Alois II 408.
Burmeiſter, Rich. Pianiſt II 406. 447.
Burmeſter, Willy, Geiger II 275.
Burſian, Konr. u. Frau Eliſe I 46. 89. 90. 157.
Bury, Agnes I 21.
Buſoni, Ferruccio II 105. 322.
Buttykay, Akos v. II 412.
Byron, Lord I 338. 360. 361. 367.

Cahier, Frau Ch., Sängerin II 391.
Canova, Antonio I 5. 276. 366.
Cantù, Ceſare II 89. 92.
Carl Alexander, Großherzog von Weimar I 41. 76. 95. 157. 158. 237. 275. 336. II 32. 215. 241. 244*. 327. 336. 357. 400. 409.
Carmen Silva II 193.
Carola, Kronprinzeſſin, ſpäter Königin v. Sachſen I 122. 124. 127. 294.
Carreño, Tereſa II 170. 185. 200. 229. 258. 275. 276. 329. 338. 352. 374*.
— Tereſita II 355.
Cerale, Tänzerin I 308.
Chamberlain, Houſton Stewart II 408. 452.
Charlemont, Hugo, Maler I 299.
Charlotte, Königin v. Württemberg II 272.
Charpentier, Guſtave II 354.
Chauſſon, Erneſt II 403.
Cherubini, L. I 104. 126. 136. 375.
Chlumecky, Freiherr Johann v. I 317.
Chopin, Fr. I 28. 34. 94. 200. 220. 282. 332. 333. 338.
Chun, Prof. Karl II 417.

Clar, Fred. Hor. II 393.
Clauß, Generalkonſul I 129.
Coccon, Don Nicolo, Kapellmeiſter II 72.
Colonne, Edouard, Kapellmeiſter II 351.
Conſolo, Federico I 269. 335. II 36. 46. 47. 89.
Coquelin, Alexander, Schauſpieler II 21.
Cornelius, Peter I 38. 186. 197. II 150. 185. 377. 425.
— Carl Maria jr., Prof. II 379.
— Peter, Opernſänger II 396.
Coſta, Mario II 290.
Coßmann, Bernh., Celliſt I 179.
Coudenhove, Graf Franz u. Gattin Thekla II 270. 385. 390.
— Gräfin Marietta I 112. II 317. 384. 390.
Cram-Burgdorf, Baron v. II 172.
Cranz, Auguſt, Muſikverleger I 355.
Cſernoch, Eminenz II 446.
Culp, Julia, Sängerin II 406.
Cumberland, „Gedankenleſer" II 41.
Curtius, Prof. Georg II 98.
Czermak, Joh. Nep. I 312.
Czerny, Carl II 138. 383.

Damroſch, Leop. I 114. 239.
Dankelman, Baron I 240.
David, Ferd. I 40. 49. 111. 115. 219.
Davidſohn, George I 236.
Davies, Ben., Tenorſt II 232.
Davies, Fanny, Pianiſtin II 392.
Dawiſon, Bogumil, Schauſpieler, I 33.
— Max, Sänger II 408.
Debogis, Mme. Louiſe II 456.
Debuſſy, Claude II 406.
Defregger, Franz I 312.
Degele, Eugen I 33.
Delachoix, Eugen II 369.
Delitſch, Prof. Fr. I 259.
Demunck, Erneſt, Celliſt I 155. 158. 268.
Dencremont, Maurice I 310.
Deſſoff, Otto I 239.
Deſtinn, Emmy II 389.
Devrient, Emil I 33.
Deym, Graf Karl II 418.
— Gräfinnen II 404.
Dezaſſe, Graf II 402.
Dietrich, Alb. I 239.
Dietz, Joh., Sängerin II 262. 322. 358. 381.
Dingelden, Schauſpieler I 358.
Dingelſtedt, Baron Wilh. I 308. 321. 327.
— Franz v. II 234.
Dippel, Tenoriſt II 235.
Dobner, Generalin, Eliſe v. I 305. 330. II 250. 251.
Dohm, Dr. Ernſt I 112. 156.
Dohrn, Dr. II 458.
Dönhoff, Gräfin, ſpäter Fürſtin Bülow I 115. 313. II 86.
Donizetti, G. I 368.
Donnop, Dr. von II 369.
Döpler, Prof. I 236.
Douſſin, Frl. Marg. II 387.
Draſche, Anton Dr. med. I 263. 322. II 243.
Draeſeke, Felix I 37. 114. 275. II 94. 385.
Dreſel, Otto I 140. 150.
Droſte-Hülshoff, Ann. v. II 172.
Dubois-Reymonds, Tochter II 310.
Dumba, Nikolaus Exz. II 41. 270. 317. 359.
Dumont, Louiſe II 346.
Dumoulin, Graf I 112.
Duncan, Iſadora II 379.
Dürer, Albrecht I 312.
Duſe, Elen., Schauſpielerin II 225.
Duſtmann, Marie Louiſe I 56.
Dvořák, Anton II 161.

Ebers, Georg 163.
Eberſtein, Baroneſſe, Hedwig v. I 70. 72. 245. 338. 346. II 341.
Ebner-Eſchenbach, Frau Maria II 234.
Egidy, Major v. II 272.
Ehlert, Louis II 99*. 100*.
Ehnn, Bertha, Opernſängerin I 371. II 20.
Ehrenſtein, Frl. v. II 185.
Ehrlich, Heinrich I 39. 240.
Eidam, Frl. II 437.
Elgar, Edward, Komponiſt II 412.
Eliſabeth, Kaiſerin von Öſterreich I 362. II 15. 114. 122.
— Königin von Rumänien II 396.
Ellmenreich, Franziska 223.
Elsler, Fanny II 21.
Eltz, Gräfin Hanna, geb. Gräfin Schönborn II 428.
Emminger, Frl., Malerin II 334.
Engels, Guſtav Eduard, Kritiker I 39. 240.
Enna, Auguſt II 217.
Epſtein, Prof. Julius I 310.
Erard, Sebaſtian, Orgelbauer I 272.
Erdmannsdörfer, Max, Hofkapellmeiſter I 257. 354. II 2. 31.
— Pauline geb. Fichtner I 163. 277. II 2. 31. 95.
Erhardt, Dr. med. II 68.
Erkel, Franz I 296.
Ernſt, Herzog von Sachſen-Altenburg I 229. II 32.
— Alexander, Herzog von Württemberg II 277.
— Heinrich, Geiger, und Frau II 125.
— Otto II 340.
Escudier, Verl. in Paris I 220.
Esmarch, Friedrich von, Chirurg I 76.
Eſſipoff, Annette I 163. 249. 294. 375.
Eulenburg, Ernſt, Muſikverleger II 375.

Faben, Frau Bertha I 245.
Fellinger, Dr. II 112.
Ferdinand Max, Erzherzog, Kaiſer von Mexiko I 300.
Ferenczi, Opernſänger I 158, 277.
Feuerbach, Anſelm I 162.
Feuillet, Octave II 41.
Feuſtel, Bankier I 233.
Fichte, Prof. J. H. v. I 86. 87. 135. 257.
Fiecht, Prälat v. I 343. II 450.
Fiedler, Dr. jur. Phil. I 161. 163. 203. 333. II 129. 261. 386.
— Dr. Konrad I 162. 240. II 90.
— Frau Marie I 162. II 347. 425.
— Max, Dirigent I 295.
Filippi, Filippo, Muſikſchriftſteller II 34.
Fink, Hermine II 165. 201. 250.
Fiorelli, Guiſeppe, Archäolog II 82.
Fiſcher, Kuno, Prof. I 159.
Fitzenhagen, Wilh., Celliſt I 119.
Flechſig, Geh. Rat II 233. 342.
Fleiſcher-Edel, Frau II 396.
Fleiſchl, Prof. II 40.
Fleſch, Karl, Geiger II 262.
Fleuriot, Zenaïde II 59.
Flonzaley-Quartett II 403.
Florimo, Francesco, Archivar II 72. 73.
Förſter, Dr., Auguſt I 230. 267.
Franck, Céſar II 406.
Franz II., Kaiſer von Öſterreich I 58.
— Ferdinand, Erzherzog v. Öſterreich I 37.
— Ferdinand v. Eſte, Erzherzog v. Öſterreich II 289.
— Joſef, Kaiſer I 30. 304. 305.

327. 328. 374. II 122. 320. 410. 460.
Franz, Robert I 39. 52. 54. 119. 139. 142*. 150*. 154*. 165. 198. 203. 209*. 210*. 218. 263*. 265*. 353. II 132*. 142*.
Frege, Livia v. I 49. 342. II 29. 165.
— Wold. Prof. II 129.
Freytag, Guſt. II 369.
Friedberg, Karl, Pianiſt II 345. 376.
Friedenthal, Flora, Pianiſtin II 172.
Friedheim, Arthur I 358. II 95. 107. 133. 443. 446.
Friedländer, Dr. Max I 179.
— Thekla I 189. 289.
Friedrich I., Großherzog von Baden I 237.
— III., Kaiſer I 52. II 152.
— der Große, König von Preußen I 52. II 244.
— Frau Amalie, geb. Eichler II 5. 32.
— Amélie II 189.
Frimmel, Dr. Theod. v. II 167.
Fritzſch, E. W. I 184. II 109.
Frommann, Familie I 157
Froriep, Dr. II 136.
Fulda, Ludwig II 248.
Fürſtenau, Moritz II 94.
Fuß-Sellier, Frau Jennyphur I 161.

Gabelentz, Kammerherr Dr. von II 409.
Gabillon und Frau I 303. 321.
Gade, Niels W. I 66.
Gagarin, Fürſtin v. I 129.
Gallenberg, Graf v. II 196. 319. 402.
Gallmeyer, Joſefine I 313. 372. 373. II 234.
Gänsbacher, Dr. Joſ. I 283, 310. II 25. 26. 118.
Garcia, Manuel II 6. 7. 17.
Garve, Bernh. I 6.
Gautier, Theof., Schriftſteller II 245.
Geibel, Emmanuel II 115, 369.
Geiſtinger, Marie I 288.
Genelli, Bon. II 369.
Gentz, Friedrich II 21.
Georg, König von Sachſen II 381.
Georg, Prinz von Preußen II 172.
Gerando-Teleki, Irene de, II 412. 418. 427.
Gerhard, Legationsrat Wilhelm I 48.
— Frau Legationsrat Caroline I 298.
— Adolar I 68. 94. 182. 239. 346. II 46. 265. 360.
— Suschen I 344. II 144. 191. 282. 325. 458.
— Similde I 48. 49. 64. 65. 67. 70. 71. 74. 76. 86. 88. 94. 103. 104. 109. 118. 122. 125. 132. 157. 161. 178. 179. 191. 201. 202. 224. 245. 251. 256. 338. 342. 346. 353. 359. 370. II 15. 31. 33. 45. 50. 55. 57. 60. 62. 63. 76. 77. 88. 92. 129. 144. 162. 188. 190. 265. 282. 325. 341. 348. 363. 368. 395. 399.
Gerhardi, Ida, Malerin II 335.
Geyger, E. M., Bildhauer II 264.
— Frau Lilli, geb. Hopfen, ſpäter Frau Schalk II 264.
Gianbellini, Maler I 366. 367.
Gille, Karl, Hofkapellmeiſter II 248.
— Carl, Juſtizrat I 269. 358. II 11. 32. 114. 228. 229.
Giovannini (Graf St.-Germain II 201.
Girardi, Alexander II 118.
Girardin, Em. de II 246.

Glaſenapp, Karl Friedrich II 437.
Glaſer, Julius Erz. I 317. II 40. 122.
Glazunoff, Alexander, Komponiſt II 339.
Gluck, Chr. Will. I 55. 56. 57. 98. 340. 352.
Glümer, Claire v. II 94. 170.
Göhler, Dr. Georg, Kapellmeiſter II 322. 339. 361.
Goldmark, Karl I 114. 352.
Goldſchmidt, Adalbert v. II 32. 115. 124. 186. 218.
— Frau Henriette I 68.
Göllerich, Aug. II 124.
Gomperz, Max v. I 320. II 256.
— Marie u. Nelly v. II 256.
Gomperz-Bettelheim, Frau v. II 35. 40.
Gomperz, Prof. Theod. II 40.
— Minna II 35.
Gorki, Maxim II 391.
Goethe, Joh. W. v. I 42. 48. 74. 158. 159. 279. 338. II 19.
Gottſchall, Rudolf v. I 183. II 114. 386.
Götz, Hermann I 223. 268.
Götze, Auguſte, Geſanglehrerin II 95. 156. 161. 163. 189. 190. 218. 329. 345. 358. 361. 371. 378. 398. 403. 407.
— Emil, Tenor II 119.
— Franz, Prof., Geſangmeiſter I 80. 203. II 156.
Gounod, Ch. I 101. 104. 362. II 16. 213*.
Grabbe, Chriſtian Dietrich I 338.
Gräfe, Prof. Karl Alfred II 126.
Grammann, Karl II 23.
Grandjean, Mme., Opernſängerin II 379.
Graun, Karl Heinrich I 34.
Gravina, Gräfin Blandine II 73. 345. 349. 440. 441. 448.
— Gräfin Maria II 438.
Greiner, Otto II 347.
Grenzer, Flötiſt I 36.
Grieg, Edvard u. Gattin I 230. 239. II 148. 149. 217. 229.
Grillparzer, Franz I 321.
Grimburg, Baron II 37.
Grimm, Herm. u. Frau Giſela I 89.
Groß-Trockau, Baronin Hermine von II 332.
Groth, Klaus I 190.
Grube, Max I 163. II 158.
Gruner, Stadtrat I 125.
Grünfeld, Alfred II 231.
Grünhof, Baronin II 66. 277.
Grüning, Opernſänger II 253.
Grützmacher, Friedrich I 114. 115.
— Leopold I 247.
Gudden, Bernhard v. I 258. II 126.
Gudehus, Heinrich, Opernſänger II 14. 94.
Guicciardi, Gräfin Giulietta II 195—196. 319.
Gulbranſon, Ellen, Opernſängerin II 253.
Gumprecht, Otto v. Muſikkritiker I 39. 94.
Gura, Eugen I 131. 223. 231.
Gutheil, Kapellmeiſter u. Gattin, Frau Schoder II 329. 339.
Gutſchmied, Alfr. v. I 46. 75.
Gutzkow, Karl II 369.

Haaſe, Fried. I 230.
Haberl, Dr. Franz X. II 92.
Hafgren, Lili II 416.
Haſner, Leopold v. Erz. I 319. II 15. 39. 176.
Hagel, Richard, Dirigent II 406
Hahn, Herm. II 359.
Hähnel, Ernſt I 113. II 369.
Haizinger, Anton v., Feldmarſch. II 122.
Halbe, Max II 232.
Halevy, J. F. I 245. 372.
Hallé, Charles I 351.

Händel, Georg Friedrich I 37. 51. 95. 147. II 249. 413.
Hanſen, Oberbaurat I 312.
Hanska, Mme. II 246.
Hanslick, Ed. I 39. 156. 164. 180. 272. II 112. 213*. 214*. 236.
Härdtl, Baron v. I 320.
Hart, Meta geb. Dahme I 51. 54.
Härtel, Raymund, Stadtrat u. Gattin Louiſe I 224. 244. 245. 288. II 3. 29. 156.
Hartleben, O. E. I 133. II 354.
Hartmann, Ludw. II 161.
— Ernſt u. Frau I 303. 308. 309. 371.
Hartog, Ch. II 29.
Haſe, Dr. Carl v. u. Gattin I 159.
— Dr. Oskar v. II 137. 217. 275. 357. 441. 446.
Hatzfeld, Gräfin II 32.
Hauer, Franz Ritter v. II 118.
Hauptmann, Gerh. II 228. 262. 324.
— Moritz u. Frau Suſette I 17. 39. 77. 134. 179. II 142. 356.
Hausegger, Siegm. v. u. Gattin, geb. Ritter II 386.
Hausmann, Robert, Celliſt II 172.
Haydn, Joſ. I 56. 57. 332. 347. 375. II 235.
Hebbel, Friedrich I 317. II 346. 369.
Heckmann, Robert u. Frau, geb. Hertwig I 130. 131.
Heine, Dr. Carl II 247.
— Heinrich II 74.
Heinrich VII., Prinzeſſin v. Reuß II 357.
Heinrici, Geh.-Rat Georg II 348.
Heinze, Prof. Max II 98.
Helbig, Frau, geb. Prinzeß Schahawskoy II 17. 66.
Helene v., Großfürſtin von Rußland I 155.
Helldorf, Frau v. II 360.
Helmer, Bildhauer II 389.
Helmesberger, Joſef I 115. 239. 309. 375. II 39.
Helmholtz, Hermann v. u. Frau 339.
Henſchel, Georg I 102. 114. 239. 245.
Henſelt, Adolf v. I 203. 204*. 205*. 207*—208*. 209*. 332. 358. II 174.
— Frau v. I 205*. 206*. 266*.
Henſen, Wilh., Dichter II 28.
Herbeck, Max II 464.
Herzogenberg, Heinr. v. u. Gattin I 164. 198. 245. 326. II 31. 111. 173.
Heß, Ludwig, Tenoriſt II 386.
Heſſen, Großherzog v. I 161.
Hettinger, Franz, Prof. I 341. 343. 345. 347. 348. II 55. 329.
Hettſtädt, Frau I 116.
Heymann, Carl I 375.
Heyſe, Paul I 46. 163. II 40. 369.
Hildebrand, Adolf u. Gattin I 162. II 90. 359.
Hilf, Arno, Geiger II 102.
Hillebrand, Frau Jeſſie II 90. 140*. 380.
Hiller, J. Adam II 345. 402.
— Ferd. I 39.
Hillern, Wilhelmine II 163.
Hinrichs, Marie, ſpäter Franz's Gattin I 353.
Hinze-Reinhold, Bruno II 389.
Hochberg, Graf v. II 173.
— Graf Bolko I 274.
Holder, Ferdinand, Maler II 387.
Hoffmann, Baron, Miniſter I 307. 317. II 65.
— Joſef v., Maler 238.
Hofmann, Frau Julie I 215. 241. 242.
— Jul., Theaterdirektor I 202. 231.

Hofmannsthal, H. v. II 354. 421.
Hohenfels, Stella I 309. II 117.
Hohenhauſen, Frau Eliſe v. II 192.
Hohenlohe, Cardinal I 297. II 67. 241. 281.
— Fürſtin Marie I 26. 27. 30. 43. 186. 301. 369. II 139. 220. 221*, 222*. 239. 241. 242. 246. 265. 266—269. 315. 326. 336. 342. 353. 365. 369. 420. 439. 460.
— Prinzeſſin Eliſabeth II 427.
— Oberſthofm. Prinz Conſtantin I 305.
— Prinz Philipp (Vater Conſtantin) II 316.
— Prinz Gottfried II 316. 353. 404. 411. 428.
— Prinzeſſin v., geb. v. Wittgenſtein II 317.
— Prinz Moritz u. Gattin II 317. 463.
— Prinz Conrad u. Gattin, geb. Gräfin Schönborn II 333. 428. 462. 463.
Hohenlohe-Schillingsfürſt, Prinz Conſtantin I 43. II 239.
— — Clodwig, Reichskanzler II 278.
Hohenzollern, Fürſt Conſt. v. I 39.
Höhn, Alfred, Pianiſt II 413.
Holland, Pianiſt II 33.
Hollman, Joſeph, Celliſt II 345.
Holſtein, Franz v. I 49. 66. 67. 68. 100. 134. 183. 234. 239. 245. 260. 271. 295. III 149.
— Hedwig v. I 49. 65. 100. 134. 164. 198. 221. 271. 294. II 3. 29. 93. 145. 275.
— Helene v. I 133. 295. II 275. 375.
Holub, Dr. Emil I 341.
Holz, Arno II 386.
Homeyer, Paul, Organiſt II 361.
Hoensbroech, Graf Paul v. II 386.
Hopfen, Hans, Dichter u. Familie I 253. 263. 323. 374. II 15. 92. 115.
Hopfen, Helmut II 264.
Hormayr, Freiherr Joſeph v. I 72.
Horszowsky, Miecio II 402.
Hubay, Jenö II 281. 472. 477.
Hugo, Victor I 24. 308. 366. 372.
Huhn, Charlotte, Sängerin II 329.
Hülſen, Graf Botho I 273.
Humboldt, A. v. II 365.
Hummel, Joh. Nep. Hofkapellm. I 267.
Humperdinck, Engelbert II 217. 230. 262.

Ibſen Henrik II 163. 377.
Igelſtröm, Gräfin Rolli II 61.
Ihering, Rud., Rechtslehrer II 39.
Jacobs, Baronin I 306. 314.
Jaëll, Alfred u. Marie I 122. 249. II 29. 34. 95.
Jaques-Dalcroze, Emile II 458.
Jähns, Prof. Friedr. Wilh. II 92.
Jahns, Magd. II 133.
Janin, Jules II 246.
Janina, Olga (Iezano) I 111. 118. 120. II 128.
Järnefeld, Maikki II 391.
Jauner, Operndirektor I 373. II 93.
Jenſen, Adolf II 94.
— Wilh. I 76. 114.
Jimenez, Brüder I 163.
Joachim, Joſ. I 293. II 23. 92. 97—129. 324.
— Frau Amalia I 184. 197. II 119. 194.
Johann, König v. Sachſen I 124. II 193.
— Georg, Prinz II 193.
Jordan, Max I 271.
— Wilh. I 105. 197.
Joſef II., Kaiſer I 60.
— Erzherzog II 178. 446
Joſeffy, Rafael I 310.

Joukowsky, Joſ. v., Maler I 293. 408.
Juhaß, Pianiſt II 443. 444.

Kahnis, K. F. A., Prof. I 271.
Kainz, Joſef, Schauſpieler II 278. 419.
Kaliſcher, Dr. Alfr. II 167. 195.
Kammerer, Hofr. v. II 447.
Kapp, Julius, Liſztbiograph II 420.
Karl, Prinz von Preußen I 91.
— Prinzeſſin von Preußen I 91.
Karl Ludwig, Erzherzog I 300.
— Stephan, Erzherzog II 122.
Karpath, Dr. Lud. II 464.
Kaulbach, Wilh. v. II 268. 369. 444.
Keil, Ernſt I 228.
Keller, Gottfr. I 90.
Kellermann, Prof. Berthold II 357. 360. 381. 446.
Kerner, Steph. II 443.
Keudell, Baron v. II 17. 65. 73. 276.
Key, Ellen II 392.
Kiel, Friedr. I 114.
Kietz, Guſtav, Bildhauer II 161.
Kinkel, Gottfr. I 90.
Kirchner, Theod. I 225. 226. 251. 261*. II 94.
Klauwell, Marie I 31. 273.
Kleeberg, Klot. II 149.
Kleiſt, Heinr. v. II 41.
Klengel, Prof. Jul., Celliſt II 149.
Klindworth, Carl I 186.
Klinger, Max I 314. II 226. 347. 356. 387.
Kloß, Erich II 416.
Knauck-Kühne, Frau Dr. II 264.
Kniese, Prof. Julius I 115. II 346.
Koegel, Fritz II 248.
Köhler, Louis, Kritiker I 39. 41. 93. 179. 348. II 23*.
Kömpel, Geiger I 155. 158.
Koenen, Tilly II 443.
Könneritz, Baronin II 66. 276.
Korbay, Franz 357.
Köſter, Prof. Albert II 98. 376. 386.
Kotzebue, Molly v. II 158. 164.
Krakow, Charlotte II 400.
Kramer, Arnold, Bildhauer II 189.
Kraſtel, Fritz I 308. 371.
Kraus, Ernſt, Opernſänger I 241. II 349. 396.
— Felix v. II 323. 380. 396.
Krauſe, Prof. Martin II 128. 323.
— Prof. Robert, Maler I 245 II 284.
Krebs, Mary, Pianiſtin I 111. 114. 249. 294.
Krebs-Michaleſi, Sängerin I 116.
Krehl, Stephan II 422.
Kreißle, Heinr. II 179.
Kretzſchmar, Prof. Hermann II 166. 187. 376.
Krokow, Gräfin I 130. 131. 132.
Krug, Don Boniſazio II 72. 84.
Krzyzanowski, Rud. Kapellmeiſter II 360.
Kuenburg, Gräfin II 319.
Kupelwieſer, Prof. I 290.
Kupfer, Frau Ludmilla I 308.
Kuſſewitzky, Sergei II 399.
Kutſchker, Kardinal I 301. 302.

Labatt I 308.
Lachner, Franz I 321.
Lagarde, Paul de I 47.
Lamberg, Graf Ottmar II 269.
— Graf Joſef II 373.
— Gräfin Berta II 269. 319. 398. 404.
— Graf Hugo II 319.
— Gräfin Dorothea II 328.
— Gräfin Anna II 461.
Lambrino, Telemaque II 352.
Lamezan, Graf I 374. II 176.
Lammert, Mina I 236.
Lamond, Frederik, Pianiſt II 149.

Digitized by Google

229. 335. 338. 345. 435. 444. 446.
Lamoureux, Ch., Kapellmeiſter II 262.
Lamprecht, Prof. Karl II 98.
Landi, Camilla, Sängerin II 261.
Landowski, Frau Wanda II 400. 419.
Langenhaun, Frau 33.
Languider, Frl. Lotti II 319*. 320*. 401.
Lariſch, Graf I 305.
Laſſalle, Jean, Bariton II 119.
Laſſen, Ed. I 37. 83. 116. 156. 203. 229. 239. 268. II 246. 360.
Laſſerre, Henri I 282. II 60.
Laſſo, Orlando I 143.
Latour, Erz. I 324.
Laube, Heinrich I 371.
Lauſſot-Hillebrand, Frau Jeſſie I 96. 136.
Lazarus, Prof. Moritz II 162.
Lederer, Dr. I 340.
— Sänger II 2.
Leſſler-Burckhardt, Frau, Opernſängerin II 396. 416.
Lehmann, Henri, Maler I 235. II 444.
— Lilli I 236. 286. II 253.
Lehndorff, Gräfin II 35.
Leitenberg, Baron Fritz I 321.
Lemayer, Baron I 373.
Lenbach, Franz I 340. II 58. 63. 381.
Lengyel, Melchior II 424.
Leo XIII., Papſt I 344. II 87. 288.
Leſchetizky, Theodor I 351. 375. II 26.
Leſſing, G. E. I 217.
Leßmann, Otto I 355. II 32. 95. 360. 378.
Leuckart, F. E. C., Verleger I 166.
Levi, Hermann I 240. II 154.
Lewinsky, Joſeph I 303. 308.
Liagre, Ottilie de I 161.
Lie, Erika I 163.
Liebermann, Max II 335.
Liebig, Juſt v. II 369.
Lind, Jenny I 34. 356. II 8*. 9.
Lindau, Paul I 156. 240. 324.
Lindner, Amanda I 163. II 158.
Linnemann, Rich. II 453.
Lippi, Carlo II 59.
Lipſius, Ad. W., Großvater I 5.
— Eliſabeth, geb. Garve, Großmutter I 6. 9. 11. 12. 15. 17. 18.
— Guſtav, Vatersbruder I 5. 9. 10.
— C. H. Adelbert, Vater I 5. 7. 8. 9. 10. 11. 14. 17. 18. 20. 43. 44. 46.
— Molly, geb. Roſt, Mutter I 7. 8. 9. 10. 11. 13. 20. 21.
— Richard Adelbert, Bruder I 8. 12. 16. 18. 43. 47. 50. 51. 56—62. 74. 75. 81. 157. 159. 178. II 205. 206. 210. 215. 459.
— Laura (Lorle), geb. Barchewitz, Frau von Adelbert I 50. 56. 81. II 210. 459.
— Conſtantin, Bruder I 8. 9. 16. 44. 45. 200. 342. 370. II 1. 94. 95. 129. 153. 158. 189. 223*. 226. 227.
— Juſtus Hermann, Bruder I 9. 10. 16. 44. 45. 51. 63. 259. II 190. 193. 211.
— Marie (La Mara).
— Alvine I 16. 18 (Tochter von Fanny und Guſtav, Vatersbruder).
Liſzt, Franz I 23. 24. 32. 35. 39. 43. 50. 51. 66. 76. 84. 85*. 91*. 93. 94. 95. 96. 98. 100—104. 110. 112. 113. 116. 117. 118. 119. 120. 131*. 135*. 147. 155. 157. 158. 165*. 167*. 178. 181. 183. 186. 191*. 192*. 193. 203 216*. 220. 221*. 229. 231*. 232*

235. 246*. 251. 262*. 263*. 268. 269. 272. 275. 280. 296*. 297*. 314. 332. 333. 335. 336. 338*. 350. 353. 354*. 355*. 369. 375. 376. II 6*. 11. 12. 16*. 22*. 29. 32. 35. 58. 60. 61. 62. 66. 67. 72. 73*. 89. 95. 115. 123. 125. 127. 128. 130. 184. 215. 221. 233. 252. 257. 321. 326. 327*. 328. 342. 358. 385. 393. 436. 439. 442. 443. 444. 445. 447.
Liſzt, Adam II 283.
— Prof. Franz v. II 139. 162. 360.
— Frau Generalprokurator v. II 124.
— Dr. Eduard v. I 76. 112. 117. 248. 263. 295. II 139. 446.
— Daniel I 36. 37.
Lobe, Dr. Adolf II 165. 347.
— Prof. Johann Chriſtian I 130.
Loën, Baron v. Intendant I 191. 250. 342. 355.
Lortzing, Alb. I 49.
Louiſe, Prinzeſſin v. Preußen I 59.
Löw, Joſef II 11.
Löwe, Ferd. I 310. II 360.
Löwenthal, Baron Artur II 176.
Lucca, Pauline, Sängerin I 308. II 20.
Ludwig, Otto I 156.
Ludwig II, König von Bayern I 103. 135. 233. 258. II 126.

Macchi, Monſig. II 86.
Mahler, Guſtav II 152. 248. 397. 454.
Mahrenholz-Bülow, Baronin I 87.
Makart, Hans I 239. 299. 304. 312.
Malherbe, Ch. Archion II 215.
Mali, Dienerin II 368. 460.
Mallinger, Frau I 346.
Malten, Frau Thereſe II 94. 190.
Maltzahn, Baron v. II 389.
Manet, Ed. II 427.
Manning, Kardinal II 57.
Marcheſi, Mathilde I 375.
Marcks, Erich II 98.
Marées, Hans v. I 162.
Marezoll, Lina, ſpäter Frau Sellin I 64. 72.
— Thereſe, ſpäter Frau Schleiden I 72.
Margherita, Königin von Italien II 290.
Maria Chriſtiane, Erzherzogin von Öſterreich I 57.
— Thereſia, Erzherzogin von Toscana I 122.
— Thereſia, Kaiſerin von Öſterreich I 57. 60. 61.
Marine, Virg., Tragödin II 290.
Markus, Emil II 443.
Marſchner, Fr. Heinrich I 49.
— Frau, ſpäter Frau Dr. O. Bach II 43*.
— Lora, ſpäter Freifrau v. Bach II 43.
Marteau, Henri, Geiger II 324.
Marxen, Eduard I 185. 186. 187*.
Mascagni, Pietro II 189. 218.
Maſon, William I 186.
Maſſenet, Jules II 146. 185.
Materna, Amelie, Frau I 240, 286. 303. 308. 371. II 10. 13. 39.
Matkowsky, Adalbert II 346.
Matras, Komiker I 309.
Matzingers, Baron II 192.
Maurenbrecher, Prof. Wilh. II 98. 144. 188.
Mauthner, Dichter II 40.
Mayer-Frege, Guſtav I 34.
Mayr-Melnhof, Baron II 35.
Mazak, Otto, Tenoriſt II 406.
Mecklenburg, Herzog Joh. Albr. II 357.
Mecklenburg-Schwerin, Großherzog von II 237.
Mehlig, Anna, Frau I 249. 289.

Meilhac, Henri I 372.
Meißner, Alfred I 110. II 369.
Melba, Nelli, Sängerin II 338.
Mendelsſohn, Hermann, Buchhändler I 97.
Mendelsſohn Bartholdy, Felix I 21. 34. 35. 66. 79. 86. 94. 149. 342. II 2. 204.
Mengerſen, Gräfin Henriette II 319.
Menter, Sofie I 163. 182. 249. II 115. 128. 148. 338. 339. 357. 413. 429. 441. 444.
Menzel, Adolf, Maler II 369.
Meran, Gräfin, geb. Lamberg I 328. II 271.
Merian-Genaſt, Emilie I 83. 112. 115. 122. 335. 336. 355. II 95. 114. 360.
Mérimée, Proſper I 338.
Metternich, Fürſt Lothar I 327.
— Fürſtin Pauline II 235.
Meunier, Conſt. Bildhauer II 400.
Meyendorff, Baronin, geb. Fürſtin Gortſchakoff I 157. 250. 268. 270. 335. II 34. 360.
Meyer, Prof. Waldem. II 385.
Meyer-Cohn, Alex. II 173.
Meyer-Helmund, Erik II 157.
Meyerbeer, G. I 94. 101. II 16.
Meyſenbug, Malwida v. I 239. II 62. 199*. 291. 321.
Michel Angelo II 48. 51. 54. 66.
Mihalovich, Edler v. II 447.
Miklos, Dr. II 440.
Milde, Feodor und Roſa v. I 36. 37. 116. 155. 158. 277. II 5. 360.
— Frl. v. II 274.
Minghetti, Donna Laura I 240.
Mitterwurzer, Friedrich I 371.
Möbius, Frau Konſ. II 160.
Molière, J. II 21.
Moltke, Helm. von I 341.
Monet, Claude II 427.
Moran-Olden, Frau Fanny I 351 II 106. 151. 165. 169.
Morena, Berta II 385.
Moſcheles, Felix I 359.
— Ignaz 39. 49. 94. 98. 109. 218. 346. II 16.
Moszkowsky, Moritz I 336. 358. II 31.
Motta, José Vianna da II 376.
Mottl, Felix I 310. II 11. 43. 151. 215*. 258. 321. 339. 352. 396. 436.
Mouchanoff, Frau v. I 103, 112. 115. 119. 130. 131. II 317. 385. 390. 396.
Mozart, W. A. I 30. 55. 56. 57. 58. 100. 157. 331. 332. 340. 372. II 182. 194. 352.
Muck, Dr. Carl II 438.
Müller, Emil, Rektor I 46.
— Georg II 440.
— Richard I 16. 17. 79.
Müller-Hartung I 250, 269, 358. II 336. 378.
Mundt, Theod. II 21.
Munkacsy, M., Maler II 444.
Murelle, B. E. I 57. 311.
Murjahn-Rölle, Frau I 244.
Muſſet, Alfred de II 17. 245.
Myß-Gmeiner, Lulu II 386. 443.

Napoleon I., I 363.
— III., Kaiſer I 123.
Naſelli, Monſignore II 72.
Naumann, Emil I 261.
Negri, Ada II 282.
Neker, Jaques I 362.
Neumann, Angelo I 231. 267. 283. 285.
Newmann, Ernſt II 355.
Ney, Jenny, Opernſängerin I 33.
Nicodé, Jean Louis II 11, 231.
Niemann, Albert I 239, 240. II 10.
— Auguſt, Schriftſteller I 316.
Niemann-Raabe, Hedw. II 92.

Nietzſche, Friedrich I 47. 96. II 344. 386.
Nikiſch, Arthur I 163. 352. I 133. 162. 243. 257. 335. 342. 453.
Niklas-Kempner, Frau II 218.
Nilius, Julius I 239.
Nilſon, Chriſt. I 33. II 119.
Nohl, Ludwig I 111. 112. 113. 239. 273.
Nöldeke, Prof. I 75.
Noorden, Prof. I 259.
Nordica, Lilian I 33. II 229.
Normann-Neruda, Wilma II 144. 345.
Nuitter, Ch., Archivar II 138.

Oberndorf, Gräfin Maja, ſpäter Fürſtin Wittgenſtein II 428.
Obriſt, Dr. Alois II 368. 378. 395. 414.
— Hermann, Bildhauer II 378. 395.
Odilon, Frau Helene II 235.
Offenbach, Jaques I 373.
Ohe, Aus der, Adele I 336.
Ollivier, Emile II 212*.
Ondriczek, Franz II 20.
Oppermann, Frau Paſtor I 185.
Oriola, Gräfin Maſce I 327. 342.
Öſterlein, Nik. v. II 145.
Otto-Alvsleben, Frau Melitta I 116.
Overbeck, Franz I 46.

Pachmann, Waldem. v. II 20.
Paderewsky, Ignaz, Pianiſt II 231. 261. 281. 351.
Padilla, Deſiré Artôt de I 164. 352. II 2.
Paleſtrina, Pierluigi da I 143. II 229.
Panchoulizeff, Fürſtin II 176.
Paoli, Betti II 234.
Papier, Frau Roſa, Opernſängerin II 38. 40.
Pariſini, Fred. II 72. 91. 134*.
Parlaghi, Vilma, Malerin II 145.
Paſetti, Baron I 320.
Paſſini, Ludwig, Maler II 120.
Paterſi, Mme. II 242.
Patti, Adelina I 33. 293. II 118.
Pauer, Max II 338.
Paul, Oskar, Prof. I 179. II 32.
Pembaur, Joſ., Prof. I 163. II 358. 427.
Pergoleſe, G. B. I 340.
Perron, Carl, Opernſänger II 252.
Peſchka-Leutner, Frau Minna I 223.
Peters, C. F., Muſikverlag II 224.
Petöfi, Alexander, Dichter II 361.
Petſchke, Dr. Otto I 237.
Pfohl, Ferd., Kritiker II 103.
Philippovich, Exz. I 302.
Pichler, Adolf I 177. 211. 345.
Pietſch, Ludwig I 240. II 173.
Pinner, Max I 247. 250.
Pirro, André, Bachbiogr. II 143.
Pius IX., Papſt I 296.
Piutti, Karl, Kritiker II 103.
Plaichinger, Thila, Sängerin II 355.
Planck, Fritz, Opernſänger II 272.
Plante, Francis II 143.
Platen, Graf v. I 361. II 93. 303.
Plener, Dr. Ernſt v. 340.
Pleß, Fürſt v. I 53.
Pohl, Anna I 23.
— Laura, geb. Pohl, Frau von Herrmann I 19. 20. 23. 24. 32. 36. 51. 58. 62. 63. 66. 86. 157. 178. 191. 202. 228. 251. II 24. 190. 397.
— Linna, geb. Wohlfarth, Stiefmutter I 20. II 12. 23. 24. 94. 153. 158. 200. 290. 306. 370.
— Fanny, geb. Roſt, Frau von Guſtav I 9. 10. 18.
— Dr. Guſtav, Vater I 21. 37. 49. 50.

Pohl, Louiſe, Frau, geb. Dähne I 21. 37. 51. II 158.
— Richard I 23. 24. 27. 30. 36. 66. 90. 91. 112, 117, 132. 190. 194. 199. 229. 237. 280. II 12. 14. 33. 95. 252. 258.
— Jeanne, geb. Eyth I 23. 36. 90.
Pohle, Hugo II 167.
Pölchau, Dr. II 93.
Polko, Dr. Karl I 223.
— Eliſe I 47. 223.
Poniatowski, Fürſt I 14.
Porges, Heinr. I 277. II 250.
Poſchinger, Heinr. v. II 192.
Poſſart, Ernſt, Rezitator II 315. 427.
Poſſe, Wilh., Harfenvirtuoſe II 34. 263.
Poſſonyi, Anton, Sammler II 238.
Potocka, Gräfin Marie II 370.
Pregi, Marcella, Sängerin II 323.
Preller, Fried. I 95. II 369. 401.
Près, Josquin de I 143.
Pretis, Baron I 317. II 180.
Prieger, Dr. Erich II 103. 143. 202*. 219. 238.
Prokeſch, Gräfin (Fried. Goßmann) II 177. 178.
Pruckner, Karoline II 122.
Prüfer, Dr. Artur II 275. 356. 358. 453.
Pugno, Raoul, Pianiſt II 406.

Radecke, Rob. I 239.
Radius, Geh. Rat u. Frau I 62. 63.
Radziwill, Fürſt Anton I 59.
Raff, Joachim u. Frau I 37. 83. 336. II 131.
— Helene II 131.
Raffael I 312.
Raimund, Ferd. I 371.
Rainer, Ludwig I 104.
— Thereſe I 215.
Ramann, Lina I 247. 268. 270. 338. II 62. 139. 219.
Rameau, Jean Phil., Komponiſt I 222.
Rappoldi, Eduard u. Frau, Laura geb. Kohrer II 2. 12. 31. 94. 119. 161.
Ratzel, Friedrich II 98.
Ratzenberger, Theod. I 28.
Rauch, Chriſt. II 369. 401.
Redwitz, Frhr. Oskar v. II 115.
Regan, Anna, ſpäter Frau Schimon I 182.
Reger, Max II 371. 385. 403. 412. 422. 456.
Reibmayer, Dr. Albert II 36.
Reicher-Kindermann, Hedwig I 286. 352. II 2.
Reichmann, Theod. II 13.
Reinecke, Carl I 51. 98. 99. 163. 184. 251. 287. II 217. 392. 422.
Reiſenauer, Alfred I 336. 358. II 31. 95. 322. 338. 345. 360. 361. 362*. 402.
Reißiger, Kapellmeiſter I 8.
Reißmann, Aug. I 148.
Rejane, Mme. II 346.
Rembrandt I 311.
Remmert, Martha I 158. II 360.
— Margarethe I 269.
Reneſſe, Clara v. II 389. 400.
Repin, J. J. Maler II 430.
Reubke, Otto I 119. 121. II 187. 355.
— Julius I 121.
Reuß, Eduard I 358. II 450.
— Belche, Frau II 396.
Reuter, Fritz II 146.
Rey, Jeanne, Schauſpielerin II 117.
Ribbeck, Prof. Otto II 98.
Richter, Hans, Kapellmeiſter I 103. 233. 308. 375. II 11. 20. 39. 118. 408. 438. 460.
— Ludwig II 369.
— Prof. Raoul II 386.

Riedel, Carl I 39. 41. 42. 81. 111. 119. 121. 129. 157. 160. 165. 178. 184. 197. 198. 260. 268.
Rieſe, Clara I 42.
— Lorenzo, Tenoriſt I 119. 274.
Rieter-Biedermann, Muſikverleger I 186.
Rietſchel, Ernſt II 369.
Rietz, Jul. I 35. 36. 48. II 142.
Rimsky-Korſakoff, N. II 31
Ripper, Alice II 371.
Risler, Ed., Pianiſt II 275
Riſtori, Adelh. I 333.
Ritſchl, Prof. Albr. I 47.
Ritter, Alex. u. Franziska II 437.
— Hertha, ſpäter Frau v. Hauſegger II 350. 416.
Robert, Schauſpieler I 308.
Rodin, Auguſte II 427.
Rohan, Fürſt I 328.
Rohde, Erwin II 98.
Rohlfs, Gerh. I 358. II 11. 95.
Rohonczy, Frau Silvia I 318.
Rokitansky, Baſſiſt I 371. II 40.
Roland, Madame I 227.
Rollett, Dr. Hermann II 182.
Roner, Baron Hermann II 178.
— Baronin II 179.
Röntgen, Engelb. u. Familie I 227.
— Julius u. Gattin I 228.
Rooy, Anton van II 272. 345.
Roquette, Otto II 140.
Roſchmann, Dr. Julius v. I 283.
Roſen, Frau Konſul, geb. Moſcheles II 329. 348.
— Jelka II 335.
Roſenthal, Moritz, Pianiſt I 158. II 200. 338. 345. 444. 447.
Roeſſel, Anatol v. II 358. 361.
Roſſellini, Sig. Zenobia I 97. 136. 228.
Roſſi, Erneſto I 309.
Roſſini I 94. 101. 136. II 16.
Roſtand, Edmond I 372.
Roth, Alice, gen. Roon II 157.
Röthigs Quartett II 407.
Rouſſeau, Jean Jaques I 361.
Rubens I 57. 311. 332. II 34. 93. 133. 152.
Rubinſtein, Anton I 37. 42. 82. 115. 131. 154*—155*. 192. 193. 199. 200. 203. 219. 224. 226. 268. 332. 336. 358. II 2. 3. 27. 40. 62. 103—105. 134. 200. 216. 229. 369.
— Joſef II 66.
— Nikolai I 239.
Rückert, Prof. Friedr. I 47. 49.
Rudolf, Kronprinz v. Öſterreich II 37. 180.
Ruggiero II 82.
Ruſt, Prof. Wilh. I 198. II 102. 142. 147. 174*. 188*. 198. 356.
Rutz, Dr. Ottokar II 423.

Saar, Ferd. v. I 303. 321. 420.
Sachſe-Hofmeiſter, Frau I 352.
Sainte-Beuve II 246. 369.
Saint-Saëns, Camille I 114. II 156. 360.
Salm, Altgraf I 320.
Salm-Horſtmar, geb. Prinzeſſin Hohenlohe II 278.
Salomon, Frau I 221. 325.
Salzer, Marcell, Rezitator II 248.
Sand, George I 356. II 245.
Sanden, Aline II 421.
Sander, Conſt., Muſikverleger I 153. 209. II 30.
Sanderſon, Lilian II 187. 229.
Sandrock, Adele, Schauſpielerin II 184.
St. Hilaire, Marquis de II 93.
Sapellnikoff, Waſ. II 249. 315.
Saraſate, Pablo de I 243.
Sardou, Vict. II 41.
Sauer, Emil, Pianiſt II 63. 66. 360. 444. 447.
— Hella II 345.

Sauerma-Spohr, Gräfin Roſalie I 239. II 170. 263. 277. 333. 336. 357. 387. 424.
Sauret, Emile, Geiger II 170.
Scaria, Emil I 303. 308. II 13.
Schäfer, Baron I 319.
Scharwenka, Xaver u. Frau I 250.
Scheffer, Ary II 369.
Scheffzky, Sängerin I 202. 240.
Scheibe, Auguſte II 170. 406.
Scheidemantel, Karl I 336. II 190. 402.
Scheidt, S. II 119.
— Frl. v. II 361.
Schein, Joh. Herm. II 119.
Scheinpflug, Paul II 419.
Schelper, Otto I 231. 352. II 151.
Scherres, Prof. u. Gattin II 172.
Schicht, Joh. Gottfried, Kantor I 8.
Schiller, Friedrich I 74.
Schillings, Max II 339.
Schimon-Regan, Anna I 294. II 169. 189.
Schindler, Ant. v. I 129. II 195.
Schleinitz, Gräfin I 103. 115. 130. 236. 250, 268. II 13. 32. 92.
Schlippenbach, Komt. II 387.
Schlözer, Kurt v. I 130.
Schmalhauſen, Frl. II 11.
Schmarſow, Kunſthiſtoriker II 98.
Schmedes, Erik, Opernſänger II 349. 396
Schmerling, Anton v. I 318. 324. II 121.
Schmidt, Prof. Adolf u. Familie I 161. 245. 294.
Schmidt & Günther, Verleger I 220.
Schmitt, Alois II 352.
Schnitzler, Artur 352.
Schnorr, Jul. Maler II 369.
Schnorr v. Karolsfeld, Ludw. I 42.
Schober, Franz v. I 249. II 12.
Schönaich, Dr. Guſtav I 311. II 255.
— Franz I 311.
Schönberg, Arnold II 457.
Schönſtein, Baron II 41. 317.
Schopenhauer I 264.
Schorn, Adelh. v. I 118. 119. 157. 274. 275. 335. 336. 355. 369. II 11. 326. 360. 461.
Schradieck, Geiger II 103.
— Henry I 224.
Schreck, Prof. Guſt. II 103.
Schröder, Karl, Kapellmeiſter I 224. II 403.
Schröder-Devrient, Wilhelmine I 34. 49.
Schubert, Franz I 35. 37. 55. 57. 86. 94. 104. 140. 158. 203. 219. 289. 321. 375. II 38. 182. 261.
Schubert, Julius, Verleger I 228.
Schubring, Dr. I 185.
Schuch, Ernſt v., Dirigent u. Frau II 23. 190. 406.
Schulz-Beuthen, Heinrich I 114.
Schulze-Naumburg, Paul II 395.
Schulzen v. Aſten, Frau Anna I 287.
Schumann, Georg, Dirigent I 295.
Schumann, Robert I 21. 34. 35. 37. 39. 49. 66. 94. 114. 140. 147. 163. 202. 203. 225. 332. II 2.
— Clara, geb. Wieck I 21. 38. 100. 179. 244. 287. 326. 342. II 3. 17*—19*. 106. 129. 258. 369.
— Louiſe und Mathilde I 68.
Schumann-Heink, Frau II 233. 253. 371.
Schuppanzigh, Ignaz I 60.
Schuré, Edouard, Schriftſteller I 112.
Schütz, Heinr. II 119.
— Max, Referent II 26.
Schützendorfer, Opernſänger II 416.
Schwarzenberg, Fürſt I 328. II 121.

Schweitzer, Albert, Bachbiograph II 143.
Schweninger, Prof. Ernſt II 205. 232. 279. 346. 408. 437.
Schwind, Moritz v. I 321. II 20. 369.
Scriabine, Alex II 434.
Seebach, Marie I 35. 163. 294.
Seeburg, Frau Dr. E. I 49. 66. 99. 100. 198. 245. 294. 324. II 29. 50. 69. 86. 150.
Seegen, Prof. Joſ. u. Frau Hermine I 376.
Seffner, Karl, Bildhauer II 407.
Ségais, franz. Miniſter I 343. 345.
Segantini, G. Maler II 372.
Seidemann, Bianca II 347.
Seidl, Anton I 352.
Seidler-Wranitzky, Frau Caroli I 49. 137.
Selig, Dr. Paul 27.
Sembrich, Marcella I 33. 293. II 166.
Semper, Gottfr. I 33. 90. 370. II 183. 369.
Senff, Barth., Verleger I 200. 227. 289.
Senfft v. Pilſach I 351. II 106.
Senius, Felix, Tenoriſt II 419.
Senkrah, Arma, Geigerin II 114.
Servais, Franz I 112.
Seſemann, Clara I 210. 215.
Seyfried, Finka v. I 306.
Sgambati, G. I 96. II 17. 63.
Shakesſpeare I 223.
Sickel, Theo. v. I 320.
Sievers, Eduard, Prof. II 423.
Silbernagl, Bildhauer I 254. 262. 268. 313. 333. II 38.
Siloti, A., Pianiſt I 158. II 31. 95. 133. 200. 321. 323. 338. 345.
Silveſtri, Don II 92.
Simon, Marie (Mutter Simon) I 125.
Simony, Prof. I 258.
Simrock, N., Muſikverlag I 190.
Simſon, Reichsger.-Präſident u. Familie I 98.
Siſtermans, Anton II 262.
Sitt, Prof. Hans II 149.
Slade, Spiritiſt II 41.
Smetana, Friedrich I 39.
Smith, Ethel II 69.
Smolian, Arthur II 399. 454.
Sofie, Großherzogin von Weimar 29. 111.
Soldat-Röger, Marie II 385.
Sommer, Opernſänger II 39.
Sonnenkalb, Dr. med. I 125.
Sonnenthal, Adolf v. I 303. II 21. 184.
Soomer, Walter, Opernſänger II 396.
Spaun, Baron Joſef v. I 258. II 175. 179.
Speck-Sternburg, Baron v. II 102.
Speidel, Ludwig I 286.
Spies, Hermine II 97.
Spiridion, Liſzt's Kammerdiener II 61.
Spitta, Prof. Philipp, Bachbiogr. I 137. 197. II 92. 141. 201. 202.
Spitzer, Daniel I 324.
Spohr, Louis I 35. 82. 83.
Spoelberch, Vicomte Louvenjoul II 245.
Spontini, G. I 136. II 34.
Springer, Anton, Kunſthiſtoriker I 179. 259. II 98.
Stade, Kapellmeiſter I 115.
— Prof. Friedr. Wilh. I 355. II 276. 453.
Staël, Frau v. I 362. 401.
Stägemann, Theaterdirektor Max II 27. 386.
Stahr, Adolf I 357. II 11. 33.
— Anna u. Helene I 357.
Stallbaum, Gottfr. I 49.
Standthartner, Dr. u. Familie I 56. 310. II 13. 15. 39. 140*.

Staſſen, Franz II 416. 437.
Staſſoff, Wlad. II 135. 218.
Stavenhagen, Bernh. II 162. 249. 360. 444. 447.
Steinbach, Fritz, Dirigent II 143. 229. 281.
Steiner, Pater II 80.
Stern, Adolf I 21. 67. 77. 81. 85. 111. 112. 191. 275. II 32. 360.
Stieler, Maler Karl Joſeph II 171.
Stockhauſen, Julius I 185. 239. 241. II 165.
Stradal, Aug. II 124. 186.
Straube, Prof. Karl II 103. 371. 380.
Strauß, Joh. I 23. 55. II 146.
— Rich. II 143. 200. 248. 315. 321. 324. 344. 381. 392.
Streicher, Theodor II 406.
Stremayr, Carl v. I 317. 373. II 39.
Strindberg, Aug. II 377.
Strube, Karl II 102.
Stuck, Maler Franz v. II 387.
Styrum, Graf u. Gattin 157.
Sucher, Joſ. I 231.
— Frau Roſa, Sängerin I 267.
Sudermann, Hermann II 184.
Suttner, Baronin Bertha II 274.
Svendſen, Johann I 114.
Swärdſtröm, Walborg, Sängerin II 399.
Szalay, Hofrat v. II 444. 447.
Szarvady-Clauß, Frau I 249.
Szendi, Árpád, Pianiſt II 443.

Taaffe, Graf v. I 319. II 121.
Tagliapietra II 352.
Tamagno, Francesco, Tenoriſt II 262.
Tappert, Wilh., Schriftſteller I 243. II 167.
Tardieu, Herr u. Frau II 13.
Taubert, E. E. I 158.
— Wilh. I 34.
Tauchnitz, Baron v. u. Familie II 5. 29. 35. 461.
Tauſig, Carl I 30. 83. 115. 129. 131. 186. 192. 216. 218. II 122. 369.
Tenger, Mariam II 179. 185. 195.
Tern, Brüder II 186.
Tettau, Frau v. I 272.
Tewele, Komiker I 309.
Thalberg, Sigism. I 332.
Thaulow, Prof. I 75.
Thayer, A. W. I 126. II 195. 197*. 220.
Thierry, A. II 369.
Thierſch, Karl, Chirurg I 245. 259.
Thode, Prof. Henry, Kunſthiſtoriker II 126. 357.
— Frau Daniela, geb. Bülow II 233. 245. 247.
Thoma, Hans, Maler I 162.
Thoman II 443. 447.
Thorwaldſen I 49. 279.
Tichatſchek, Joſ. I 33.
Tilgner, Victor I 312. II 122. 124.
Tillmanns, Hermann, Geh.-Rat II 154.
Timanoff, Vera, Pianiſtin I 247. 249. 336. 337. 357. 358. II 11. 360. 444. 447.
Tinel, Edgar II 217.
Tintoretto I 366.
Tizian I 57. 311. 366. 367. II 341.
Todesco, Baronin Sophie II 35. 105.
Tolſtoj, Graf Alexis I 358. II 346.
Trautmansdorff, Graf v. I 305.
Trebelli, Zelia, Altiſtin I 182.
Treſſtz, Emil I 23. 42. 140. 245. II 5. 400.
Treitſchke, Heinrich v. I 46. 75. II 258.
Tſchaikowsky, Peter I 336. 375. II 149 218. 339.
Tua, Tereſina II 20.
Turgenieff, Iwan I 91. 112. 115. 356.
Tyrolt, Rudolf I 371.

Ujejski, Kornel II 406.
Ullmann, Impreſario I 182. 197.
Unger, Frau Emmy, geb. Baronin Schey II 144.
— Georg, Opernſänger I 241.
— Joſef, I 317. 340. II 39. 121.
Unger-Sabatier, Caroline I 182. II 169.
Urbaczek, Fel. II 421.
Urlus, Jakob, Opernſänger II 340.
Urſpruch, Anton I 355.
Uſedom, Gräfin I 240.

Valerie, Erzherzogin II 15. 114. 122.
Valmore, Vicomte de I 320. II 15.
Van Dijck, Erneſt, Opernſänger II 14. 185. 272.
Van Dyck, Maler I 57. 311.
Varnhagen II 369.
Velasquez 312.
Verdi I 222. 364. 368. II 230. 323. 344.
Veroneſe, Paolo I 366. 367.
Vesque, Frl. v. II 275.
Vetſera, Freiin Marie v. II 181.
Viardot-Garcia, Pauline I 33. 34. 91. 112. 114. 115. 352. 356. II 6*. 7*. 16*. 17. 369.
Vignas, Francesco Opernſänger II 290.
Vigneau, von, Gen.-Intendant II 360. 377.
Vinci, Leonardo da I 365. II 424.
Viſcher, F. Th. II 369.
Vogel, Geh. Rat, Arzt I 205.
— Julie, ſpäter Frau Dohmke I 47.
— Sängerpaar I 191. 286. 346. II 273.
Vogelſtrom, Fritz, Opernſänger II 416.
Volkelt, Prof. John, Geh. Rat II 98. 349*.
Volkland, Alfred, Kapellmeiſter 164. 198.
Volkmann, Rob. I 37. 197. II 31.
— Prof., Richard von II 126.
Voltaire I 362.
Voß, Rich. II 340.

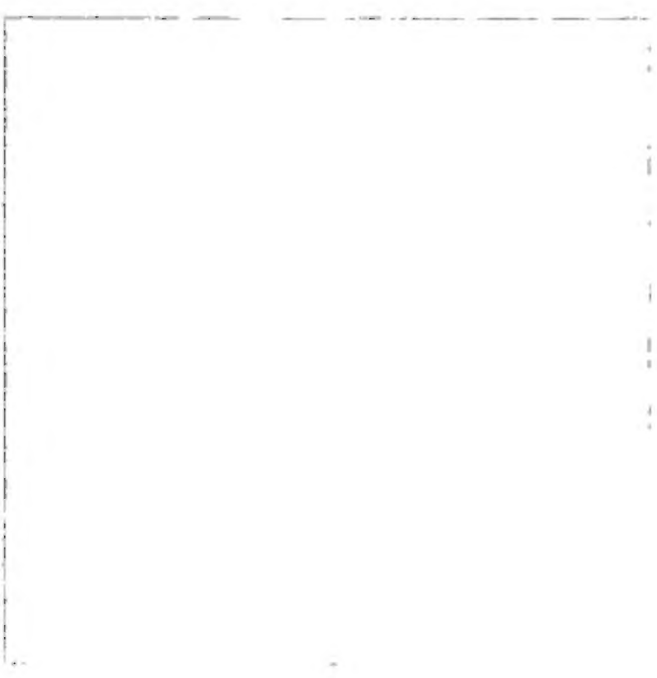
Waal, Monſignore de II 55. 64. 70. 285.
Wach, Adolf, Prof., Geheimrat und Frau I 98.
Wachsmuth, Prof. Kurt II 98.
Wagner, Adolf und Familie II 172.
— Johanna I 35.
— Eva, ſpäter Frau H. Chamberlain II 162. 322. 345. 452.
— Richard I 23. 33. 37. 39. 41. 66. 83. 85. 86. 89. 90. 93. 94. 98. 100. 103. 147. 164. 165. 203. 232. 241. 327. 331. 375. II 3. 10. 12. 13. 27. 61. 151. 154. 359. 369. 384. 400. 406. 436.
— Frau Coſima, geb. Liſzt I 43. 103. 235. II 12. 13. 60. 127. 147. 151. 214*. 222*. 246. 254*. 255*. 347. 436. 465.
— Siegfried II 217. 248. 253. 322. 345. 347. 357. 408. 438. 440. 444. 452.
Walbrüll I 155.
Waldeck, Schauſpieler II 386.
Walker, Edyth II 345. 371.
Wallenreiter I 115.
Wallot, Paul, Prof. II 227.
Walter, Guſtav I 303. 310. 351. II 2. 20. 40.
— Leopold v. und Familie I 58.
Walther, Kaufherr, Erfurt I 272.
Watzdorff, Baron I 361.
Weber, Guſtav I 114.
— Hauptmann, Karl v. II 152.
— Karl Maria v. I 86. 93. II 152.
— Max Maria v. I 93.
Wedekind, Frank, Dichter II 427.
Wedel, Baron II 87. 88.

Wedel, Graf, Karl I 320.
Wehli, Erz. Baron und Gattin I 252. 253. 297. 298. 302. 305. 316. 322. 328. 330. 345. 359. 368. 370. 371. 373. 376. II 10. 11. 36. 93. 173. 175. 191. 212. 228. 234. 250.
Wehner, Arnold, Kapellmeiſter I 225.
Weilen, Dichter II 40.
Weingartner, Felix, Dirigent II 143. 200. 249. 321. 354. 360. 385. 433.
Weinlich, Th., Kantor I 7.
Weiß, Prof. Bernhard I 75.
Weißbach, Verleger I 86. 220.
Weiße, Chriſt. Herm., Prof. I 47.
Weitzmann, Karl Friedrich I 39.
Wenzel, Ernſt I 81. 224. 326.
Wereſchtſchagin, Waſſili I 375. II 120.
Werner, Anton v. 240.
— Prof. Karl und Gattin I 161. 182. 223. II 2. 29. 226.
Wertheimſtem I 316. 326. 327. 340. 361. II 105. 228.
Werther, Julius, Theater-Intendant I 134.
Weſendonk, Herr und Frau I 191. 240 II 173.
Weſſely, Frau 308.
Whiſtling, Kritiker II 103.
Wieck, Marie II 23.
Wiecke, Paul, Schauſpieler II 340. 386.
— Ehepaar II 232.
Wiegand, Emilie, Thekla und Roſi I 191. 203.
Wiehé, Charlotte II 386.
Wierzbilowicz II 345.
Wilbrandt, Adolf, Dichter, und Frau Auguſt geb. Baudius II 40. 248.
Wilde, Oskar II 376.
Wilhelm I., Deutſcher Kaiſer I 126. 236. 271. 326. 327. 328. 341. II 152. 263.
Wilhelm II., Deutſcher Kaiſer II 152. 263. 324.
Wilt, Marie, Sängerin I 245. 283. 285. 288. 289. 298. 307*. 310. 338. 349*. 351. 359. II 9*. 25*. 39. 40. 118. 192.
Wimpffen Baron I 320.
Windelband, Wilhelm I 223.
Winderſtein, Hans, Kapellmeiſter II 248. 275. 321. 324.
Windiſch-Grätz, Prinz Auguſt zu II 270. 318. 321.
— Prinzeſſin Mathilde II 270.
Windſcheidt, Bernh. I 1. 259.
Winkelmann, Hermann, Opernſänger II 13. 14. 39.
Winterberger, Prof. Alex. I 282. II 33. 249.
Wißmann, Major Herm. v. und Gattin II 321. 389.
Witt, Paul de II 249.
Wittgenſtein, Fürſtin Caroline v. I 26. 27. 29. 30. 41. 42. 77. 102*. 109*. 113. 126*. 128*. 137*. 181*. 217*. 218*. 220*. 281*. 333*. 346*. II 17. 47. 57. 72. 73*. 88. 100*. 107*. 108*. 123*. 130*. 131*. 136*. 139. 220. 243*. 285. 326. 328*. 342. 370*. 436.
Wittich, Marie, Opernſängerin II 349. 380. 396.
Wittig, Auguſt, Bildhauer I 358.
Wöhrmann, Frau v. 273.
Wolf, Hugo I 55. II 355. 385.
Wolfrum, Prof. Philipp, Bachbiograph II 143. 247. 360.
Wolter, Frau Charlotte I 239. 303. 308. 309. II 21. 184. 236.
Wolzogen, Hans v. I 112. 191.
— Ernſt v. II 248. 354.
Woyna, Frau v. I 75.
Wüllner, Franz I 104. 239. 339. II 31.

Müllner, Ludwig II 188. 280. 322. 323. 345. 352. 355.
Wundt, Prof. Wilh. I 259. II 98.
Wurm, Mary II 415.
Wurmbrand, Gräfin Steph., geb. Drabély II 122.
Wyzewa, Th. de II 411.

Zahn, Otto I 39.
Zarembsky, Jules I 247. 355.
Zarncke, Friedrich, Prof. I 259. II 98.
Zedtwitz-Liebenſtein, Gräfin II 458.
Zehme-Satran, Albertine I 63. II 158. 249. 354. 377. 406.
Zellner, Heinr. II 124.
Zenker, Paul II 453.
Zeſtermann, Dr. und Familie I 18. 20.
Zichy, Graf Joh. II 447.
Zichy, Graf Geza I 232. 336. II 359. 439. 440. 441. 444. 448. 450.
Ziegler, Clara, Schauſpielerin II 340.
Zimmermann, Agnes 312. 351.
Zirkel, Prof. Franz I 259. II 98.
Zittel, Prof. Karl Alfred von II 131.
Zopff, Prof. Hermann I 119. 121. 163. 179. 183. 234, II 32.
Zſchocher, Johann I 79. 119. 120. 130. 203. 250.
Zſchokke, Prof. I 320. 327.
Zumbuſch, Kaspar I 321. 341.
Zumpe, Hermann, Dirigent II 143.
Zur-Mühlen, Raimund v. II 339.
Zwirner, Ernſt Friedrich, Baumeiſter I 113.

Digitized by Google



Digitized by Google

Stanford University Libraries
3 6105 004 275 967
MUSIC LIBRARY
ML
423
L76
v.2

DATE DUE		
AUG 31 1977		

AUG 19 197
Digitized by Google